

Tiedemann
MÜNCHEN 8
Maria Theresiastraße 7

Nationalökonomische
Abhandlungen

von

David Hume.

Uebersetzt

von

Dr. S. Niedermüller.



Hans Tiedemann.

Leipzig.
Verlag der Dürer'schen Buchhandlung.
1877.

HANS
TIEDEMANN
MÜNCHEN



Vorwort.

Der Werth der vorliegenden Abhandlungen kann nicht besser gekennzeichnet werden, als es Dühring in seiner Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus gethan hat. Er sagt dort (2. Aufl., Seite 124): „Obwohl seine (Humes) uns hier speciell angehenden ökonomischen Reflexionen zu einem großen Theil in das umfassende Werk Adam Smiths übergegangen sind, übt ihre gefällige Form und verhältnismäßige Kürze noch immer einen großen Reiz aus, so daß sie sowohl dem volkswirtschaftlich höher Gebildeten als auch demjenigen, der sich in erheblichen Richtungen noch erst zu bilden hat, Theilnahme abzugewinnen vermögen. Dieser Umstand will sehr viel sagen, wenn man bedenkt, was seitdem in unserm Gebiete geschehen und versucht worden ist. Muß man auch mit dem Beiwort des Classischen sehr sparsam umgehen und geben die Erscheinungen seit dem 18. Jahrhundert vielleicht auch keinen genügenden Grund, es in seinem höchsten Sinne anzuwenden, so dürfte doch eine Annäherung daran von den Humeschen Arbeiten ohne Besorgniß gerühmt werden können.“

Ich gebe die Uebersetzung ohne irgend welche Erläuterungen, da die Werke großer Schriftsteller durch ein derartiges Beiwort von fremder Hand nur verlieren können, die ohnehin, falls sie in Uebersetzung vorliegen, schon durch die Uebersetzung unvermeidlich manche Vorzüge einbüßen.

Eine Einleitung zur Kennzeichnung der Stellung, welche die Humeschen Anschauungen in der heutigen ökonomischen Wissenschaft

v. 96 187

einnehmen, war Angesichts der Thatfache überflüssig, daß sich der nicht orientirte Leser nach dieser Richtung am besten durch das David Hume behandelnde Capitel in dem oben angeführten Werke Dührings unterrichtet, auf welches ich hier besonders hinweise.

Die von Hume in der Abhandlung: Ueber die Bevölkerung der antiken Staaten gemachten lateinischen Citate aus römischen Schriftstellern glaubte ich deutsch wiedergeben zu müssen.

Der Uebersetzung wurde die neueste von Green und Grose besorgte Gesamtausgabe der Werke David Humes (London 1875) zu Grunde gelegt.

Leipzig, 10. November 1876.

Der Uebersetzer.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Vom Handel	1
II. Von der Verfeinerung in den Künsten und Gewerben	12
III. Vom Gelde	22
IV. Vom Zinsfuß	32
V. Von der Handelsbilanz	41
VI. Von der Handelsseiferucht	55
VII. Von den Steuern	58
VIII. Vom Staatscredit	62
IX. Ueber die Bevölkerung der antiken Staaten	75

I. Vom Handel.

Man kann die Mehrzahl der Menschen in zwei Klassen theilen; in oberflächliche Denker, welche bis zur Wahrheit nicht vordringen, und in abstracte Denker, welche über die Wahrheit hinauschießen. Menschen der letzteren Art sind bei weitem die seltensten und ich darf hinzufügen bei weitem die nützlichsten und schätzenswerthesten. Sie geben wenigstens Winke und weisen auf diejenigen Punkte hin, in denen sich die Schwierigkeiten finden, welche zu lösen, ihnen vielleicht das Geschick fehlt; die aber zu glänzenden Entdeckungen führen können, wenn sie von Männern gehandhabt werden, welche sich im Besitze einer richtigeren Methode des Denkens befinden. Im schlimmsten Falle ist, was sie sagen, nicht etwas Alltägliches, und wenn das Verständniß einige Mühe bereiten sollte, so hat man doch die Freude, etwas noch nicht Bekanntes zu hören. Ein Schriftsteller, der uns nichts anderes zu sagen weiß, als was wir bei jeder Unterhaltung im Café lernen können, ist von geringem Werth.

Alle oberflächlich denkenden Leute sind geneigt selbst gründliche Denker als unverständliche Köpfe, als Metaphysiker und Klügler zu verschreien, und niemals wollen sie die Nichtigkeit irgend einer Sache zugeben, welche über ihr eigenes Vorstellungsvermögen hinausgeht. Ich gestehe, es gibt manche Fälle, in denen ungewöhnliche Spitzfindigkeit im Voraus die Unrichtigkeit stark vermuthen läßt, und in denen man nur einem natürlichen und leicht verständlichen Raisonnement trauen darf. Wenn sich Jemand über seine Stellungnahme in irgend einer besondern Angelegenheit schlüssig macht und in dem politischen Verhalten, dem Gewerbsbetriebe, der Hauswirthschaft oder irgend einem alltäglichen Geschäfte Pläne entwirft, so sollte er niemals zu seine Gründe austüfteln oder eine zu lange Kette von Folgerungen an einander knüpfen. Es tritt sicherlich etwas ein, was seine Schlüsse durchkreuzen und einen ganz andern Ausgang herbeiführen wird, als er erwartet hatte. Doch wenn wir über allgemeine Gegenstände Betrachtungen anstellen, so darf man mit Recht behaupten, daß unsere Speculationen kaum jemals zu sein sein können, vorausgesetzt, daß sie richtig sind, und daß der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Kopfe und einem Manne von Genie sich hauptsächlich durch die Seichtheit oder Tiefe der Principien zu erkennen gibt, auf welche sie ihre Schlüsse bauen. Allgemeine Betrachtungen müssen schon ihrer Allgemeinheit wegen verwickelt erscheinen; denn für die Menge ist es keine leichte Sache,

in einer großen Anzahl von einzelnen Thatfachen den gemeinfamen Punkt zu erkennen, in dem sie alle übereinstimmen, oder denselben rein und ungetrübt von andern unnöthigen Nebenpunkten abzufondern. Jedes Urtheil und jeder Schluß geht bei ihr auf das Einzelne. Sie vermag ihren Blick nicht bis zu jenen allgemeinen Sätzen zu erweitern; welche der Inbegriff einer unbegrenzten Anzahl von besondern Fällen sind und in einem einzigen Theorem eine ganze Wissenschaft einschließen. Ihr Auge verwirrt sich bei einer so weiten Aussicht; die aus solchen Sätzen abgeleiteten Folgerungen, mögen sie noch so deutlich ausgesprochen sein, kommen ihr verworren und dunkel vor. Dennoch ist gewiß, daß wir allgemeinen Principien, wenn sie richtig und gesund sind, im allgemeinen Gange der Dinge stets den Vorzug geben müssen, wie verwickelt sie auch scheinen und wie sehr sie in Einzelfällen das Richtige verfehlen mögen; denn es ist die Hauptaufgabe der Philosophen, ihre Aufmerksamkeit auf den allgemeinen Gang der Dinge zu richten. Ich darf hinzufügen, daß es in gleicher Weise die Hauptaufgabe der Staatsmänner ist, zumal in der inneren Staatsverwaltung, wo das öffentliche Wohl, dem sich ihre Fürsorge widmet oder doch widmen sollte, von dem Zusammen einer Menge Ursachen, nicht wie in der äußeren Politik, von Zufälligkeiten und Glücksschwankungen und den Launen einzelner Menschen abhängt. Darin besteht der Unterschied zwischen besondern Erwägungen und allgemeinen Schlüssen, und darin liegt der Grund, warum Feinheit und Schärfe im letzteren Falle bei weitem zweckmäßiger ist als im ersteren.

Diese Einleitung hielt ich an der Spitze der folgenden Abhandlungen über Handel, Geld, Zins, Handelsbilanz u. s. w. für durchaus erforderlich, in denen vielleicht einige Principien auftreten, die nicht zu den allbekanntesten gehören und welche für so alltägliche Gegenstände zu fein und zu scharf erscheinen mögen. Sind sie falsch, so möge man sie verwerfen; aber Niemand sollte schon deshalb gegen sie ein Vorurtheil hegen, weil sie sich nicht in dem gewöhnlichen Gleiße bewegen.

Es wird meistens angenommen, daß die Größe und Macht eines Staates und das Glück seiner Unterthanen, so unabhängig sie in mancher Beziehung auch angesehen werden mögen, dennoch in Hinsicht auf Handel und Verkehr unzertrennlich mit einander verknüpft seien; und daß, wie die Macht des Gemeinwesens dem Gewerbe und dem Reichthum der Bürger größere Sicherheit verleihe, so auch das Gemeinwesen mächtiger werde entsprechend dem Wohlstande und der Ausdehnung des Handels seiner Bürger. Dieser Satz ist im Allgemeinen richtig, obgleich ich dem Gedanken Raum geben muß, daß er möglicherweise Ausnahmen erleiden mag, und wir ihn oft mit zu wenig Rückhalt und Einschränkung aufstellen. Es kann immerhin vorkommen, daß Handel und Reichthum und Luxus der Einzelnen, anstatt dem Gemeinwesen mehr Stärke zu verleihen, nur zur Minderung seiner Kriegsmacht und zur Schwächung seines Ansehens bei den benachbarten Nationen dient. In der Natur des Menschen liegt etwas Schwankendes; für mancherlei Meinungen, Grundsätze und Lebensmaximen ist er

empänglich. Was ihm wahr erscheint, so lange sein Denken einer gewissen Richtung anhängt, erscheint ihm falsch, wenn er Sitten und Meinungen angenommen hat, die den früheren entgegengesetzt sind.

Die Bevölkerung eines jeden Staates kann in Ackerbauer und Manufacturisten getheilt werden. Die ersteren beschäftigen sich mit der Bearbeitung des Bodens, die letzteren verfertigen aus den von jenen gelieferten Materialien alle die Waaren, welche zum Unterhalt und zur Verschönerung des menschlichen Lebens dienen. Sobald die Menschen aus dem Zustande der Wildheit, in welchem sie hauptsächlich von Jagd und Fischfang leben, heraustreten, müssen sie sich in diese beiden Klassen scheiden, obgleich die Künste des Landbaus anfangs den zahlreichsten Theil der Gesellschaft in Anspruch nehmen. Zeit und Erfahrung vervollkommen diese Künste so sehr, daß der Boden mit Leichtigkeit eine viel größere Anzahl von Menschen ernähren kann, als unmittelbar zu seiner Bebauung oder zur Lieferung der nöthwendigsten Ackergeräthschaften erforderlich sind.¹⁾

Wenn diese überschüssigen Arbeitskräfte sich feineren Gewerben zuwenden, welche man Luxusgewerbe zu nennen pflegt, so vergrößern sie das Glück des Staates, indem sie Manchem die Möglichkeit bieten, sich Genüsse zu verschaffen, die ihm sonst unbekannt geblieben wären. Läßt sich aber nicht ein anderer Plan für die Verwerthung dieser überschüssigen Arbeitskräfte vorschlagen? Könnte das Oberhaupt des Landes sie nicht in Anspruch nehmen und in der Flotte und dem Heere verwenden, um die auswärtigen Besitzungen des Staates zu erweitern und dessen Ruhm über ferne Völker auszubreiten? Es ist gewiß, je geringere Ansprüche und Bedürfnisse die Landeigenthümer und Landarbeiter haben, desto weniger Hände werden sie zur Befriedigung derselben beschäftigen. In Folge dessen können die überschüssigen Bodenerzeugnisse, anstatt Händler und Handwerker zu ernähren, Flotten und Armeen in einer weit größeren Ausdehnung unterhalten, als wenn eine große Menge Künste und Gewerbe erforderlich ist, um dem Wohlleben einzelner Menschen zu dienen. Hier aber scheint mir eine Art von Gegensatz zwischen der Größe des Staates und dem Glücke des Unterthanen stattzufinden. Ein Staat ist nie größer, als wenn alle seine überschüssigen Kräfte im Dienste des Gemeinwesens Verwendung finden. Das bequeme und üppige Leben von Privatpersonen fordert, daß diese Kräfte in ihren Diensten benutzt werden. Der eine kann aber nur auf Kosten des andern zufrieden gestellt werden. Gleichwie der Ehrgeiz des Fürsten dem Luxus und Wohlleben einzelner Unterthanen Eintrag thun muß, so muß auch umgekehrt

¹⁾ Herr Melon behauptet in seinem politischen Aufsätze über den Handel, daß wenn man die Bevölkerung von Frankreich in 20 Theile theilt, selbst gegenwärtig davon 16 auf die Landarbeiter und Bauern, nur zwei auf die Handwerker, einer auf Richter, Geistliche und Militairs, und einer auf Kaufleute, Finanzleute und Unternehmer komme. Diese Rechnung enthält große Irrthümer. In Frankreich, England und wohl in den meisten Theilen von Europa lebt die Hälfte der Bevölkerung in Städten; und selbst von denen, welche auf dem Lande leben, besteht noch ein großer Theil, vielleicht über ein Drittel, aus Handwerkern.

Luxus und Wohlleben einzelner Unterthanen die Macht des Staates verringern und den Ehrgeiz des Fürsten einschränken.

Was ich hier sagte ist keine leere Einbildung, sondern findet seine Begründung in Geschichte und Erfahrung. Die Republik Sparta war gewiß mächtiger, als heute irgend ein Staat der Welt von gleicher Bevölkerung und das war allein dem Umstande zu danken, daß ihr Handel und luxuriöses Wohlleben fremd war. Die Heloten waren die Arbeiter, die Spartaner waren die Soldaten und Herren. Es leuchtet ein, daß die Arbeit der Heloten zum Unterhalt einer so großen Anzahl von Spartanern nicht ausgereicht haben würde, wenn dieselben in behaglicher Ueppigkeit gelebt und einer Menge von mannigfaltigen Gewerben und Manufacturen Beschäftigung gegeben hätten. Dieselbe Politik bemerkt man in Rom. Und überhaupt durch die ganze alte Geschichte beobachtet man, daß die kleinsten Republiken größere Armeen schufen und unterhielten, als gegenwärtig Staaten von der dreifachen Bevölkerung zu erhalten im Stande sind. Man hat berechnet, daß bei allen europäischen Nationen das Zahlenverhältniß zwischen Militair und Bevölkerung das von eins zu hundert nicht übersteigt. Dagegen lesen wir, daß allein die Stadt Rom mit ihrem kleinen Gebiete in früheren Zeiten gegen die Latiner zehn Legionen (ungefähr 42000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter) aufbrachte und unterhielt. Athen, dessen Gesamtgebiet nicht größer war¹⁾ als Yorkshire sandte zum Zuge gegen Sicilien nahe an 40000 Mann aus. Dionysius der ältere soll außer einer bedeutenden Flotte von 400 Fahrzeugen ein stehendes Heer von 100000 Mann Fußtruppen und 10000 Reitern gehalten haben,²⁾ obgleich sein Gebiet nichts weiter umfaßte, als die Stadt Syracus, ein Drittel der Insel Sicilien und einige Seehäfen und feste Plätze an der Küste von Italien und Syrien. Es ist wahr, die Heere der Alten lebten zur Kriegszeit größtentheils vom Plündern; aber plünderte der Feind seinerseits nicht auch? und das war doch die denkbar zerstörendste Art der Steuererhebung. Kurz man kann für die große Machtüberlegenheit der älteren Staaten über die neueren keinen anderen einleuchtenden Grund angeben, als ihre Unbekanntheit mit Handel und luxuriösem Wohlleben. Es wurden nur wenige Handwerker und Künstler durch die Arbeit des Feldbaus unterhalten, und daher konnten mehr Soldaten davon leben. Livius sagt, daß es der Stadt Rom zu seiner Zeit würde schwer geworden sein ein ebenso großes Heer aufzubringen, wie sie es in ihren früheren Tagen gegen die Gallier und Latiner ausgesandt habe.³⁾ An Stelle jener Soldaten, welche zur Zeit des Camillus für Freiheit und Herrschaft fochten, gab es in den Tagen des Augustus

¹⁾ Thucydides lib. VII.

²⁾ Diod. Sic. lib. VII. Ich glaube, diese Angabe ist, um nichts Schlimmeres zu sagen etwas verdächtig; hauptsächlich da dieses Heer nicht aus Bürgern, sondern aus Niethstruppen bestand.

³⁾ Titi Livii, lib. VII. cap. 24. Ich glaube, sagt er, Reichthum und Luxus sind es allein, woran wir krankten (Adeo in quae laboramus, sola crevimus divitias luxuriamque.)

Musiker, Maler, Köche, Schauspieler und Schneider; und wenn der Boden während beider Zeitperioden gleich gut bebaut war, so konnte er sicherlich eine gleiche Anzahl Menschen ebensogut in dem einen, wie in dem andern Berufe ernähren. Zur Befriedigung der reinen Lebensbedürfnisse leistete man in der späteren Periode nichts mehr, als in der früheren.

Es ist selbstverständlich, daß man bei dieser Gelegenheit die Frage aufwirft, ob für die regierenden Machthaber die Möglichkeit vorhanden ist, zu den Staatsmaximen der Alten zurückzukehren und dem zufolge ihren eigenen Vortheil mehr zu berücksichtigen, als das Glück ihrer Unterthanen. Ich antworte, daß mir dies fast unmöglich zu sein scheint und zwar deshalb, weil die Politik der Alten auf Gewalt beruhte und mit dem natürlicheren und gewöhnlicheren Gange der Dinge in Widerspruch stand. Es ist wohlbekannt, nach wie sonderbaren Gesetzen Sparta regiert wurde und welch ein Wunderding jene Republik mit Recht in den Augen eines Jeden ist, der bedenkt, wie sich die menschliche Natur in andern Völkern und andern Zeiten entfaltet hat. Wäre das Zeugniß der Geschichte minder sicher und umständlich, solch eine Regierung würde uns als eine bloße philosophische Grille oder Einbildung vorkommen, die einer practischen Durchführung stets unfähig wäre. Und obgleich die römische und die andern Republiken der Alten auf einigermaßen natürlicheren Principien beruhten, so gehörte doch ein ungewöhnliches Zusammen von Umständen dazu, daß sie sich so drückenden Lasten unterzogen. Sie waren freie; sie waren kleine Staaten; und kriegerisch wie das Zeitalter war, standen ihre sämtlichen Nachbarn beständig unter Waffen. Freiheit erzeugt naturgemäß Gemein Sinn, zumal in kleinen Staaten; und dieser Gemein Sinn, diese Vaterlandsliebe, muß zunehmen, wenn das Gemeinwesen fast in beständiger Unruhe lebt und die Menschen genöthigt sind, jeden Augenblick sich zur Vertheidigung desselben den größten Gefahren auszusetzen. Eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Kriegen macht jeden Bürger zum Soldaten; er zieht selbst ins Feld, sobald ihn die Reihe trifft, und sorgt während seines Dienstes im Großen und Ganzen für seinen Unterhalt selbst. Dieser Dienst ist in der That einer schweren Abgabe gleich zu rechnen; aber er wird weniger von einem Volke empfunden¹⁾, das den Waffen ergeben ist, das mehr für Ehre und Genugthuung kämpft, als für Sold, und das Gewinnst und Gewerthätigkeit ebensowenig kennt, wie Vergnügungen. Dazu kommt noch die große Gleichheit des Besitzes

¹⁾ Die älteren Römer lebten in ununterbrochenem Kriege mit allen ihren Nachbarn; und in dem alten Latein bedeutet der Ausdruck „hostis“ sowohl einen Fremden wie einen Feind. Cicero, der dies anmerkt, schreibt es der Menschlichkeit seiner Vorfahren zu, welche die Benennung eines Feindes so viel als möglich gemildert hätten, indem sie ihn mit demselben Namen benannten, der einen Fremden bezeichnete. De Off. lib. II. Indeß ist es nach den Sitten der betreffenden Zeiten weit wahrscheinlicher, daß die Rohheit jenes Volkes groß genug war, um alle Fremden als Feinde zu betrachten und sie mit demselben Namen zu bezeichnen. Uebrigens reimt es sich nicht mit den gemeinsten Regeln der Politik oder der Natur, daß irgend ein Staat die Feinde seines

unter den Einwohnern der alten Republiken, in denen je ein Acker, wie er im Besitze eines einzelnen Bürgers war, eine Familie zu erhalten vermochte, welcher Umstand die Zahl der Bürger auch ohne Handel und Manufacturen sehr beträchtlich machte.

Obwohl nun das Fehlen von Handel und Manufacturen in einem freien und sehr kriegerischen Volke bisweilen keine andere Wirkung haben mag, als das Gemeinwesen mächtiger zu machen, so ist doch gewiß, daß es im gewöhnlichen Gange der menschlichen Dinge eine ganz entgegengesetzte Folge nach sich ziehen wird. Ein Fürst muß die Menschen nehmen wie er sie vorfindet, und er darf sich nicht unterfangen, in ihren Grundsätzen und ihrer Denkart irgend eine gewaltsame Aenderung durchsetzen zu wollen. Ein langer Zeitraum im Verein mit mannigfachen Vorgängen und Umständen sind zur Verbeiführung jener großen Umwälzungen erforderlich, welche die Gestaltung der menschlichen Dinge so sehr verändern. Und je unnatürlicher eine Reihe von Principien ist, auf denen eine bestimmte Gesellschaft beruht, auf desto mehr Schwierigkeiten wird der Gesetzgeber, mit der Einführung und Aufrechterhaltung solcher Principien stoßen. Die beste Politik ist die, welche der herrschenden Stimmung der Menschen nachgibt und ihnen alle die Verbesserungen, für welche sie empfänglich sind, zu Theil werden läßt. Nun vergrößert aber dem natürlichen Verlaufe der Dinge gemäß Industrie und Kunst und Gewerbe und Handel sowohl die Macht des Staatsoberhauptes, als auch das Glück der Unterthanen; und diejenige Politik ist gewaltthätig, welche das Gemeinwesen vergrößert, indem sie die Einzelnen arm macht. Das wird sich leicht aus einigen wenigen Betrachtungen über die Folgen der Trägheit und der Uncultur ergeben.

Da wo Manufacturen und technische Künste nicht getrieben werden, muß die ganze Bevölkerung beim Landbau Beschäftigung finden; und wenn ihre Geschicklichkeit und ihr Fleiß zunimmt, so muß ihre Arbeit einen großen Ueberschuß über die zu ihrem Unterhalt ausreichende Menge von Erzeugnissen hervorbringen. Sie hat in Folge dessen keine Neigung, ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß zu steigern, da sie nicht im Stande ist, jenen Ueberschuß gegen irgend welche Waaren auszutauschen, die entweder ihrem Vergnügen oder ihrer Eitelkeit dienen könnten. Natürlicherweise nimmt eine Art gleichgültiger Unthätigkeit überhand. Der größere Theil des Bodens liegt unangebaut. Der angebaute Theil gibt bei weitem nicht seinen höchsten Ertrag, weil es denen, die ihn bestellen, an Geschicklichkeit und Ausdauer mangelt. Wenn irgend einmal eine Nothlage, in welche das Gemeinwesen geräth, die Verwendung einer großen Menge

GemeinweSENS mit freundlichen Augen ansieht oder irgend welche derartige Gesinnungen gegen sie hegt, wie der römische Redner sie seinen Vorfahren zuschreiben möchte. Nicht zu gedenken, daß die ersten Römer in der That Seeräuber trieben, wie wir aus den frühesten Verträgen mit Carthago erfahren, die uns Polybius lib. III aufbewahrt hat, und daß sie in Folge dessen gleich den Corsaren von Tunis und Algier wirklich mit fast allen Völkern im Kriege lager und bei ihnen Fremder und Feind fast ganz gleich bedeutende Ausdrücke waren.

Menschen im öffentlichen Dienste erforderlich macht, so schafft die Arbeit des Volkes alsdann keine Ueberschüsse, durch welche diese Menge unterhalten werden könnte. Der Landmann ist nicht im Stande, plötzlich seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß zu steigern. Unangebautes Land kann erst im Laufe von einigen Jahren in einen ertragsfähigen Zustand gebracht werden. Mittlerweile müssen die Kriegsheere plötzlich und im Sturm Eroberungen machen, oder aus Mangel an Unterhalt verabschiedet werden. Ein regelmäßiger Angriff oder eine regelmäßige Vertheidigung ist deshalb von einem solchen Volke nicht zu erwarten, und seine Soldaten müssen ebenso unwissend und ungeschickt sein wie seine Landwirthe und Manufacturisten.

Alles in der Welt wird durch Arbeit erkauft, und unsere Leidenschaften sind es allein, welche uns zur Arbeit treiben. Wenn eine Nation an Manufacturen und technischen Künsten reich ist, so studiren sowohl die Landeigenthümer, als auch die Landwirthe den Ackerbau wie eine Wissenschaft und verdoppeln ihren Fleiß und ihre Sorgfalt. Der aus ihrer Arbeit erwachsende Ueberschuß geht nicht verloren, sondern wird an Manufacturisten gegen solche Waaren ausgetauscht, nach denen das Verlangen nach Wohlleben die Menschen nunmehr lüstern macht. Dadurch ereignet es sich, daß der Boden eine weit größere Menge von Lebensbedürfnissen liefert, als für diejenigen, welche ihn bebauen, ausreichend sein würde. In friedlichen und ruhigen Zeiten dient dieser Ueberschuß zum Unterhalt der Manufacturisten und zur Förderung der freien Künste. Aber für den Staat ist es leicht, viele von diesen Manufacturisten in Soldaten umzuwandeln und durch die Ueberschüsse zu unterhalten, die aus der Arbeit der Landwirthe entspringen. Demgemäß finden wir, daß es sich in allen civilisirten Staaten so verhält. Wenn das Staatsoberhaupt eine Armee auf die Beine bringt; was ist die Folge? Es legt eine Steuer auf. Diese Steuer nöthigt einen Jeden sich in Dingen einzuschränken, die zu seinem Unterhalt minder nothwendig sind. Diejenigen, welche dergleichen Waare erzeugen, müssen entweder ins Heer eintreten oder sich dem Ackerbau zuwenden und dadurch eine Anzahl Landarbeiter nöthigen ihrerseits aus Mangel an Beschäftigung, Soldat zu werden. Und um die Sache in einem ganz allgemeinen Satze abstract auszudrücken: Manufacturen heben die Macht eines Staates dadurch, daß sie einen großen Vorrath an Arbeit aufhäufen und zwar Arbeit in einer solchen Gestalt, daß das Gemeinwesen sie in Anspruch nehmen kann, ohne irgend Jemanden der Lebensbedürfnisse zu berauben. Je mehr Arbeit aber über die nothwendigen Lebensbedürfnisse hinaus verrichtet wird, desto mächtiger ist ein Staat, in dem die in solcher Arbeit beschäftigten Personen leicht im öffentlichen Dienste verwandt werden können. In einem Staate ohne Manufacturen mag dieselbe Anzahl von Arbeitern vorhanden sein, aber es gibt dort nicht dieselbe Menge von Arbeit, noch auch Arbeit von derselben Gattung. Alle Arbeit wird dort auf das Nothwendige verwandt, welches geringen oder auch gar keinen Abbruch erleiden kann.

Somit sind das Glück des Staates und die Größe seines Regenten,

soweit es Handel und Manufacturen betrifft, im Großen und Ganzen verbunden. Es ist ein gewalthätiges und in den meisten Fällen unausführbares Verfahren, den Landarbeiter zu zwingen, daß er sich plagt, um dem Boden mehr abzugewinnen, als was ihn und seine Familie ernährt. Man versorge ihn mit Manufacturen und Bequemlichkeiten, und er wird es von selbst thun. Hernach wird es leicht sein, einen Theil seiner überschüssigen Arbeit in Beschlag zu nehmen und sie für den öffentlichen Dienst zu verwenden, ohne ihm seinen regelmäßigen Lohn dafür zu geben. An Fleiß gewöhnt, wird er dies für weniger drückend halten, als wenn man ihn auf einmal ohne Vergütung zur Vermehrung seiner Arbeit zwingen wollte. Eine gleiche Bewandniß hat es mit den andern Gliedern des Staates. Je größer der Vorrath ist an Arbeit aller Art, eine desto größere Menge kann von diesem Haufen weggenommen werden, ohne daß sich irgend eine Aenderung an ihm bemerklich machen würde.

Öffentliche Kornkammern, Kleidermagazine, Zeughäuser, alle diese Dinge — muß man zugestehen — sind wahrer Reichthum und wahre Kraft in einem Staate. Handel und Gewerbefleiß sind in der That nichts als ein Arbeitsmagazin, welches in friedlichen und ruhigen Zeiten für die Bequemlichkeit und zur Befriedigung der Bedürfnisse der Einzelnen benutzt wird, sich aber zur Zeit der Nothlage des Staates theilweise zum Vortheil des Ganzen verwenden läßt. Könnte man eine Stadt in eine Art von befestigtem Lager umwandeln und jeder Brust einen so kriegerischen Geist und eine solche Leidenschaft für das Gemeinwohl einpflanzen, daß ein Jeder die größten Beschwerden dem Ganzen zu Liebe willig auf sich nähme, so würden diese Gesinnungen heute, gleich wie in den alten Zeiten, zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit allein hinreichend antreiben und den Bestand des Gemeinwesens sichern. Dann würde es vortheilhaft sein, gleich wie in Feldlagern alle Künste und allen Luxus zu verbannen und das Fuhrwesen und Speise und Trank so einzuschränken, daß Proviant und Fourage länger vorhielten, als wenn die Armee mit einer Menge überflüssigen Troßes belastet wäre. Da aber diese Principien den Eigennuß zu wenig in Rechnung ziehen und zu schwer durchzusetzen sind, so muß man die Menschen durch andere Leidenschaften regieren und sie mit dem Geiste der Habgucht und des Fleißes, der Kunst und des Wohllebens beselen. Das Lager ist in diesem Falle mit einem überflüssigen Gefolge belastet, aber der Proviant fließt dem entsprechend reichlicher. Die Harmonie des Ganzen hat dauern den Bestand, und indem man sich dem natürlichen Gange des Geistes mehr fügt, finden bei der Beobachtung dieser Maximen die Einzelnen eben so gut, wie das Gemeinwesen ihre Rechnung.

Dieselbe Methode der Untersuchung läßt uns einsehen, welchen Vortheil der auswärtige Handel gewährt, indem er sowohl die Macht des Staates, als den Wohlstand und das Glück der Unterthanen vergrößert. Er vermehrt den Vorrath von Arbeit in der Nation und der Regent kann davon so viel, als er für nöthig findet, zu Staatszwecken verwenden. Durch seine Einfuhr schafft der auswärtige

Handel Materialien für neue Manufacturen, durch seine Ausfuhr bringt er Arbeit in einzelnen Artikeln, die im Inlande nicht verbraucht werden könnten. Kurz in einem Lande, das eine starke Ein- und Ausfuhr besitzt, muß weit mehr Gewerbefleiß und zwar angewandt auf Gegenstände des feineren und höheren Lebens vorhanden sein, als in einem Lande, das mit seinen einheimischen Waaren zufrieden ist. Jenes ist in Folge dessen nicht nur mächtiger, sondern auch reicher und glücklicher. Die einzelnen Bürger ernten von diesen Waaren in sofern Nutzen, als dieselben ihren Sinnen und Begierden Befriedigung gewähren. Und ebenso gewinnt das Gemeinwesen dabei, weil auf diese Weise ein größerer Vorrath von Arbeit für jeglichen öffentlichen Nothstand aufgehäuft, das heißt eine größere Anzahl von arbeitsamen Menschen unterhalten wird, die zum Dienst für das Gemeinwesen abgerufen werden können, ohne daß irgend Jemandem die Bedürfnisse oder auch nur die Hauptbequemlichkeiten des Lebens genommen würden.

Befragen wir die Geschichte, so werden wir finden, daß bei den meisten Nationen der Handel mit dem Auslande jeglicher Verfeinerung in den inländischen Manufacturen vorausgegangen ist und den einheimischen Luxus hervorgerufen hat. Man ist eher versucht, fremde Waaren, die zur Verwendung fertig liegen und für uns gänzlich neu sind, in Gebrauch zu nehmen, als an irgend einem einheimischen Erzeugnisse Verbesserungen zu machen, die stets mit langsamen Schritten vorwärts gehen und uns niemals durch ihre Neuheit reizen. Sehr groß ist ferner der Nutzen, den die Ausfuhr jener Waaren abwirft, welche daheim überflüssig sind und mithin den fremden Nationen, deren Boden oder Klima für die Production derselben nicht günstig ist, wenig kosten. Auf diese Weise lernt der Mensch die Freuden des Wohllebens und die Gewinne des Handels kennen, und sein Geschmac am guten Leben und sein Fleiß, einmal erwacht, treiben ihn zu immer weiteren Verbesserungen in jedem Zweige sowohl des einheimischen als auch des auswärtigen Gewerbes an. Und dies ist vielleicht der Hauptvortheil, der aus dem Handel mit dem Auslande entspringt. Er weckt die Menschen aus ihrer unthätigen Gleichgültigkeit; und dem reicheren und üppiger lebenden Theile der Nation Gegenstände des Luxus darbietet, von dem dieser sich vorher nie träumen ließ, erweckt er in ihm das Verlangen nach einer glänzenderen Lebensweise, als seine Vorfahren genossen haben. Zu gleicher Zeit machen die wenigen Kaufleute, welche das Geheimniß der Ein- und Ausfuhr besitzen, große Profite und im Reichthum Nebenbuhler des alten Adels werdend, locken sie andere kühne, empor strebende Männer an, im Handel mit ihnen zu wetteifern. Nachahmung verbreitet bald alle jene Künste und Gewerbe, da die inländischen Manufacturen den fremden in ihren Verbesserungen nacheifern und jede einheimische Waare zu der äußersten Vollkommenheit bringen, deren sie fähig ist. Der eigene Stahl und das eigene Eisen wird in so betriebsamen Händen dem Golde und den Rubinen Indiens gleich.

Wenn die Entwicklung der Gesellschaft bei diesem Punkte angelangt

ist, wird es möglich sein, daß eine Nation ihren auswärtigen Handel fast ganz verliert und dennoch ein großes und mächtiges Volk bleibt. Wollen Ausländer uns irgend eine Waare nicht mehr abnehmen, so müssen wir aufhören, sie zu produciren. Die nämlichen Arbeiter werden sich dann irgend einer Verfeinerung in anderen Artikeln zuwenden, für welche im Inlande Bedarf vorhanden ist. Und dort muß ihnen stets ein Arbeitsfeld offen stehen, bis Jedermann im Lande, der Vermögen besitzt, sich einer so großen Fülle von einheimischen Waaren und zwar in solcher Vollendung erfreut, als er begehrt, was unmöglich jemals eintreten kann. China gilt als eins der blühendsten Reiche der Welt, und dennoch hat es über seine eigenen Besitzungen hinaus sehr wenig Handel.

Es wird hoffentlich nicht für eine überflüssige Abschweifung angesehen, wenn ich hier bemerke, daß wie die größere Menge der mechanischen Künste von Vortheil ist, so auch die größere Anzahl der Menschen es ist, denen die Erzeugnisse dieser Künste zu Theil werden. Eine zu große Vermögens-Ungleichheit unter den Bürgern schwächt den Staat allemal. Jeder Mensch sollte womöglich die Früchte seiner Arbeit genießen, im vollen Besitze aller Nothwendigkeiten und mancher Bequemlichkeiten des Lebens. Niemand kann zweifeln, daß solch eine Gleichheit der menschlichen Natur am meisten entspricht und das Glück der Reichen weit weniger vermindert, als das der Armen erhöht. Auch vergrößert sie die Macht des Staates und bewirkt, daß alle außergewöhnlichen Abgaben und Steuern mit mehr Bereitwilligkeit gezahlt werden. Wo die Reichthümer in den Händen Weniger angehäuft sind, da müssen diese Wenigen zur Deckung der Staatsbedürfnisse sehr bedeutende Beiträge liefern. Befinden sich aber die Reichthümer in der Masse des Volkes zerstreut, so ist die Last auf den einzelnen Schultern leicht, und die Steuern bewirken in der Lebensweise der Einzelnen keinen sehr fühlbaren Unterschied.

Weiter ist zu erwägen, daß die Wenigen, in deren Händen sich die Reichthümer befinden, nothwendig alle Macht besitzen und sich bereitwillig verbinden werden, um die gesammte Last auf die Armen zu wälzen und sie immer weiter zu unterdrücken, bis sie zu jeglicher Thätigkeit den Muth verloren haben.

In diesem Umstande liegt das große Uebergewicht Englands über jede Nation der Erde, die heute lebt oder jemals in den Büchern der Geschichte aufgetreten ist. Allerdings macht sich bei den Engländern der hohe Preis der Arbeit im Handel mit dem Auslande zu ihrem Nachtheil fühlbar, was zum Theil die Folge ist, sowohl von der Wohlhabenheit seiner Handwerker, als von der Fülle des Geldes; aber da der auswärtige Handel nicht die wichtigste Angelegenheit ist, so kann er mit dem Glück so vieler Millionen unmöglich verglichen werden. Und wenn es sonst nichts gäbe, was ihnen jene freie Regierung, unter der sie leben, lieb und werth machen würde; dieser eine Umstand wäre allein hinreichend. Die Armuth des gemeinen Volkes ist eine natürliche, wenn nicht unfehlbare Folge der absoluten Monarchie; wiewohl ich zweifle, ob es andererseits immer richtig sei, daß sein

Wohlstand ein unfehlbares Ergebnis der Freiheit ist. Die Freiheit muß von besondern Zufällen und einer gewissen Richtung im Denken und Meinen begleitet sein, soll sie diese Wirkung hervorrufen. Wenn Lord Bacon von den großen Vortheilen berichtet, welche die Engländer in ihren Kriegen mit Frankreich errangen, so schreibt er sie hauptsächlich dem überlegenen Wohlbestehen und Wohlstande des gemeinen Volks in England zu; trotzdem wurden die beiden Königreiche zu jener Zeit fast ganz gleichartig regiert. Wo die Arbeiter und Handwerker gewohnt sind, für niedrigen Lohn zu arbeiten und nur einen geringen Theil von den Früchten ihrer Arbeit zu behalten, da ist es selbst unter einer freien Regierung für sie schwer, ihre Lage zu verbessern oder sich zum Zweck der Steigerung ihres Lohnes zu verbünden. Aber selbst da, wo sie eine bessere Lebensweise gewohnt sind, ist es unter einer Willkürherrschaft für die Reichen leicht, sich gegen sie zu verbünden und die gesammte Last der Steuer auf ihre Schultern zu wälzen.

Die Behauptung mag seltsam erscheinen, wenn ich sage, daß in Frankreich, Italien und Spanien die Armuth des gemeinen Volkes im gewissen Maße der vorzüglichen Güte des Bodens und der Vortrefflichkeit des Klimas zu verdanken ist; und dennoch fehlt es nicht an Gründen, die Richtigkeit dieses Paradoxons darzuthun. Auf einem so vorzüglichen Grund und Boden, wie ihn jene südlicheren Gegenden haben, ist der Ackerbau eine leichte Kunst, und ein einzelner Mann mit einem Paar trauriger Mähren ist im Stande, in einem Sommer so viel Land zu bebauen, daß es dem Eigenthümer eine ganz beträchtliche Rente einträgt. Die ganze Kunst des Landwirths besteht darin, daß er sein Feld ein Jahr brachen läßt, wenn es erschöpft ist; und blos die Sonnenhitze und die Wärme des Klimas machen es wieder fruchtbar und ergiebig. Solchen armen Bauern wird deshalb für ihre Arbeit nichts, als der bloße Lebensunterhalt zu Theil. Sie haben kein Anlagekapital oder eigenes Vermögen, was auf mehr Anspruch machen würde; und zugleich sind sie für immer von ihrem Gutsherrn abhängig, der weder verpachtet, noch fürchtet, daß sein Boden durch eine schlechte Art der Bewirthschaftung ausgefogen werde. In England ist der Boden ergiebig aber spröde; er muß mit großem Kostenaufwand bebaut werden, und bringt magere Ernten, wenn er nicht sorgfältig und in einer Bewirthschaftungsart zubereitet wird, die erst nach Verlauf von mehreren Jahren den vollen Ertrag liefert. In England muß deshalb der Landwirth ein beträchtliches Anlagekapital und eine lange Pachtzeit haben, das erst bringt einen verhältnißmäßigen Profit. Die schönen Weinberge der Champagne und Bourgogne, die dem Besitzer oft über 5 Pfund Sterling (120 Mk.) vom Acre (0,5 Hectar) einbringen, werden von Bauern bewirthschaftet, die kaum Brod haben. Der Grund liegt darin, daß solche Bauern kein anderes Vermögen zu haben brauchen, als ihre Gliedmaßen und einige Wirthschaftsgeräthe, die sie für zwanzig Schillinge kaufen können. Die Ackerbauern jener Gegenden befinden sich in der Regel in einigermassen bessern Umständen, als die Winzer. Unter allen aber, welche sich mit der Bewirthschaftung des Bodens befassen, stehen sich diejenigen

am besten, welche Viehzucht und Viehmast betreiben. Der Grund bleibt immer derselbe: Jedermanns Gewinn muß mit seinen Auslagen und seinem Risiko in Verhältniß stehen. Wo sich eine so beträchtliche Anzahl der arbeitenden ärmeren Bevölkerung in sehr dürftigen Umständen befindet, da müssen alle Uebrigen an ihrer Armuth Theil haben, mag die Regierung des Landes monarchisch oder republikanisch sein.

Eine ähnliche Bemerkung können wir im Hinblick auf die allgemeine Geschichte der Menschheit machen. Aus welchem Grunde hat bis jetzt kein innerhalb der Tropen lebendes Volk jemals zu irgend einer Art von Civilisation gelangen oder es nur zu irgend einer Sicherheitsbehörde in ihrem Regierungssystem und irgend einer militairischen Zucht bringen können, während in den gemäßigten Zonen wenige Nationen diese Vortheile gänzlich entbehren haben. Wahrscheinlich ist eine von den Ursachen die Wärme und der geringe Witterungswechsel in der heißen Zone, was für die Bewohner derselben Kleider und Häuser weniger unentbehrlich macht und somit zum Theil die Nothdurft beseitigt, die am meisten zu Fleiß und Erfindung anspornt. *Curis acuens mortalia corda.*¹⁾ Nicht zu gedenken, daß je weniger Hab und Gut dieser Art ein Volk besitzt, desto weniger Streitigkeiten vermuthlich unter ihnen entstehen und desto weniger Bedürfniß nach einer festen Polizeieinrichtung und einer geordneten Macht und Gewalt bei ihnen vorhanden ist, um den Besitz gegen auswärtige Feinde oder den Nebenmenschen und Nachbarn zu schützen und zu vertheidigen.

II.

Von der Verfeinerung in den Künsten und Gewerben.

Luxus ist ein Wort von unbestimmter Bedeutung und kann sowohl im guten wie im schlechten Sinne genommen werden. Im Allgemeinen bezeichnet es eine große Verfeinerung in den sinnlichen Genüssen, und jeder Grad derselben kann je nach dem Alter, dem Lande und der Lage der genießenden Person erlaubt oder tadelnswerth sein. Die Grenzen zwischen Tugend und Laster können hier ebensovienig genau festgesetzt werden, wie in andern moralischen Begriffen. Die Einbildung, daß jeder Sinnengenuss oder jede Befriedigung des feinen Geschmacks in Speise, Trank oder Kleidung an sich ein Laster sei, kann nur in Köpfe dringen, die durch tolle Schwärmerei in Verwirrung gerathen sind. Ich habe allerdings von einem festländischen Mönche gehört, der, weil die Fenster seiner Zelle eine herrliche Aussicht boten, förmlich ein Gelübde that, seine Augen niemals dahin zu richten, oder einen so sinnlichen Genuss sich zu erlauben. Ebenso steht es mit dem Verbrechen, daß Einer lieber Champagner oder Burgunder, als Dübier oder Porter trinken mag.

¹⁾ Sorgen stählen die Herzen der Menschen.

Dergleichen Genüsse sind nur Laster, wenn man ihnen auf Kosten gewisser Tugenden, wie Freigebigkeit oder Mildthätigkeit, nachhängt, so wie sie Thorheiten sind, wenn Jemand durch sie sein Vermögen zu Grunde richtet und sich in Mangel und äußerste Armuth bringt. Wo sie keiner Tugend Eintrag thun, sondern genug Mittel übrig lassen, um für Freunde, Familie und jeden der Großmuth und des Mitleids würdigen Gegenstand einzustehen, da sind sie ganz unschuldiger Natur und in jedem Zeitalter von fast allen Moralisten dafür gehalten worden. Für die Genüsse der Tafel zum Beispiel ausschließlich eingenommen zu sein, ohne den geringsten Sinn für die Freuden, welche das Streben nach Ehre, die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft oder die Unterhaltung darbieten, ist ein Zeichen von Stumpfsinn und mit irgend welcher Größe des Characters und des Geistes unvereinbar. Seine Ausgaben gänzlich auf derartige Genüsse zu beschränken, ohne auf Freunde und Familie Rücksicht zu nehmen, verräth ein Herz, das der Menschenliebe und einer wohlwollenden Gesinnung baar ist; behält ein Mann aber für alle löblichen Bestrebungen Zeit genug und für alle edelmüthigen Zwecke genug Geld übrig, so verdient er nicht einmal den Schein eines Tadeln oder Vorwurfs.

Da Luxus entweder als unschuldig oder tadelnswerth gelten kann, so darf man sich wohl über jene abgeschmackte Meinungen wundern, die darüber im Schwunge sind, indem Männer von lazen Grundsätzen selbst lasterhaften Luxus hoch preisen und als äußerst vortheilhaft für die Gesellschaft darstellen; und auf der andern Seite Männer von strenger Moral selbst den unschuldigsten Luxus tadeln und als Quelle aller Corruption, Unordnung und Kämpfe hinstellen, denen das bürgerliche Staatsleben ausgesetzt ist. Wir werden uns hier bemühen, diese beiden Extreme zu berichtigen, indem wir nachweisen: erstens, daß die Zeiten eines verfeinerten Lebens sowohl die glücklichsten, als auch tugendhaftesten sind; zweitens, daß wo der Luxus aufhört unschuldig zu sein, er auch heilsam zu sein aufhört; und einen Grad zu weit getrieben, für Staat und Gesellschaft ein verderbliches, wenn auch nicht das verderblichste Ding ist.

Um den ersten Punkt zu erweisen, brauchen wir nur zu betrachten, welche Folgen die Verfeinerung im privaten sowohl, als im staatlichen Leben nach sich zieht. Nach den gangbarsten Vorstellungen scheint das menschliche Glück in drei Dingen zu bestehen: in Thätigkeit, Vergnügung und Ruhe; und obgleich diese drei Bestandtheile je nach der besondern Gemüthsverfassung des einzelnen Menschen nach verschiedenen Verhältnissen gemischt sein können, so darf doch kein einziger gänzlich fehlen, ohne in gewissem Maße die Annehmlichkeit und Frische des Ganzen zu stören. Theilnahmlosigkeit oder Ruhe scheint an und für sich allerdings nicht viel zu unserer Lebensfreude beizutragen, aber sie ist, gleich wie der Schlaf, als eine Schonung für die schwache menschliche Natur nothwendig, die Arbeit oder Vergnügen ohne Unterbrechung nicht aushalten kann. Jenes rasche Pulsiren der Lebenskraft, das den Menschen von der eignen Person ablenkt und ihm hohe Freude gewährt, erschöpft zuletzt den Geist

und fordert etliche Ruhepausen, welche für einen Augenblick freilich angenehm sind, aber dennoch, wenn sie anbauern, Abspannung und Schläfrigkeit hervorrufen, die jeglichen Genuß vernichten. Zu welchem dieser Triebe das Herz neigt — Erziehung, Gewohnheit und Beispiel üben darin einen mächtigen Einfluß aus; und man muß gestehen, daß sie dem menschlichen Glück da günstig sind, wo sie Sinn für Thätigkeit und Vergnügung erwecken und fördern. In Zeiten, in denen Industrie, Gewerbe und Künste blühen, werden die Menschen in beständiger Beschäftigung erhalten und haben einerseits an der Beschäftigung selbst Freude, als sei es ihr Lohn, andererseits an den Annehmlichkeiten, welche die Frucht ihrer Arbeit sind. Der Geist bekommt neues Leben, erhöht seine Kraft und seine Thätigkeiten; und durch anhaltenden Fleiß in einem schicklichen Arbeitszweige befriedigt er nicht nur seine natürlichen Begierden, sondern er beugt auch dem Wachsthum der unnatürlichen vor, welche gewöhnlich aufschließen, wenn sie durch Müße und Müßiggang gepflegt werden. Man verbanne jene Künste aus der Gesellschaft und man raubt dem Menschen Beides: Thätigkeit und Vergnügen; und indem man nichts als gleichgültige Ruhe an Stelle derselben zurückläßt, zerstört man sogar den Reiz der Ruhe, die nur dann angenehm ist, wenn sie auf die Arbeit folgt und die Lebensgeister neu belebt, die durch zuviel Anstrengung und Müße erschöpft waren.

Ein anderer Vortheil des Gewerbleißes und der Verfeinerungen in den technischen Künsten besteht darin, daß sie gewöhnlich Verfeinerungen in den freien Künsten nach sich ziehen; auch kann das eine nicht zur Vollendung gelangen, ohne daß ihm in gewissem Grade das andere Gesellschaft leistet. Dasselbe Zeitalter, welches große Philosophen und Politiker, berühmte Feldherrn und Dichter hervorbringt, hat gewöhnlich an geschickten Webern und Schiffszimmerleuten Ueberfluß. Man kann vernünftigerweise nicht erwarten, daß ein Stück wollenes Tuch in großer Vollendung in einem Lande gefertigt werde, welches in der Astronomie unwissend ist, oder die Ethik vernachlässigt. Der Geist des Zeitalters wirkt auf alle Künste; und die Geisteskräfte des Menschen, einmal aus dem Schlafe gerüttelt und in Schwingung versetzt, wenden sich nach allen Richtungen und bewirken in jeder Kunst und Wissenschaft Fortschritte. Tiefe Unwissenheit verschwindet gänzlich, und man erfreut sich des Vorzugs vernunftbegabter Geschöpfe, zu denken und zu handeln, die Freuden des Geistes sowohl, als die Ergötzungen der Sinne zu pflegen.

Je mehr diese Verfeinerung der Künste fortschreitet, desto geselliger wird der Mensch; auch ist es nicht möglich, daß er reich an Wissen und im Besitz eines Fonds von Unterhaltungsstoff sich begnügen sollte, in Abgeschlossenheit weiter zu leben, oder mit seinen Mitbürgern in jener zurückhaltenden Weise zu verkehren, welche unwissenden und uncultivirten Nationen eigen ist. Sie strömen den Städten schaaarenweise zu, finden ein Vergnügen daran, Kenntnisse zu erwerben und mitzutheilen, ihre Klugheit oder ihre Bildung, ihren Geschmack in der Unterhaltung oder in der Lebensweise, in der

Kleidung oder in der häuslichen Einrichtung zu zeigen: Wißbegierde ockt den Weisen, Eitelkeit den Thoren und Frohsinn beide. Ueberall werden besondere Clubs und Gesellschaften gebildet; beide Geschlechter begegnen sich in einer leichten und geselligen Weise; und der Character der Menschen und nicht minder ihr Benehmen verfeinert sich schnell, so daß sie abgesehen von der Veredlung, die sie durch die Wissenschaft und die freien Künste erfahren, nothwendiger Weise schon dadurch eine Zunahme an Humanität fühlen müssen, daß sie sich an den Verkehr miteinander gewöhnen und gegenseitig zu ihrem Vergnügen und ihrer Unterhaltung beitragen. Auf solche Weise sind Gewerbleiß, Wissenschaft und Humanität durch ein unlösliches Band mit einander verknüpft und gehören, wie sowohl die Erfahrung als auch die Vernunft zeigt, besonders den feineren, üppigeren und, wie wir gewöhnlich sagen, blühenden Zeiten an.

Auch sind diese Vortheile von keinen Nachtheilen begleitet, die zu ihnen in irgend welchem Verhältniß ständen. Je mehr die Menschen ihre Freuden veredeln, desto weniger werden sie sich Ausschweifungen irgend welcher Art hingeben, weil nichts den wahren Freuden mehr schadet, als solche Ausschweifungen. Man kann sicherlich behaupten, daß die Tartaren sich öfterer einer thierischen Gefräßigkeit schuldig machen, wenn sie von ihren todtten Pferden schmaufen, als europäische Höslinge mit allen ihren Verfeinerungen der Kochkunst. Und wenn unerlaubte Liebe oder sogar Verletzung der ehelichen Treue in verfeinerten Zeiten häufiger sind, wo sie öfters nur als eine Art Galanterie angesehen werden, so ist auf der andern Seite Trunksucht viel weniger verbreitet, die doch ein weit abscheulicheres und für Geist und Körper weit verderblicheres Laster ist. Und in diesem Punkte würde ich mich nicht bloß auf einen Ovid oder einen Petronius, sondern auf einen Seneca oder einen Cato berufen. Man weiß, daß sich Cäsar während der Catilinarischen Verschwörung genöthigt sah, in Cato's Hände ein Billet-doux gelangen zu lassen, welches ein Liebesverhältniß mit Cato's eigner Schwester Servilia verrieth; und daß der strenge Sittenrichter es ihm zornentbrannt zurückwarf und ihn in der Bitterkeit seines Grimmes einen Trunkenbold nannte, um durch diese Bezeichnung ihn stärker zu beschimpfen, als durch jene, welche er ihm mit mehr Recht hätte ins Gesicht schleudern können.

Allein Gewerbleiß, Wissenschaft und Humanität sind nicht bloß im privaten Leben von heilsamer Wirkung, sie verbreiten ihren segenvollen Einfluß auch auf das öffentliche und machen ebensowohl den Staat groß und blühend, wie sie den einzelnen Gliedern desselben Glück und Wohlergehen bringen. Die Zunahme und der Verbrauch aller der Güter, die zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens dienen, ist für die Gesellschaft von Nutzen, weil sie zur selben Zeit, wo sie jene unschuldigen Genuße für die Einzelnen vielfältigen, gleichsam eine Art Niederlage für die Arbeit bilden, welche man, sobald der Staat in Bedrängniß geräth, für das Wohl der Gesamtheit verwenden kann. Wo in einer Nation nach solchen

überflüssigen und weniger nothwendigen Dingen keine Nachfrage ist, sinken die Menschen zu lässiger Gleichgültigkeit hinab, verlieren alle Freude am Leben und sind für den Staat ohne Nutzen, der seine Flotten und Heere von der Gewerbthätigkeit so träger Glieder nicht zu unterhalten vermag.

Der Umfang von allen europäischen Reichen ist gegenwärtig fast derselbe, wie vor zweihundert Jahren. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen der damaligen und jetzigen Macht und Größe dieser Reiche? Das kann keinem andern Umstande, als dem Wachsthum der Kunst und Industrie zugeschrieben werden. Als Karl VIII. von Frankreich nach Italien einrückte, führte er ungefähr 20,000 Mann mit sich; dennoch erschöpfte diese Kriegsrüstung, wie wir bei Guicciardin lesen, die Nation so sehr, daß sie für mehrere Jahre nicht im Stande war, so große Anstrengungen zu machen. Der verstorbene König von Frankreich, Ludwig XIV., hielt in Kriegszeiten über 400,000 Mann¹⁾ unter Waffen, obgleich er von Mazarin's Tode bis zu dem seinigen in eine Reihe von Kriegen verwickelt war, die an dreißig Jahre dauerten.

Diese Gewerbthätigkeit wird durch die Wissenschaft, welche von den Zeitaltern der Kunst und Verfeinerung unzertrennlich ist, sehr gefördert; wie auf der anderen Seite diese Wissenschaft das Gemeinwesen in den Stand setzt, von der Gewerbthätigkeit seiner Unterthanen den besten Gewinn zu ziehen. Gesetze, Ordnung, Polizei, Disciplin im Staatsleben, alles das kann nie zu einiger Vollkommenheit gelangen, bevor der menschliche Verstand sich dadurch geschärft hat, daß er sich in irgend welcher Thätigkeit übt und in den gemeineren Künsten, wenigstens im Handel und in den Manufacturen versucht. Kann man erwarten, daß ein Volk sich eine gute Verfassung und Verwaltung geben werde, das nicht einmal ein Spinnrad zu verfertigen oder einen Webstuhl vorthellhaft zu gebrauchen versteht? Nicht zu erwähnen, daß alle unwissenden Zeitalter vom Aberglauben heimgesucht wurden, der den Staat aus dem Gleichgewicht bringt, und die Menschen in der Verfolgung ihrer Interessen und ihres Glückes hindert.

Einsicht in die Kunst des Regierens ruft natürlicherweise Milde und Mäßigung hervor, indem sie den Menschen belehrt, welchen Vorzug humane Maximen vor Strenge und Härte verdienen, die die Unterthanen zur Empörung treiben und die Rückkehr zum Gehorsam unmöglich machen, da sie alle Hoffnung auf Gnade abschneiden. Wenn der Character der Menschen sanfter und ihr Wissen besser wird, so zeigt sich diese Humanität in noch hellerem Lichte und ist ein Hauptmerkmal, durch welches sich ein civilisirtes Zeitalter von Zeiten der Barbarei und Unwissenheit unterscheidet. Parteiungen sind weniger erbittert, Revolutionen weniger tragisch, die Regierungsgewalt ist milder, und Empörungen sind seltener. Selbst Kriege mit dem Auslande verlieren allmählich von ihrer Grausamkeit und

¹⁾ Die Inschrift auf dem Vendomeplatz sagt 440,000 Mann.

nach der Schlacht, wo Ehre und Eigennutz den Menschen sowohl gegen Mitleid, als gegen Furcht abhärten, ziehen die Streiter das Thier aus und werden wieder Menschen.

Dennoch brauchen wir nicht zu fürchten, daß die Menschen, wenn sie ihre Noth aufgeben, auch ihren kriegerischen Geist verlieren oder weniger unerschrocken und tapfer in der Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Freiheit sich erweisen werden. Die Künste haben nicht die Wirkung, Geist oder Körper zu schwächen. Im Gegentheil, die Industrie, ihre beständige Begleiterin, gibt beiden neue Kraft; und wenn der Zorn, den man den Wegstein des Muthes nennt, durch Bildung und Verfeinerung auch etwas von seiner Rauheit verliert, so gewinnt das Gefühl für Ehre, das ein stärkeres, beständigeres und lenkames Princip ist, frische Kraft durch jene Uebung des Geistes, die aus Kenntnissen und einer guten Erziehung entspringt. Man nehme hinzu, daß der Muth weder von Dauer, noch von Nutzen sein kann, wenn er nicht von der militärischen Disciplin und der Kriegskunst begleitet wird, was man bei einem barbarischen Volke selten findet. Die Alten behaupten, daß Datames der einzige Barbar gewesen sei, der jemals die Kriegskunst verstanden habe. Und als Pyrrhus die Römer mit einiger Kunst und Geschicklichkeit ihr Heer aufstellen sah, rief er staunend aus: „Diese Barbaren haben in ihrer Disciplin nichts Barbarisches.“ Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die neueren Italiener unter den Europäern das einzige civilisirte Volk sind, dem es stets an Muth und kriegerischem Geist gebrach, während die alten Römer, weil sie sich ausschließlich mit Krieg beschäftigten, das einzige uncivilisirte Volk war, das jemals militärische Zucht befehlen hat. Diejenigen, welche diese Verweichlichung der Italiener ihrem üppigen Leben oder ihrer Verfeinerung oder ihren Bestrebungen in den Künsten zuzuschreiben geneigt sind, brauchen sich nur die Franzosen und Engländer zu betrachten, deren Tapferkeit ebenso unbestritten ist, wie ihre Liebe zu den Künsten und ihr Fleiß und ihre Ausdauer im Handel. Die italienischen Geschichtschreiber geben uns einen treffenderen Grund für diese Entartung ihrer Landsleute an. Sie zeigen uns, wie das Schwert von den italienischen Machthabern auf einmal bei Seite gelegt wurde, weil die Aristokratie von Venedig gegen ihre Unterthanen mißtrauisch war, die Demokratie von Florenz sich gänzlich dem Handel hingab, Rom von Priestern und Neapel von Weibern regiert wurde. Der Krieg wurde alsdann das Geschäft von solbatischen Abenteuern, die sich gegenseitig schonten und zum Erstauen der Welt im Stande waren, sich einen ganzen Tag lang in das, was sie Schlacht nannten, einzulassen und am Abend ohne das geringste Blutvergießen in ihr Lager zurückkehrten.

Was strenge Moralisten hauptsächlich verleitet, gegen die Verfeinerung der Künste zu eifern, ist das Beispiel der alten Römer, welche, so lange sie mit ihrer Armuth und Uncultur Tugend und Gemeingeist verbanden, zu einer so erstaunlichen Höhe von Macht und Freiheit emporstiegen; als sie aber von ihren eroberten Pro-

vinzen das asiatische Wohlleben gelernt hatten, in jegliche Art von Corruption verfielen, woraus Aufstände und Bürgerkriege entstanden, die zuletzt den gänzlichen Untergang der Freiheit nach sich zogen. Alle die lateinischen Klassiker, die wir in unserer Jugend lesen, sind voll von berartigen Anschauungen und schreiben insgesammt den Untergang ihres Staates den vom Orient hereingeführten Künsten und Reichthümern zu. Dies geht so weit, daß Sallust Sinn für Malerei für ein nicht geringeres Laster, als Lieberlichkeit und Trunksucht erklärt. Und so verbreitet waren diese Anschauungen während der letzten Zeit der Republik, daß dieser Autor, obgleich selbst ein vorzügliches Beispiel der neueren Leppigkeit und Unsittlichkeit, von Lobeserhebungen über die alte strenge Römerugend überfließt; daß er, der gewandteste Schriftsteller der damaligen Welt, verächtlich von der griechischen Verehsamkeit spricht; ja daß er, ein Muster von Geschmack und Correctheit, zu diesem Zwecke abgeschmackte Abschweifungen und Declamationen macht.

Allein es würde leicht zu beweisen sein, daß diese Schriftsteller die Ursache des Verfalls im römischen Staate verkannten und dem Luxus und den Künsten zuschrieben, was thatsächlich aus der schlechten Verfassung des Staates und der grenzenlosen Ausdehnung der Eroberungen herrührte. Verfeinerungen in den Freuden und Behaglichkeiten des Lebens haben von Natur nicht das Bestreben, Feilheit und Bestechlichkeit hervorzurufen. Der Werth, den ein Jeder auf irgend ein besonderes Vergnügen legt, beruht auf Vergleichung und Erfahrung; und ein Packträger ist nicht weniger nach Geld begierig, das er auf Speck und Branntwein verwendet, als ein Höffling, der Champagner und Ortolanen dafür erwirbt. Der Reichthum ist zu allen Zeiten und für alle Menschen schätzenswerth, weil er stets solche Freuden verschafft, wie sie die Menschen gewohnt sind und begehren. Auch kann kein anderes Ding die Liebe zum Gelde hemmen oder regeln, als das Gefühl für Ehre und Tugend, welches, wenn es nicht zu allen Zeiten fast gleich ist, natürlicher Weise in Zeiten der Wissenschaft und Verfeinerung am reichsten vorhanden sein wird.

Von allen europäischen Reichen scheint Polen in den Künsten des Kriegs sowohl, wie des Friedens, in den technischen sowohl, wie den freien am wenigsten zu leisten; dennoch herrscht gerade dort die Feilheit und Bestechlichkeit am meisten. Der Adel scheint das Recht der Königswahl aus keinem anderen Grunde beibehalten zu haben, als um die Krone regelmäßig an den Meistbietenden zu verkaufen. Das ist fast die einzige Gattung des Handels, die jenem Volke bekannt ist.

Die Freiheiten Englands, weit entfernt seit der Vervollkommnung von Kunst und Gewerbe zu zerfallen, haben nie in größerer Blüthe gestanden, als in jenem Zeitraum. Und doch mag es scheinen, als habe die Corruption in den letzten Jahren zugenommen, das ist hauptsächlich der festen Begründung unserer Freiheit zuzuschreiben, seitdem unsere Fürsten die Unmöglichkeit eingesehen haben, ohne Parlament zu regieren oder dasselbe mit dem Phantom der

Kronrechte in Schrecken zu setzen. Auch muß erwähnt werden, daß diese Corruption oder Käuflichkeit mehr unter den Wählern, als unter den Gewählten herrscht und daher irgend welchen Verfeinerungen im Luxus füglich nicht zugeschrieben werden kann.

Betrachten wir die Sache in einem richtigen Lichte, so werden wir finden, daß ein Fortschritt in den Künsten vielmehr der Freiheit günstig ist und ein natürliches Bestreben hat, eine freie Regierung, wenn nicht zu schaffen, doch zu erhalten. Bei rohen und uncultivirten Nationen, bei denen die Künste nicht gepflegt werden, wird alle Arbeit auf den Ackerbau verwandt, und die ganze Gesellschaft theilt sich in zwei Classen: die Landeigenthümer und ihre Vasallen oder Pächter. Die Letzteren sind nothwendiger Weise abhängig und fallen leicht in Slaverie und Hörigkeit, besonders wo sie kein Vermögen haben und auch nicht wegen ihrer Kenntnisse im Ackerbau in Achtung stehen, wie es stets in Ländern der Fall sein muß, in denen die Künste nicht gepflegt werden. Die Ersteren werfen sich natürlich zu kleinen Tyrannen auf und müssen sich entweder im Interesse des Friedens und der Ordnung einem absoluten Herrn unterwerfen; oder, wenn sie gleich den Baronen des Mittelalters ihre Unabhängigkeit behalten wollen, so müssen sie unter sich in Fehden und Kämpfe gerathen und die ganze Gesellschaft in eine derartige Verwirrung stürzen, wie sie viel schlimmer ist, als eine höchst despotische Regierung. Wo aber der Luxus den Handel und die Industrie belebt, da werden die Bauern durch eine geschickte Bewirthschaftung des Bodens wohlhabend und unabhängig, während Handwerker und Kaufleute einen Theil des Besitzthums an sich bringen und dem Mittelstande Macht und Ansehen verleihen, der die beste und festeste Grundlage der öffentlichen Freiheit ist. Diese begeben sich nicht wie die Bauern aus Armuth und unterwürfiger Geminnung in Slaverie, und da sie keine Hoffnung hegen, wie die Barone über andere zu herrschen, so kommen sie nicht in Versuchung, um jenes Vortheils willen sich dem Despotismus der obersten Gewalt zu unterwerfen. Sie verlangen nach gerechten Gesetzen, die geeignet sind, ihnen ihr Eigenthum zu sichern und sie vor monarchischer sowohl, wie vor aristokratischer Willkürherrschaft zu schützen.

Das Unterhaus ist die Stütze unserer Volksregierung, und alle Welt erkennt an, daß es den Haupttheil seines Einflusses und seiner Bedeutung dem Wachsthum des Handels verdankt, der ein so großes Uebergewicht an Eigenthum in die Hände der Gemeinen warf. Wie abgeschmackt ist es demnach, so heftig die Verfeinerung der Künste zu tabeln und sie als ein Gift für die Freiheit und den Gemeingeist hinzustellen.

Gegen die heutigen Zeiten zu eifern und die Tugend entfernter Vorfahren zu verherrlichen, ist ein der menschlichen Natur gleichsam angeborener Hang, und außerdem werden nur die Anschauungen und Meinungen civilisirter Zeitalter der Nachwelt überliefert: daher kommt es, daß wir so manchem harten Urtheil begegnen, das gegen den Luxus und selbst gegen die Wissenschaft gerichtet ist, und daher kommt es, daß wir ihnen heute so bereitwillig unsern Beifall zollen.

Aber man sieht den Irrthum leicht ein, wenn man verschiedene gleichzeitige Nationen mit einander vergleicht, was uns in den Stand setzt, einerseits unparteiischer zu urtheilen, andererseits solche Sitten besser miteinander vergleichen zu können, mit denen wir hinlänglich bekannt sind. Verrätherei und Grausamkeit, die verderblichsten und abscheulichsten aller Laster, scheinen uncivilisirten Zeitaltern anzugehören und werden von den verfeinerten Griechen und Römern allen sie umgebenden barbarischen Nationen zugeschrieben. Sie hätten daher mit Recht vermuthen können, daß ihre eignen so hoch gepriesenen Vorfahren nicht mehr Tugend besaßen, als jene, und gegen ihre Nachkommenschaft ebensoweit an Großmuth und Humanität, wie an Feingeschmack und Wissen zurückstanden. Ein alter Franke oder Sachse mag noch so hoch erhoben werden; allein ich glaube, ein Seber würde sein Leben und sein Vermögen in den Händen eines Mohren oder Tartaren nicht so sicher glauben, als in denen eines französischen oder englischen Gentlemans, eines Mannes aus der civilisirtesten Klasse in den civilisirtesten Nationen.

Wir kommen zum zweiten Punkte, welchen zu erörtern wir uns vornahmen: nämlich zu zeigen, daß, wie ein unschuldiger Luxus oder eine Verfeinerung in den Künsten und den Bequemlichkeiten des Lebens für das Gemeinwesen nützlich ist, so auch der Luxus überall aufhört wohlthätig zu wirken, wenn er aufhört, unschuldig zu sein; und, noch einen Grad weiter getrieben, für Staat und Gesellschaft, wenn nicht das verderblichste, so doch ein verderbliches Ding zu werden beginnt.

Ueberlegen wir, was unter lasterhaftem Luxus zu verstehen ist. Kein Genuß kann an sich für lasterhaft gelten, auch der sinnliche nicht. Ein Genuß ist nur dann ein Laster, wenn er alle Ausgaben eines Mannes verschlingt und ihm für Handlungen der Pflicht und des Großmuths keine Mittel übrig läßt, für Handlungen, welche ihm seine Stellung und sein Vermögen auferlegen. Gesezt er bessert den Fehler und verwendet einen Theil seiner Ausgaben auf die Erziehung seiner Kinder, auf die Unterstützung seiner Freunde und auf die Linderung der Armuth, würde daraus für die Gesellschaft irgend ein Nachtheil entstehen? Im Gegentheil, dieselbe Conjunction würde stattfinden, und diejenige Arbeit, welche gegenwärtig aufgewandt wird, um einem einzigen Menschen einen unbedeutenden Genuß zu verschaffen, würde die Armuth lindern und Hunderten von Menschen Zufriedenheit verschaffen. Dieselbe Sorge und Arbeit, die zur Weihnachtszeit ein Gericht Schooten schafft, würde eine ganze Familie ein halbes Jahr lang ernähren. Zu behaupten, daß ohne einen lasterhaften Luxus gar keine Arbeit verrichtet werden würde, heißt nichts anders, als sagen, daß in der menschlichen Natur ein gewisser anderer Fehler liegt, wie Theilnahmlosigkeit, Selbstsucht, Kälte gegen andere, für welchen der Luxus in gewissem Maße ein Heilmittel bietet, wie ein Gift das Gegengift eines anderen sein kann. Aber Tugend ist, gleich gesunder Nahrung besser, als unschädlich gemachte Gifte.

Man nehme die gleiche Anzahl von Menschen, die gegenwärtig in Großbritannien lebt, mit demselben Boden und Klima an. Ich

frage, könnten sie nicht glücklicher sein bei dem tugendhaftesten Leben, das sich denken läßt, und der größten Besserung in ihrem Character und Gemüth, welche der Himmel nur bewirken kann? Zu behaupten, sie könnten es nicht sein, ist offenbar lächerlich. Da der Boden im Stande ist, mehr als seine jetzigen Bewohner zu ernähren, so könnte man in einem solchen utopischen Zustande keine anderen Leiden fühlen, als die, welche aus körperlicher Schwäche entspringen, und diese machen nicht die Hälfte des menschlichen Elends aus. Alle anderen Uebel entspringen aus irgend welchem Laster, das entweder uns selbst oder unserm Nebenmenschen angehört, und selbst viele unserer Krankheiten stammen aus derselben Quelle. Man schaffe die Laster fort, und die Leiden folgen. Nur müßte man Sorge tragen, die Laster alle fortzuschaffen. Entfernt man einen Theil, so kann man die Sache möglicherweise schlimmer machen. Verbannt man den lasterhaften Luxus, ohne für die Faulheit oder für die Gleichgültigkeit gegen andere Heilung zu schaffen, so vermindert man nur die Gewerthätigkeit in einem Lande und erhöht die Müßthätigkeit der Menschen und ihren Edelmuth um nichts. Laßt uns also bei der Behauptung stehen bleiben, daß zwei entgegengesetzte Laster einem Staate vortheilhafter sein können, als eins von ihnen allein; aber niemals wollen wir sagen, das Laster an sich sei von Vortheil. Ist es nicht ein starker Widerspruch, wenn ein Schriftsteller auf der einen Seite versichert, moralische Unterscheidungen seien von Politikern zur Förderung des Gemeinwohls erfunden, und auf der nächsten Seite behauptet, das Laster sei für das Gemeinwesen von Vortheil.¹⁾ Und es scheint allerdings nach jedem System der Moral nichts Geringeres, als ein schon im Ausbruch liegender Widerspruch zu sein, von einem Laster zu reden, das im Allgemeinen für die Gesellschaft wohlthätig sei.

Ich hielt diese Darlegung für nothwendig, um einiges Licht über eine philosophische Frage zu verbreiten, über welche man in England viel gestritten hat. Ich nenne sie eine philosophische Frage, nicht eine politische. Denn was auch immer die Folge einer so wunderbaren Umgestaltung der Menschheit sein mag, einer Umgestaltung, welche sie mit jeder Art Tugend ausstatten und von jeder Art Laster befreien würde; das kümmert die Regierung nicht, die nur nach dem Erreichbaren strebt. Sie kann nicht jedes Laster dadurch heilen, daß sie eine Tugend an seine Stelle setzt. Sehr oft kann sie das eine Laster nur durch ein anderes heilen, und in diesem Falle sollte sie das vorziehen, welches der Gesellschaft am wenigsten schadet. Luxus, der zum Uebermaß wird, ist die Quelle mancher Uebel; ist aber im Ganzen der Faulheit und dem Müßigange vorzuziehen, welche meistens an seine Stelle treten würden und sowohl dem Einzelnen, wie der Gesamtheit weit schädlicher sind. Wenn Müßigang herrscht, so gewinnt eine ganz rohe Lebensweise ohne geselligen Verkehr, ohne Freuden die Oberhand unter den Menschen. Und wenn unter solchen Verhältnissen die regierende Gewalt den Dienst ihrer Unterthanen in Anspruch nimmt,

¹⁾ Maudeville in seiner Schrift: Die Fabel von den Bienen.

so reicht die Arbeit der Nation bloß hin, die Arbeiter mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen zu versorgen, und vermag für diejenigen, welche im öffentlichen Dienste thätig sind, nichts hervorzubringen.

III.

Vom Gelde.

Geld ist nicht im eigentlichen Sinne Gegenstand des Handels und Verkehrs, sondern bloß das Werkzeug, über dessen Gebrauch die Menschen übereingekommen sind, um den Austausch der einen Waare gegen die andere zu erleichtern. Es ist nur ein Rad im Handelsgetriebe, es ist das Del, welches die Bewegung geschmeidiger und leichter macht. Wenn wir irgend ein Land für sich betrachten, so zeigt sich, daß die größere oder geringere Menge des Geldes von keiner Bedeutung ist, da die Preise der Waaren mit der Menge des Geldes stets im Verhältniß stehen, und eine Krone zur Zeit Heinrich des VII. ebensoweit reichte, wie heute ein Pfund Sterling. Nur der Staat zieht aus der größeren Menge des Geldes Nutzen, und das auch nur in seinen Kriegen und Unterhandlungen mit fremden Staaten. Und aus diesem Grunde haben alle reichen und handeltreibenden Länder von Carthago bis Großbritannien und Holland sich der Soldtruppen bedient, die sie bei ihren ärmeren Nachbarn anwarben. Wären sie genöthigt gewesen, sich ihrer Unterthanen daheim zu bedienen, so würden sie von ihrem überlegenen Reichthum und ihrer großen Menge Gold und Silber weniger Vortheil gehabt haben, da die Bezahlung ihrer Staatsdiener im Verhältniß zum öffentlichen Vermögen steigen muß. Unsere kleine Armee von 20000 Mann kostet so viel, als eine zweimal so zahlreiche französische. Die englische Flotte bedurfte während des letzten Krieges zu ihrem Unterhalt dieselbe Summe, wie alle römischen Legionen, welche zur Zeit der Kaiser die ganze Welt in Dienstbarkeit erhielten.¹⁾

¹⁾ Ein gemeiner Soldat bei der römischen Infanterie hatte täglich einen Denar, das ist etwas weniger als acht Pence (68 Pfennige deutsch). Die römischen Kaiser hatten gewöhnlich 25 Legionen, was die Legion zu 5000 Mann gerechnet 125000 Mann ausmacht Tacit. Ann. lib. IV. Freilich befanden sich auch Hilfstruppen bei den Legionen; aber ihre Zahl ist so ungewiß, wie ihr Sold. Nehmen wir bloß die Legionssoldaten, so konnte der Sold der Mannschaft nicht über 1,600000 Pfund Sterling (etwa 32,400000 Mark) betragen. Nun bewilligte das Parlament in dem letzten Kriege für die Flotte gewöhnlich 2,500000 Pfund (50 Millionen Mark). Wir haben also noch 900000 Pfund für die Officiere und die sonstigen Ausgaben der römischen Legionen übrig. Es scheint in den römischen Armeen nur wenige Officiere gegeben zu haben, im Vergleich zu der Anzahl, welche sich in allen neueren Armeen, einige Schweizercorps ausgenommen, findet. Und diese Officiere hatten einen sehr geringen Sold: ein Centurio zum Beispiel hatte nur das Doppelte eines gemeinen Soldaten. Und da die Soldaten sich von ihrem Solde (Tacit. Ann. lib. I) ihre Kleider, Waffen, Zelte und Bagage selbst anschafften, so mußte dies auch die andern Ausgaben

Die größere Volksmenge und ihr größerer Fleiß ist in allen Fällen nützlich, daheim und auswärts, für den Einzelnen und für die Gesamtheit. Aber eine größere Menge Geldes ist nur in sehr beschränktem Maße von Nutzen und kann sogar manchmal einer Nation in ihrem Handel mit dem Auslande Verluste bringen.

Es scheint in den menschlichen Dingen ein glückliches Zusammen von Ursachen Statt zu haben, welche das Anwachsen des Handels und Reichthums hemmt und verhindert, daß sich beide gänzlich auf ein Volk beschränken, wie man naturgemäß wegen der Vortheile des befestigten Handels zunächst zu fürchten hat. Wenn eine Nation vor einer andern im Handel einen Vorsprung gewonnen hat, so hält es für die letztere sehr schwer, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, weil die erstere fleißiger und geschickter ist, und ihre Kaufleute größere Kapitalien besitzen, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, mit viel geringerem Profit den Handel zu betreiben. Aber diese Vortheile werden einigermassen dadurch ausgeglichen, daß in jeder Nation, welche keinen ausgebreiteten Handel und keine sonderliche Fülle an Gold und Silber besitzt, der Arbeitslohn niedriger ist. Manufacturen wechseln in Folge dessen nach und nach ihre Plätze, indem sie jene Länder und Provinzen, welche sie bereits reich gemacht haben, verlassen und nach anderen ziehen, wohin sie durch die Wohlfeilheit der Lebensmittel und der Arbeit angelockt werden, bis sie auch diese bereichert haben und durch dieselben Ursachen wieder vertrieben werden. Und überhaupt können wir die Bemerkung machen, daß die durch die Menge des Geldes bewirkte Vertheuerung eines jeden Dinges ein Nachtheil ist, der jeden vorhänbenden Handel begleitet und ihm in jedem Lande Schranken setzt, dadurch daß er die ärmeren Staaten befähigt, auf allen auswärtigen Märkten billigere Angebote zu machen, als die reicheren.

Dieser Umstand läßt mich an die Wohlthat der Banken und des Zettelcredits zweifeln, die so allgemein als vortheilhaft für jede Nation angesehen werden.

Daß Lebensmittel und Arbeit durch das Anwachsen des Handels und des Geldes theurer werden, ist in mancher Hinsicht ein Nachtheil, aber ein Nachtheil, der nicht zu vermeiden und die Folge jenes allgemeinen Wohlstandes und jener öffentlichen Wohlfahrt ist, die das Ziel aller unserer Wünsche bildet. Er wird durch die Vortheile ausgeglichen, die wir durch den Besitz dieser edlen Metalle ernten, und durch die Bedeutung, welche sie der Nation in allen auswärtigen Kriegen und Beziehungen geben. Aber es ist kein Grund vorhanden, diesen Nachtheil durch fingirtes Geld zu verstärken, das man im Auslande in keiner Zahlung annehmen will, und das durch jede Störung im Staate werthlos gemacht wird. Es gibt allerdings in jedem reichen Lande viele Leute, die im Besitze großer Summen Geldes,

für die Armeen beträchtlich vermindern. So wenig kostete dieser gewaltige Staat, und so leicht lag sein Joch auf der Welt. Und in der That ist dies der natürlichere Schluß aus der obigen Rechnung. Denn nach der Eroberung von Egypten scheint das Geld in Rom in fast ebenso großer Menge vorhanden gewesen zu sein, wie es gegenwärtig in den reichsten Staaten von Europa ist.

Papier von guter Sicherheit vorziehen würden, weil es leichter zu transportiren und bequemer aufzubewahren ist. Sorgt nun das Gemeinwesen nicht für eine öffentliche Bank, so werden die Privatbanken sich diesen Umstand zu Nutzen machen, wie es früher die Goldschmiede in London thaten, oder wie die Banquiers in Dublin noch jetzt thun. Und daher könnte man es für besser halten, wenn ein Staatsinstitut den Vortheil des Zettelcredits, der sich in jedem reichen Staate einfinden wird, zu genießen bekäme. Aber einen solchen Credit künstlich zu steigern versuchen, kann niemals im Interesse irgend einer handel-treibenden Nation liegen, sondern muß ihr Nachtheil zuziehen, da das Geld über sein natürliches Verhältniß zur Arbeit und zu den Waaren vermehrt, und deren Preis dadurch für den Kaufmann und Fabrikanten erhöht wird. Nach dieser Richtung, muß man gestehen, könnte keine Bank vortheilhafter sein, als eine solche, welche alles einlaufende Geld einschleife¹⁾ und die vorhandenen Umlaufsmittel niemals vermehre, wie es gewöhnlich dadurch geschieht, daß die Bank einen Theil ihrer Schätze wieder in den Handel bringt. Durch dieses Verfahren könnte eine Staatsbank den Geschäften der Privatbanquiers und Geldwechsler bedeutenden Abbruch thun, und obgleich der Staat die Gehalte der Directoren und Kassenbeamten dieser Bank zu tragen hätte (denn der obigen Annahme zufolge würde die Bank bei ihren Geschäften keine Profite machen), so würde doch der aus dem niedrigen Preise der Arbeit und der Zerstörung des Zettelcredits entspringende National-vortheil eine hinreichende Entschädigung gewähren. Nicht zu gedenken, daß eine so große zur Verfügung bereitliegende Summe in Zeiten einer großen öffentlichen Noth und Gefahr ein bequemes Hülfsmittel sein würde, und der verbrauchte Theil mit Mühe ersetzt werden könnte, wenn Ruhe und Friede bei der Nation wieder hergestellt wäre.

Doch diesen Gegenstand, den Zettelcredit, werden wir später ausführlicher behandeln. Und diese Abhandlung über das Geld werde ich damit beschließen, daß ich zwei Bemerkungen darlege und erläutere, welche vielleicht dazu dienen können, unseren theoretischen Volkswirthen Stoff zum Nachdenken zu geben.

Es war eine scharfsinnige Bemerkung des Scythens Anacharsis,²⁾ der in seinem Vaterlande nie Geld gesehen hatte, daß ihm Gold und Silber für die Griechen keinen andern Nutzen zu haben scheine, als ihnen das Zählen und Rechnen zu erleichtern. Es ist allerdings offenbar, daß Geld weiter nichts ist, als ein Stellvertreter von Arbeit und von Waaren und nur als Mittel dient, dieselben zu schätzen und zu vergleichen. Wenn Münze in größerer Menge vorhanden ist, so ist eine um so größere Menge davon erforderlich, um die gleiche Menge Güter zu repräsentiren; eine andere Wirkung, weder gute noch schlechte, kann es nicht haben, so lange man eine Nation für sich betrachtet, eben so wenig als es in den Büchern eines Kaufmanns einen

¹⁾ Dies ist der Fall bei der Bank von Amsterdam.

²⁾ Plutarch. Vermischte Abhandlungen: „Wie man seine Veredlung be-merken kann.“

Unterschied machen würde, wenn er anstatt des arabischen Zahlensystems, welches wenige Ziffern erfordert, das römische gebrauchen wollte, welches sehr viele Ziffern nöthig macht. Ja die größere Menge Geldes ist, gleich wie die römischen Ziffern unbequemer und macht beim Aufbewahren sowohl, wie beim Transportiren mehr Beschwerde. Aber ungeachtet dieses Schlusses, welcher als richtig anerkannt werden muß, ist es gewiß, daß seit der Entdeckung der Minen von Amerika die Industrie bei allen Nationen Europas zugenommen hat, außer bei den Besitzern jener Minen, und das kann, außer andern Ursachen, mit Recht dem Anwachsen des Goldes und Silbers zugeschrieben werden. Demgemäß finden wir, daß in jedem Lande, in welchem das Geld in größerer Fülle zu fließen beginnt, alle Dinge ein neues Ansehen erhalten, Arbeit und Industrie Leben bekommen, der Kaufmann unternehmender, der Gewerbsmann fleißiger und geschickter wird, und selbst der Landmann seinem Pfluge mit größerer Munterkeit und Aufmerksamkeit folgt. Diese Erscheinung läßt sich nicht leicht erklären, wenn man nur den Einfluß in Betracht zieht, den eine Steigerung der Gold- und Silbervorräthe in dem Lande selbst hat, nämlich den Preis der Waaren zu steigern und Leben zu nöthigen, für Alles, was er kauft, eine größere Zahl dieser kleinen gelben oder weißen Stücke zu zahlen. Und was den auswärtigen Handel anbetrißt, so scheint es, daß eine größere Menge Geldes eher nachtheilig ist, da sie den Preis jeder Art von Arbeit steigert.

Um diese Erscheinung zu erklären, müssen wir in Betracht ziehen, daß der hohe Preis der Waaren, obgleich er eine nothwendige Folge der Zunahme des Goldes und Silbers ist, doch nicht unmittelbar auf diese Zunahme folgt, sondern daß einige Zeit erforderlich ist, bis das Geld durch das ganze Land in Umlauf kommt und in allen Schichten der Bevölkerung seine Wirkung fühlbar macht. Anfänglich wird keine Veränderung wahrgenommen, nach und nach steigt der Preis zuerst von einer Waare, dann von einer andern, bis sich Alles zuletzt in ein richtiges Verhältniß zu der im Lande vorhandenen neuen Quantität Metallgeld stellt. Nur in dieser Zwischenzeit oder dem Uebergangsstadium zwischen der Erwerbung des Geldes und dem Steigen der Preise ist meines Erachtens die Zunahme der Gold- und Silbermenge der Industrie günstig. Wird eine Quantität Geld in ein Land gebracht, so befindet es sich anfangs nicht gleich zerstreut in vielen Händen, sondern ist auf die Klassen weniger Leute beschränkt, die es unverzüglich vortheilhaft auszunutzen suchen. Es hätten hier, so wollen wir annehmen, einige Fabrikanten oder Kaufleute für Waaren, die sie nach Cadix schickten, Gold und Silber in Zahlung erhalten. Dadurch sind sie in den Stand gesetzt, mehr Arbeiter, als früher zu beschäftigen, die es sich nicht einfallen lassen, höhere Löhne zu verlangen, sondern froh sind, bei so guten Zahlern Beschäftigung zu finden. Wenn die Arbeiter knapp werden, so gibt der Fabrikant höhere Löhne, fordert dafür aber anfangs mehr Arbeit, und der Arbeiter bequemt sich gern dazu, weil er dann zur Entschädigung für seine Mühe und Anstrengung besser essen und trinken kann. Er

geht mit seinem Gelde auf den Markt und findet dort Alles zu demselben Preise, wie früher, aber er kehrt mit einer größeren Menge besserer Sachen, zum Gebrauch für seine Familie, nach Hause zurück. Der Landmann und der Gärtner sehen, daß alle ihre Waaren Absatz finden, und legen sich mit Eifer darauf, mehr hervorzubringen; und zu gleicher Zeit sind sie im Stande, bessere und mehr Kleider von ihren Kaufleuten und Fabrikanten zu entnehmen, welche denselben Preis stellen, wie früher, und deren Fleiß durch so vielen neuen Gewinn noch gereizt wird. Es ist leicht, das Geld auf seiner Bahn durch den ganzen Staat zu verfolgen; dabei wird man finden, daß es erst den Fleiß eines Jeden anspornen muß, ehe es den Preis der Arbeit steigert.

Daß nun Metallgeld zu einer beträchtlichen Höhe anwachsen kann, ehe es diese letztere Wirkung hervorruft, erhellt unter andern Beispielen aus den häufigen Kunststücken, welche die französischen Könige mit dem Gelde vornahmen, wobei sich immer fand, daß wenigstens für einige Zeit die Erhöhung des Zahlwerthes ein entsprechendes Steigen der Preise nicht verursachte. In dem letzten Regierungsjahre Ludwigs XIV. wurde das Geld um drei Siebentel vermehrt, aber die Preise stiegen nur um ein Siebentel. Getreide wird in Frankreich jetzt zu demselben Preise oder für dieselbe Anzahl Livres verkauft, wie im Jahre 1683, obgleich das Silber damals zu 30 Livres die Mark ausgeprägt wurde und jetzt zu 50 geprägt wird.¹⁾ Ohne der großen Zufuhr von Geld und Silber zu gedenken, welche seit der ersten Periode in jenem Lande statt gefunden haben mag.

Aus dieser ganzen Erörterung können wir den Schluß ziehen, daß es für die innere Wohlfahrt eines Staates keinerlei Bedeutung

¹⁾ Diese Thatsachen gebe ich gestützt, auf die Autorität des Herrn du Tot, eines Schriftstellers von Ruf, (du Tot, Réflexions politiques). Ich muß allerdings bekennen, daß die Thatsachen, die er bei andern Gelegenheiten anführt, oft so verdächtig sind, daß sie seine Autorität in dieser Sache sehr abschwächen. Indessen ist der allgemeine Satz, daß die Vermehrung des Geldes in Frankreich die Preise nicht sofort entsprechend steigert, unzweifelhaft richtig.

Weiläufig will ich erwähnen, daß mir dies einer der besten Gründe zu sein scheint, den man für die allmähliche und durchgängige Erhöhung des Zahlwerthes der Münzen anführen kann, obgleich er in allen jenen Schriften gänzlich übersehen worden ist, welche von Melon, Du Tot und Paris de Bernay über diese Frage geschrieben sind. Würde zum Beispiel unser ganzes Geld umgemünzt, und von jedem Schillinge eine Quantität Silber im Werthe eines Penny weggenommen, so würde man für den neuen Schilling wahrscheinlich jedes Ding kaufen können, das man für den alten kaufen konnte; die Preise aller Dinge würden dadurch nach und nach ermäßigt und der auswärtige Handel belebt werden, und die einheimische Industrie würde durch den Umlauf einer größeren Anzahl von Pfunden und Schillingen einige Erweiterung und Ermutigung erfahren. Bei der Ausführung eines solchen Planes würde es besser sein, den neuen Schilling zu 24 Halbpence (Schilling = 12 Pence = 1 Mark deutsch. N.) cursiren zu lassen, um die Illusion zu erhalten und zu bewirken, daß er als der alte angenommen würde. Und da wegen der fortlaufenden Abnutzung unserer Schillinge und Sechspencestücke die Ummünzung unseres Silbergeldes anfängt nothwendig zu werden, so liegt die Frage vor, ob wir es machen wollen, wie es unter der Regierung des Königs Wilhelm geschah, als man das unvollständige Geld verbesserte und nach dem alten Fuße umprägte.

hat, ob Geld in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist. Eine gute Wirthschaftspolitik der Regierung besteht blos darin, das Geld womöglich beim Zunehmen zu erhalten, weil sie durch dieses Mittel den Geist der Betriebsamkeit lebendig erhält und den Vorrath an Arbeit vermehrt, in welcher alle wahre Macht und aller wahre Reichtum besteht. Eine Nation ist zu einer Zeit, in der ihr Geld abnimmt, in der That schwächer und armseliger, als jede andere, die zwar nicht mehr Geld besitzt, bei der es aber im Zunehmen begriffen ist. Dies kann man sich leicht erklären, wenn man erwägt, daß die Schwankungen in der Menge des Geldes, sei es nach der einen oder der andern Seite, nicht unmittelbar von den entsprechenden Schwankungen in dem Preise der Waaren begleitet sind. Es liegt stets einige Zeit dazwischen, ehe sich die Dinge ihrer neuen Lage anpassen, und diese Zwischenzeit ist für die Industrie ebenso schädlich, wenn Gold und Silber im Abnehmen, als sie vortheilhaft ist, wenn diese Metalle im Zunehmen begriffen sind. Der Arbeiter findet bei seinem Fabrikanten und Kaufmann nicht so viel Beschäftigung, wie früher, obgleich er auf dem Markte für Alles denselben Preis bezahlen muß. Der Landmann kann sein Getreide und Vieh nicht los werden, obgleich er seinem Gutsherrn dieselbe Pacht zahlen muß. Welche Armuth und Bettelei und Trägheit daraus nothwendig entstehen muß, ist leicht vorauszu sehen.

Die zweite Bemerkung, welche ich in Bezug auf das Geld zu machen mir vornahm, soll folgendermaßen erläutert werden. Es gibt einige Länder und viele Provinzen in Europa (und sie waren einst alle in derselben Lage), wo das Geld so knapp ist, daß der Gutsherr von seinen Pächtern gar keins bekommen kann, sondern genöthigt ist, seine Pacht in Naturalien anzunehmen und dieselben entweder selbst zu verbrauchen oder sie nach Plätzen zu schaffen, an denen er einen Markt für sie findet. In diesen Ländern kann der Fürst wenig oder gar keine Abgaben anders, als auf dieselbe Art erheben. Und da er geringen Nutzen aus derartig gezahlten Steuern ziehen wird, so leuchtet ein, daß ein solches Land selbst in seinem Innern wenig Kraft besitzt und Flotten und Armeen in gleicher Ausdehnung nicht zu unterhalten vermag, als wenn jeder Theil desselben an Gold und Silber vollauf besäße. Die Ungleichheit zwischen der gegenwärtigen Macht Deutschlands und derjenigen, welche es vor drei Jahrhunderten¹⁾ hatte, ist sicherlich größer, als die Ungleichheit zwischen seiner gegenwärtigen Gewerthätigkeit, Bevölkerung und Industrie und der damaligen. Das österreichische Gebiet im Reiche ist im Allgemeinen gut bevölkert und gut angebaut und von großem Umfange, hat aber kein dem entsprechendes Gewicht in der Wagschale von Europa, was nach der gewöhnlichen Annahme von der Seltenheit des Geldes herrührt. Wie stimmen alle diese Thatsachen

¹⁾ Die Italiener gaben dem Kaiser Maximilian den Spitznamen „Pocchidanari“ (Wenig Geld), keine von seinen Unternehmungen ist jemals gelungen, weil es ihm immer an Geld fehlte.

mit dem Vernunftprincipe, daß die Menge des Goldes und Silbers ganz gleichgültig sei? Nach diesem Principe sollte, wofern das Staatsoberhaupt nur viele Unterthanen hat, und diese nur an Waaren reich sind, jenes nothwendiger Weise groß und mächtig, und diese reich und glücklich sein, ohne daß dabei die größere oder geringere Fülle an Edelmetall von Einfluß wäre. Denn dieses ist der Theilung und Untertheilung in großer Ausdehnung fähig, und wenn die Stücke so klein werden sollten, daß sie der Gefahr ausgesetzt sind, verloren zu gehen; so ist es leicht, das Gold oder Silber mit einem schlechteren Metalle zu mischen, wie es in einigen Ländern Europa's geschieht, und auf diese Weise den Stücken eine faßbarere und bequemere Größe zu geben. Sie erfüllen noch dieselben Tauschzwecke, wie groß ihre Anzahl auch sein, und welche Farbe man bei ihnen auch voraussetzen mag.

Diesen Schwierigkeiten setze ich die Antwort entgegen, daß die Wirkung, die man hier der Seltenheit des Geldes zuschreibt, in Wahrheit aus den Sitten und Gebräuchen des Volkes entspringt, und daß wir, wie es so häufig geschieht, eine mittelbare Wirkung mit der Ursache verwechseln. Der Widerspruch ist nur scheinbar; aber es erfordert einiges Nachdenken, um diejenigen Principien zu entdecken, durch welche wir die Vernunft mit der Erfahrung wieder ausöhnen können.

Es scheint fast ein selbstverständlicher Grundsatz zu sein, daß die Preise aller Dinge von dem Verhältniß zwischen den Waaren und dem Gelde abhängen, und daß jede beträchtliche Aenderung auf der einen oder der andern Seite einerlei Wirkung hat, die Preise entweder zu steigern oder zu drücken. Vermehren sich die Waaren, so werden sie billiger; vermehrt sich das Geld, so steigen die Waaren im Preise; wie andererseits eine Verminderung der Waaren und eine Verminderung des Geldes entgegengesetzte Folgen nach sich ziehen.

Weiter leuchtet ein, daß die Preise nicht so sehr von der absoluten Menge der Waaren und des Geldes, welche bei einer Nation vorhanden ist, als von der Menge derjenigen Waaren abhängen, welche zum Markte kommen, oder kommen können, und desjenigen Geldes, welches wirklich im Umlaufe ist. Liegt das Geld in Kisten verschlossen, so ist es, was die Preise angeht, so gut wie ungültig; werden die Waaren in Magazinen und Vorrathshäusern aufgehäuft, so sind sie auf die Preise ebenso wenig von Einfluß. Da in diesen Fällen sich das Geld und die Waaren niemals begegnen, so können sie auch nicht aufeinander einwirken. Wollten wir irgend einmal über den Preis der Nahrungsmittel Muthmaßungen aufstellen, so sollte das Korn, welches der Landmann zur Aussaat und zu seinem und seiner Familie Unterhalt zurückbehalten muß, niemals in Anschlag gebracht werden. Nur der Uberschuß, verglichen mit der Nachfrage, ist es, der den Preis bestimmt.

Um diese Principien anzuwenden, muß man bedenken, daß in den ersten und uncultivirteren Zeiten eines jeden Staates, ehe die Phantasie ihre Bedürfnisse mit den natürlichen Bedürfnissen in Ver-

bindung gesetzt hat, die Menschen, zufrieden mit den Erzeugnissen ihrer eignen Felder oder mit jenen rohen Zubereitungen, welche sie denselben zu geben wissen, wenig Gelegenheit zum Austausch haben, wenigstens gegen Geld, welches dem Uebereinkommen gemäß, das allgemeine Tauschmaß bildet. Die Wolle von der eignen Heerde des Landmanns, von seiner eignen Familie gesponnen und von einem benachbarten Weber verwebt, der seine Zahlung in Getreide oder Wolle bekommt, reicht im Hauswesen und zur Bekleidung aus. Der Zimmermann, der Schmidt, der Maurer, der Schneider werden gegen Lohn von derselben Art gedungen, und selbst der in der Nachbarschaft wohnende Gutsbesitzer ist zufrieden, seine Pacht in Lebensbedürfnissen zu erhalten, die der Pächter hervorbringt. Den größern Theil derselben verbraucht er selbst daheim in ländlicher Gastfreundschaft; das Uebrige setzt er vielleicht gegen Geld nach der benachbarten Stadt ab, aus der er die wenigen Artikel seines Aufwandes und seines Luxus bezieht.

Aber sobald der Mensch anfängt, alle diese Genüsse zu verfeinern, und sich nicht fortwährend zu Hause aufhält, auch sich nicht mit dem, was in seiner Nachbarschaft geschaffen werden kann, begnügt, dehnt sich Tausch und Handelsverkehr jeder Art aus, und bei diesem Tausche bringt mehr Geld unter die Leute. Die Handwerker wollen nicht in Korn bezahlt sein, da sie etwas mehr bedürfen, als Brod allein. Der Landmann geht nach den Waaren, die er einkauft, über die Grenze seines Kirchspiels hinaus und kann seine eignen Waaren nicht immer zu dem Kaufmann bringen, der ihn versorgt. Der Gutsherr lebt in der Hauptstadt oder in einem fremden Lande und verlangt seine Pacht in Gold und Silber, das ihm leicht übermittlelt werden kann. Große Unternehmer und Fabrikanten und Kaufleute tauchen in jedem Waarenzweige auf, und diese können ihre Geschäfte ohne Unbequemlichkeiten nicht anders, als mit klingender Münze betreiben. Und in Folge dessen bringt, wenn die Gesellschaft auf dieser Stufe angelangt ist, das Geld in weit mehr Geschäftsbeziehungen ein und wird auf diese Weise häufiger in Anwendung gebracht, als auf der vorigen Stufe.

Die nothwendige Folge davon ist, daß Alles, sofern der Geldvorrath einer Nation nicht zunimmt, in industriellen und verfeinerten Zeiten viel billiger werden muß, als es in rohen und uncultivirten Zeiten ist. Das Verhältniß zwischen dem umlaufenden Gelde und den an den Markt kommenden Waaren ist es, das die Preise bestimmt. Güter, die daheim verbraucht oder gegen andere Güter in der Nachbarschaft ausgetauscht werden, kommen niemals an den Markt, sie wirken auf das umlaufende Geld nicht im Geringsten ein, sie sind in Bezug auf dieses als ganz und gar nicht vorhanden zu betrachten, und in Folge dessen mindert diese Art ihrer Verwendung das Verhältniß auf Seiten der Waaren und steigert die Preise. Aber nachdem das Geld in alle Zweige des Verkehrs und Handels eingedrungen ist und überall das Tauschmaß bildet, hat die nämliche Paarhaft der Nation eine viel größere Aufgabe zu erfüllen; alle

Waaren befinden sich am Markte, das Umlaufgebiet des Geldes hat sich erweitert; es ist das gerade so, als wenn jene unveränderte Summe einem größeren Reiche dienen müßte, und deshalb muß, da sich das Verhältniß auf Seiten des Geldes vermindert, Alles billiger werden, und alle Preise müssen nach und nach sinken.

Durch die genauesten Berechnungen, die überall in Europa angestellt sind, hat man gefunden, daß seit der Entdeckung von Amerika die Preise aller Dinge auf das drei-, höchstens vierfache gestiegen sind, wenn man dabei den Münzänderungen, oder den sonstigen, die Ausmünzung betreffenden Nebenumständen Rechnung trägt. Aber wird da irgend Jemand behaupten wollen, daß es nicht weit mehr, denn viermal so viel Geld in Europa gibt, als im fünfzehnten Jahrhundert und den vorhergehenden Jahrhunderten? Die Spanier und Portugiesen bringen aus ihren Minen, die Engländer, Franzosen und Holländer durch ihren afrikanischen Handel und durch ihre Schleichhändler in Westindien jährlich ungefähr sechs Millionen Pfund Sterling nach der Heimath, wovon nicht über ein Drittel nach Ostindien geht. Diese Summe allein würde wahrscheinlich innerhalb zehn Jahren den alten Geldvorrath in Europa verdoppeln. Und kein anderer befriedigender Grund läßt sich für die Thatfache angeben, daß nicht alle Preise zu einer weit übermäßigeren Höhe gestiegen sind, als der, welcher sich aus der Wandlung der Sitten und Gebräuche ergibt. Einerseits werden durch die Erweiterung der Industrie mehr Waaren producirt, andererseits kommen diese Waaren mehr an den Markt, nachdem der Mensch die alte Einfachheit seiner Sitten verlassen hat. Und obgleich dieses Wachstum dem des Geldes nicht gleich gekommen ist, so ist es dennoch beträchtlich gewesen und hat das Verhältniß zwischen Geld und Waaren näher an dem alten Standpunkte erhalten.

Würde die Frage aufgeworfen, welche von diesen Lebensweisen eines Volkes, die einfache oder die verfeinerte, für den Staat oder das Gemeinwesen die vortheilhafteste sei, so würde ich ohne viel Bedenken die letztere, wenigstens in politischer Hinsicht, vorziehen und würde das als einen neuen Grund anführen, warum man Handel und Industrie zu befördern hat.

So lange der Mensch in der alten einfachen Weise lebt und alle seine Bedürfnisse durch seine häusliche oder durch die benachbarte Gewerthätigkeit befriedigt, kann das Oberhaupt des Staates von einem beträchtlichen Theile seiner Unterthanen keine Steuern in Geld erheben, und wenn es ihnen irgend welche Lasten auferlegen will, so muß es Zahlung in Waaren annehmen, welche allein reichlich vorhanden sind; und das ist eine Erhebungsart, die mit so großen und offenbaren Unzuträglichkeiten verknüpft ist, daß ich nicht nöthig habe, an dieser Stelle dabei zu verweilen. Alles Geld, dessen Aufbringung es fordern kann, muß aus den größeren Städten seines Landes kommen, wo daselbe allein im Umlauf ist, und diese können ihm offenbar nicht so viel schaffen, wie der ganze Staat könnte, wenn Gold und Silber in ihm durchgängig im Umlauf wäre. Aber abgesehen von dieser offen-

baren Herabsetzung der Einkünfte, hat die Armuth des Gemeinwesens in solch einer Lage noch eine andere Ursache. Das Staatsoberhaupt empfängt nicht nur weniger Geld, sondern dieselbe Menge Geld reicht auch nicht so weit; als sie in Zeiten der Gewerthätigkeit und des allgemeinen Handels und Verkehrs thun würde. Alles ist theurer, wenn Gold und Silber für beide Fälle in derselben Menge vorausgesetzt wird, und zwar darum theurer, weil weniger Waaren zum Markte kommen, und das gesammte Geld zu dem, was dafür gekauft wird, in einem höheren Verhältniß steht, wonach sich die Preise eines jeden Dinges doch allein richten und bestimmen.

Hier können wir deshalb lernen, wie falsch die Bemerkung ist, der wir oft bei Geschichtschreibern und auch in der gewöhnlichen Unterhaltung begegnen, daß dieser oder jener Staat zwar fruchtbar, volkreich und gut angebaut, aber doch schwach sei, bloß weil es ihm an Geld fehle. Es leuchtet ein, daß dieses Fehlen an Geld einem Staate in seinem Innern niemals schaden kann. Denn Menschen und Waaren bilden die wahre und eigentliche Stärke einer jeden bürgerlichen Gesellschaft. Es ist die einfache Lebensweise, welche dem Gemeinwesen schadet, indem sie das Gold und Silber auf wenige Hände beschränkt und seine allgemeine Verbreitung und Circulation hindert. Dahingegen verleiben es Gewerthätigkeit und Verfeinerungen aller Art dem ganzen Staate ein, sie treiben es, wie klein seine Quantität auch sein mag, so zu sagen, in jede Ader und lassen es in jedem Geschäfte und jedem Vertrage eine Rolle spielen. Keine Hand ist seiner gänzlich untheilhaftig, und da der Preis eines jeden Dinges auf diese Weise fällt, so hat das Staatsoberhaupt einen doppelten Vortheil: es kann durch seine Steuern aus jedem Theile des Staates Gelder ziehen, und das empfangene Geld reicht bei jedem Kauf und jeder Zahlung weiter, als sonst.

Wir können aus einer Vergleichung der Preise den Schluß ziehen, daß das Geld in China nicht häufiger ist, als es in Europa vor dreihundert Jahren war. Aber welche unermessliche Macht besitzt jenes Reich, wenn man nach den Civil- und Militäreinrichtungen, die es hat, urtheilen darf. Polybius¹⁾ erzählt, daß zu seiner Zeit die Lebensmittel in Italien so billig gewesen wären, daß an manchen Stellen der feststehende Preis einer Gasthaus-Mahlzeit für die Person einen semis betrug, was wenig mehr als ein Farthing ist.²⁾ Dennoch hatte die römische Macht gerade damals die ganze bekannte Welt unterworfen. Ungefähr ein Jahrhundert vor jener Zeit sagte der Carthagische Gesandte spottend, daß man nirgends geselliger mit einander verkehre, als in Rom; denn bei jedem Gastmahle, zu dem sie als fremde Minister geladen worden seien, hätten sie stets von demselben Silber gespeist.³⁾ Die absolute Menge von Edelmetall ist eine höchst gleichgültige Sache. Nur zwei Umstände von einiger Wichtig-

¹⁾ II. Buch. Cap. 15.

²⁾ Etwa 2 Pfg. deutsch. U.

³⁾ Plinius. Buch XXXII, Cap. 11.

keit sind dabei zu beachten, seine allmähliche Zunahme und seine vollständige Verbreitung und Circulation durch den ganzen Staat, und der Einfluß dieser beiden Umstände ist hier erörtert worden.

In dem folgenden Essay werden wir ein Beispiel von einem ähnlichen Trugschlusse, wie der oben erwähnte, kennen lernen. Auch da ist eine nebensächliche Folge für die Ursache genommen, und auch da der Menge des Geldes eine Wirkung zugeschrieben, die eigentlich von der Aenderung in den Sitten und Gebräuchen des Volkes herrührt.

IV.

Dom Zinsfuß.

Nichts wird für ein sichereres Zeichen von dem blühenden Zustande eines Volkes angesehen, als ein niedriger Zinsfuß; und mit Recht, obgleich ich der Ansicht bin, daß er durch eine andere Ursache hervorgerufen wird, als man gewöhnlich annimmt. Niedrige Zinsen werden in der Regel der Menge des Geldes zugeschrieben. Aber in Menge vorhandenes Geld hat keine andere Wirkung, als daß es den Preis der Arbeit steigert, vorausgesetzt, daß es in dem ganzen Volke verbreitet ist. Silber ist verbreiteter als Gold, und daher bekommt man von ihm eine größere Menge für dieselben Waaren. Aber bezahlt man weniger Zinsen dafür? Der Zinsfuß in Batavia und Jamaica ist 10 Procent, in Portugal 6, obgleich diese Plätze, wie wir aus den Preisen aller Dinge erschen können, mehr Gold und Silber besitzen, als London oder Amsterdam.

Wenn Alles Gold in England mit einem Male verschwände, und einundzwanzig Schillinge an die Stelle jeder Guinee träten, würden wir mehr Geld oder niedrigeren Zinsfuß haben? Sicherlich nicht, wir würden nur Silber statt Gold benutzen. Wenn Gold so häufig würde wie Silber und Silber so häufig wie Kupfer; würden wir mehr Geld oder einen niedrigeren Zinsfuß haben? Wir können mit Zuversicht dieselbe Antwort geben. Unsere Schillinge würden dann gelb, und unsere Halpence weiß sein, und Guineen würden wir nicht haben. Einen andern Unterschied würde man nicht wahrnehmen, keine Aenderung im Handel, im Gewerbe, in der Schifffahrt oder dem Zinsfuß, wenn man sich nicht etwa einbildet, daß die Farbe des Metalls irgend welche Wirkung ausübt.

Was nun bei jenen starken Schwankungen in der Seltenheit und Häufigkeit der Edelmetalle so augenscheinlich ist, muß bei allen kleinen Aenderungen gütlich bleiben. Wenn die fünfzehnfache Vermehrung des Goldes und Silbers keinen Unterschied macht, so kann es die Verdoppelung und Verdreifachung noch weit weniger. Jegliche Vermehrung bewirkt weiter nichts, als eine Preissteigerung der Arbeit und der Waaren, und das ist eben wenig mehr, als eine Namensänderung. Während sich diese Aenderungen vollziehen, mag die

Vermehrung immerhin einigen Einfluß haben, indem sie die Gewerthätigkeit anfeuert; wenn sich aber die Preise einmal nach Maßgabe der neuen Menge des Goldes und Silbers geordnet haben, so übt diese Vermehrung keinerlei Einfluß mehr aus.

Die Wirkung steht zu ihrer Ursache stets in Proportion. Die Preise sind seit der Entdeckung von Amerika fast ums vierfache gestiegen, und es ist wahrscheinlich, daß Gold und Silber sich weit stärker vermehrt hat; aber der Zinsfuß ist nicht viel über die Hälfte gesunken. Die Höhe des Zinsfußes ist mithin von der Menge der edlen Metalle nicht abhängig.

Da das Geld in der Hauptsache nur einen eingebildeten Werth hat, so ist die größere oder geringere Menge desselben ohne Folgen, wenn man nur eine Nation für sich in Betracht zieht; und die im Uebrigen noch so große Menge an Münze übt, wenn sie einmal im Lande allgemein verbreitet ist, keine andere Wirkung aus, als daß sie Jedermann nöthigt, für Kleidung, Hausrath und Gespann von jenen blanken Metallstücken mehr hinzuzählen, ohne irgendswie die Annehmlichkeiten des Lebens dadurch zu vergrößern. Borgt Jemand zum Bau eines Hauses, so trägt er alsdann eine größere Last nach Hause, weil Steine, Holz, Blei, Glas u. s. w. mit sammt der Arbeit der Maurer und Zimmerleute, durch eine größere Menge Gold und Silber vertreten werden. Wenn man diese Metalle in erster Linie als Repräsentanten der Arbeit betrachtet, so kann ihre Größe oder Menge, ihr Gewicht oder ihre Farbe, weder an ihrem wirklichen Werthe, noch an ihrem Zinsfuße eine Aenderung hervorrufen. Derselbe Zinsfuß steht in allen Fällen in demselben Verhältniß zum Kapital. Und wenn Jemand mir so und so viel Arbeit und so und so viel Waare leiht, so bekommt er, wenn ich 5 Procent gebe, stets eine zum Darlehn im Verhältniß stehende Menge von Arbeit und Waare, mag sie nun durch gelbe oder weiße Münze, durch ein Pfund oder eine Unze dargestellt sein. Es ist mithin ein Irrthum, die Ursache für das Fallen und Steigen des Zinsfußes in der größeren oder geringeren Menge Goldes und Silbers zu erblicken, welche in einer Nation verbreitet ist.

Hohe Zinsen entspringen aus drei Umständen, aus starker Nachfrage nach Darlehen, geringen Mitteln, diese Nachfrage zu befriedigen und großen, aus dem Handel entspringenden Gewinnen. Diese Umstände sind ein deutlicher Beweis von dem geringen Fortschritte des Handels und der Industrie, nicht von der Seltenheit des Goldes und Silbers. Niedrige Zinsen rühren andererseits von den drei entgegengesetzten Umständen her: von geringer Nachfrage nach Darlehen, großen Mitteln, sie zu befriedigen, und geringen, aus dem Handel entspringenden Gewinnen. Und diese Umstände hängen alle mit einander zusammen und sind eine Folge der Zunahme des Handels und der Industrie, nicht des Goldes und des Silbers. Wir wollen diese Punkte zu beweisen versuchen und wollen mit den Ursachen und Wirkungen einer großen oder geringen Nachfrage nach Darlehen beginnen.

Wenn ein Volk sich nur ein Wenig aus dem Zustande der Wildheit erhoben hat, und seine Bevölkerung über die ursprüngliche Menge gestiegen ist, so muß auf der Stelle eine Ungleichheit des Eigenthums entstehen, und während einige große Strecken Landes besitzen, sind andere auf ein enges Gebiet beschränkt und manche gänzlich ohne Landbesitz. Diejenigen, welche mehr Boden besitzen, als sie bearbeiten können, bedienen sich derer, welche gar keinen besitzen, und kommen mit ihnen über die Entrichtung eines bestimmten Theiles vom Ertrage überein. So bildet sich sehr bald das Interesse und die Klasse der Grundbesitzer; auch giebt es keine Staatsform, mag sie noch so unvollkommen sein, in welcher die Dinge nicht diese Beschaffenheit haben. Bald muß sich finden, daß der Character einiger dieser Landeigentümer von dem der anderen ganz verschieden ist, und während der eine den Ertrag seines Bodens gern für die Zukunft aufsparen möchte, wünscht ein anderer, was für viele Jahre ausreichen könnte, gleich zu verzehren. Da aber der Verbrauch einer festen Revenue eine gänzlich ohne Beschäftigung verlaufende Lebensweise mit sich bringt, so haben diese Menschen so sehr das Bedürfnis nach etwas, das sie anzieht und fesselt, daß Vergnügungen irgend welcher Art der Wunsch des größeren Theils der Landeigentümer sind; und daher werden die Verschwender unter ihnen stets zahlreicher sein, als die Knicker. Da somit in einem Staate, der nur die Interessen der Grundbesitzer kennt, wenig Sparsamkeit anzutreffen ist, so muß die Zahl der Borger groß sein und die Höhe des Zinsfußes damit im Verhältniß stehen. Der Unterschied hängt nicht von der Menge des Geldes, sondern von den herrschenden Sitten und Gewohnheiten ab. Dadurch allein vermindert oder vermehrt sich die Nachfrage nach Darlehen. Wäre Geld in solcher Menge vorhanden, daß ein Ei mit sechs Pence (50 Pf.) bezahlt würde, so müßten doch, so lange es bloß Landjunkern und Bauern im Staate gäbe, die Borger zahlreich und der Zinsfuß hoch sein. Die Pacht für das nämliche Landgut würde drückender und schwerer ausfallen; aber der gleichgroße Mißgigang der Gutsherren würde sie bei dem höheren Preise der Waaren in derselben Zeit verschwenden und das gleiche Bedürfnis und die gleiche Nachfrage nach Darlehen hervorrufen.

Nicht anders steht die Sache bei Berücksichtigung des zweiten Umstandes, den wir zu erörtern uns vornahmen, nämlich: der größeren oder geringeren Mittel zur Deckung der Nachfrage. Auch er steht mit den Sitten und Gewohnheiten des Volkes, nicht mit der Menge des Goldes und Silbers im ursächlichen Zusammenhange. Damit es in einem Staate eine große Anzahl von Darleihern gibt, ist es weder hinreichend noch erforderlich, daß ein großer Ueberfluß an Edelmetall vorhanden sei. Es ist nur erforderlich, daß der Besitz oder die Verfügung über jene im Staate vorhandene Menge Geldes, welche groß oder klein sein mag, sich in wenigen Händen vereinigt finde, so daß er beträchtliche Kapitalien bildet, oder ein großes Geldgeschäft begründet. Dies bringt eine Reihe von Darleihern hervor und drückt die Höhe des Wuchers herunter, und dies, wage ich, zu be-

haupten, hängt nicht von der Menge des Baaren, sondern von den Sitten und Gewohnheiten ab, welche bewirken, daß das Geld sich zu einzelnen Kapitalien oder Massen von bedeutendem Werth ansammelt.

Dem vorausgesetzt, daß einem Jeden in ganz Großbritannien in einer Nacht durch ein Wunder fünf Pfund in seine Tasche schlüpften, so würde das ganze gegenwärtig im Königreiche vorhandene Geld dadurch mehr als verdoppelt; dennoch würde sich weder am andern Tage noch einige Zeit nachher eine größere Zahl Darleihern noch irgend welche Aenderung im Zinsfuß zeigen. Und gäbe es im Staate nur Gutsherren und Bauern, so könnte dieses freilich im Ueberfluß vorhandene Geld sich niemals zu Kapitalien ansammeln und würde ohne die geringste weitere Folge bloß dazu dienen, den Preis eines jeden Dinges zu erhöhen. Der verschwenderische Gutsherr vergeudet es, so schnell er es empfängt, und der bettelarme Bauer hat keine Mittel, keine Aussicht, keinen Trieb über sein dürftiges Auskommen hinaus etwas zu erwerben. So lange noch der Ueberfluß an Darleihern über die Borger derselbe bleibt, wird keine Erniedrigung des Zinsfußes erfolgen. Letzteres hängt von einer andern Ursache ab und muß aus der Zunahme von Fleiß und Sparsamkeit, von Handel und Gewerbe hervorgehen.

Alles, was dem menschlichen Leben nützlich ist, wird von der Erde hervorgebracht; aber wenige Dinge werden in derjenigen Beschaffenheit hervorgebracht, welche für ihre Benutzung nothwendig ist. Es muß daher neben dem Bauern und Gutsherrn noch eine andere Klasse von Menschen geben, welche das rohe Material, das sie von den ersteren bekommen, in die gehörige Form bringen und dafür einen Theil zu ihrem eignen Gebrauch und Unterhalt zurückbehalten. In der Kindheit der Gesellschaft werden diese Verträge zwischen den Handwerkern und den Bauern und zwischen den einzelnen Gruppen der Handwerker unter sich gewöhnlich unmittelbar von den theilhaftigen Personen selbst geschlossen, da sie als Nachbarn natürlicherweise mit den gegenseitigen Bedürfnissen bekannt sind und sich zur Befriedigung derselben gegenseitig Hilfe leisten können. Sobald aber die Gewerthätigkeit der Menschen zunimmt, und ihr Blick sich erweitert, wird man gewahr, daß die entlegensten Theile des Staates sich so gut, wie die benachbarteren aushelfen können, und daß dieser Austausch gütiger Dienstleistungen zur größten Ausdehnung und Mannigfaltigkeit gebracht werden kann. Daher der Ursprung der Kaufleute, einer der nützlichsten Menschengattungen, welche zwischen den Theilen des Staates, die ganz unbekannt mit einander sind und von den gegenseitigen Bedürfnissen nichts wissen, als Vermittler dienen. Da gibt es in einer Stadt fünfzig Gewerksleute in Seide und Leinwand und tausend Kunden, und diese beiden Menschenklassen, so nöthig sie sich gegenseitig sind, können sich niemals richtig begegnen, bis Jemand einen Laden eröffnet, zu welchem alle Gewerksleute und Kunden sich begeben. In dieser Provinz wächst Gras in Ueberfluß, und die Bewohner haben Käse, Butter und Fleisch in Menge, aber Mangel an

Brod und Korn, was in einer benachbarten Provinz für den Bedarf ihrer Bewohner in allzugroßem Ueberflusse vorhanden ist. Irgend Jemand entdeckt dies. Er bringt Korn aus der einen Provinz und kehrt mit Vieh zurück, und indem er die Bedürfnisse vieler befriedigt, wird er ein Wohlthäter aller. In dem Maße als ein Volk an Gewerbleiß und Bewohnerzahl zunimmt, nimmt auch die Schwierigkeit des Verkehrs zu. Das Handels- und Vermittlungsgeschäft wird verwickelter und theilt sich von Neuem und von Neuem, verbindet und mischt sich zu großer Mannigfaltigkeit. Es ist nothwendig und billig, daß bei allen diesen Handelsgeschäften ein beträchtlicher Theil der Waaren und der Arbeit dem Kaufmanne zufalle, dem man sie im größeren Maaßstabe zu verbanken hat. Und diese Waaren wird er mitunter in Natur behalten oder meistens in Geld umsetzen, das ihr gemeinsamer Stellvertreter ist. Wenn sich Gold und Silber in einem Staate zugleich mit der Industrie vermehrt hat, so wird es eine große Menge von diesen Metallen erfordern, um eine große Menge von Waaren und Arbeit zu repräsentiren. Wenn die Industrie allein zugenommen hat, so müssen die Preise aller Dinge sinken und eine geringe Menge Vaarschaft wird als Repräsentant dienen.

Kein Verlangen, keine Sehnsucht des menschlichen Geistes ist anhaltender und unerfättlicher, als das nach Bewegung und Beschäftigung, und dieser Trieb scheint die Grundlage unserer meisten Leidenschaften und Bestrebungen zu sein. Man nehme dem Menschen jegliche Berufsarbeit und ernste Thätigkeit, so stürzt er sich rastlos von einem Zeitvertreib zum andern, und die Last und der Druck, womit die Unthätigkeit sich fühlbar macht, sind so groß, daß er es nicht achtet, wenn durch diese unmäßigen Ausgaben sein Untergang erfolgen muß. Man gebe ihm ein harmloseres Mittel, seinen Geist und seinen Körper zu beschäftigen, er ist befriedigt und fühlt jenen unerfättlichen Hunger nach Vergnügung nicht länger. Wenn aber die Beschäftigung, die man ihm gibt, gewinnbringend ist, und vollends, wenn der Gewinn mit jeder besonderen Ausübung des Fleißes verbunden ist, so hat er den Erwerb so oft vor Augen, daß er nach und nach eine Leidenschaft dafür bekommt und keine größere Lust kennt, als täglich sein Vermögen wachsen zu sehen. Und das ist der Grund, warum der Handel die Sparsamkeit vermehrt, und warum unter den Kaufleuten die Zahl der Knicker die der Verschwender ebenso sehr überragt, wie unter den Landjunkern die Zahl der Verschwender diejenige der Knicker.

Der Handel vergrößert die Gewerbthätigkeit, indem er die Erzeugnisse derselben schnell von einem Theile des Staates zum andern befördert und keine verloren gehen oder unbenutzt bleiben läßt. Er mehrt die Wirthschaftlichkeit, indem er dem Menschen Beschäftigung gibt und ihn in den Künsten des Erwerbs verwendet, welche bald seine Neigungen fesseln und allen Geschmack an Belustigung und Verschwendung verdrängen. Es ist eine unfehlbare Folge aller gewerblichen Berufsarten, Wirthschaftlichkeit zu erzeugen und der Liebe zum Erwerb vor der Liebe zum Vergnügen den Vorrang zu verschaffen.

Unter den Advocaten und Aerzten, welche etwas zu thun haben, gibt es weit mehr, die von ihrem Einkommen etwas erübrigen, als die es überschreiten, oder auch nur gerade aufbrauchen. Aber Advocaten und Aerzte bringen keine Gewerbthätigkeit und erlangen ihr Vermögen gerade durch die Ausgaben anderer, so daß sie sicherlich das Besitzthum einiger ihrer Mitbürger eben so schnell verringern, als sie das ihrige vermehren. Kaufleute dagegen bringen Gewerbthätigkeit, indem sie als Kanäle dienend dieselbe in jeden Winkel des Staates leiten; und gleichzeitig erlangen sie durch ihre Sparsamkeit große Macht über jene Gewerbthätigkeit und sammeln einen großen Besitz an Arbeit und Waaren an, bei dessen Erzeugung sie die Hauptwerkzeuge bilden. Es gibt in Folge dessen außer dem Handel keinen andern Beruf, der das Selbstinteresse so bedeutend machen, oder mit andern Worten, die Gewerbthätigkeit vergrößern und, die Sparsamkeit ebenfalls vergrößern, einzelnen Gliedern der Gesellschaft ein so großes Verlangen nach jener Gewerbthätigkeit verleihen kann. Ohne Handel muß der Staat hauptsächlich aus Landadel bestehen, dessen Verschwendung und Aufwand eine fortdauernde Nachfrage nach Darlehen verursacht, und aus Bauern, welche keine Kapitalien besitzen, um jene Nachfrage zu befriedigen. Das Geld sammelt sich niemals zu großen Beständen oder Kapitalien an, welche auf Zins ausgeliehen werden könnten. Es befindet sich in zahlreichen Händen zerstreut, welche es entweder in eitel Staat und Prunk vergeuden, oder zum Erwerb der gemeinen Lebensbedürfnisse benutzen. Der Handel allein bringt es zu beträchtlichen Summen zusammen, und diese Wirkung verbannt er bloß dem Gewerbleiß, den er hervorruft, und der Sparsamkeit, die er einflößt, ohne daß dabei auf die etwaige Geldmenge, welche in dem betreffenden Staate umlaufen mag, irgend etwas ankäme.

Auf solche Weise ruft die Zunahme des Handels, als nothwendige Folge, eine große Anzahl von Darleibern hervor und bewirkt dadurch eine Erniedrigung des Zinsfußes. Wir haben nun zu untersuchen, in wie weit die Zunahme des Handels die Profite erniedrigt, welche aus dem Handel entspringen und in wie weit er den dritten Umstand hervorruft, der zur Erniedrigung des Zinsfußes erforderlich ist.

Es wird angemessen sein, über diesen Punkt zu bemerken, daß niedriger Zinsfuß und niedrige Handelsprofite zwei Erscheinungen sind, welche sich wechselseitig fördern, und daß beide ursprünglich aus jenem ausgedehnten Handel entsprungen sind, der reiche Kaufleute schafft und dem Interesse und der Klasse der Kapitalisten Bedeutung gibt. Wenn Kaufleute große Kapitalien besitzen, mögen sie nun durch wenige oder durch viele Metallstücke repräsentirt sein, so muß es natürlicherweise häufig vorkommen, daß, wenn sie entweder des Geschäfts müde sind oder Erben hinterlassen, welche nicht geneigt oder nicht fähig sind, sich im Handel zu bethätigen, ein großer Theil dieser Reichthümer eine sichere Jahresrente sucht. Diese Ueberfülle des Angebots erniedrigt den Preis und läßt die Verleiher mit niedrigerem Zins verliehen nehmen. Diese Ueberlegung nöthigt manche, ihre Kapi-

talien im Handel und Gewerbe weiter zu verwenden und lieber mit niedrigem Profite zufrieden zu sein, als ihr Geld unter Werth anzulegen. Wenn sich andererseits der Handel ausgebreitet hat und mit großen Kapitalien betrieben wird, so muß unter den Kaufleuten ein Wettstreit entstehen, der die Handelsprofite vermindert, während er gleichzeitig den Handel selbst ausdehnt. Die niedrigen Handelsgewinne veranlassen die Kaufleute, williger einen niedrigen Zinsfuß anzunehmen, wenn sie ihr Geschäft aufgeben und der Ruhe und Unthätigkeit sich hinzugeben anfangen. Es ist deshalb unnöthig, zu untersuchen, welcher von diesen Umständen, nämlich niedriger Zins oder niedriger Profit, die Ursache, und welcher die Wirkung ist. Sie entspringen beide aus einem ausgebreiteten Handel und befördern sich wechselseitig. Niemand wird niedrigen Profit annehmen, wenn er hohe Zinsen haben kann, und Niemand wird niedrige Zinsen annehmen, wenn er hohen Profit haben kann. Ein ausgebreiteter Handel erniedrigt beide, Zins und Profit, indem er große Kapitalien bildet, und wird beim Druck auf den einen stets durch das verhältnißmäßige Sinken des andern unterstützt. Man kann noch hinzufügen, daß niedrige Profite, aus dem Wachsthum des Handels und der Industrie entspringend, ihrerseits wieder zum weiteren Wachsthum desselben beitragen, indem sie die Waaren billiger machen, die Consumption ermunthigen und die Betriebsamkeit erhöhen. Und so ist, wenn man die ganze Verknüpfung von Ursache und Wirkung in Betracht zieht, der Zinsfuß ein Barometer für den Staat, und sein niedriger Stand ist ein fast untrügliches Zeichen von der blühenden Lage eines Volkes. Er beweist das Anwachsen des Gewerbleißes und dessen rasche Verbreitung durch den ganzen Staat fast mit mathematischer Sicherheit. Und obgleich es nicht unnöthig sein mag, daß eine plötzliche und große Krisis im Handel für einen Augenblick eine Wirkung derselben Art hervorruft, indem sie viele Kapitalien aus dem Handel entfernt, so ist diese doch nothwendig von solchem Elend und solchem Mangel an Beschäftigung für die Armen begleitet, daß es, auch abgesehen von ihrer kurzen Dauer, nicht möglich sein wird, den einen Fall mit dem andern zu verwechseln.

Diejenigen, welche behauptet haben, daß die Menge des Geldes die Ursache des niedrigen Zinsfußes sei, scheinen eine nebensächliche Wirkung für die Ursache genommen zu haben, da dieselbe Betriebsamkeit, welche den Zinsfuß sinken macht, gewöhnlich großen Ueberfluß an Edelmetall herbeischafft. Feine Manufacturen mannigfaltiger Art in Gemeinschaft von wachsamem, unternehmenden Kaufleuten bringen bald Geld ins Land, wenn es irgendwo in der Welt zu finden ist. Dieselbe Ursache sammelt dadurch, daß sie die Bequemlichkeiten des Lebens vervielfältigt und die Betriebsamkeit vergrößert, bedeutende Reichthümer in den Händen von Personen an, die nicht Landeigenthümer sind, und drückt auf diese Weise den Zinsfuß herunter. Aber obgleich beide Wirkungen, eine Fülle von Geld und ein niedriger Zinsfuß, naturgemäß aus dem Handel und der Gewerthätigkeit entspringen, so sind sie doch von einander unabhängig. Denn man nehme an, eine

Nation sei in den stillen Ocean versetzt, ohne irgend welchem auswärtigen Handel oder irgend welcher Kenntniß der Schifffahrt, nehme an, daß diese Nation stets denselben Vorrath an Münze besitze, aber an Bevölkerung und Gewerthätigkeit beständig zunehme: es ist klar, daß in jenem Reiche der Preis jeglicher Waare stufenweise sinken muß, da das Verhältniß zwischen dem Geld und irgend einer Gattung von Gütern es ist, das ihren beiderseitigen Werth bestimmt; und gemäß der gemachten Voraussetzung werden die Bequemlichkeiten des Lebens alle Tage häufiger, ohne daß in der umlaufenden Baarschaft irgend welche Aenderung eintritt. Es wird demnach bei jenem Volke in gewerthätigen Zeiten eine geringere Menge Geld einen reichen Mann ausmachen, als in unwissenden und trägen Zeiten zu diesem Zwecke ausreichend sein würde. Mit weniger Geld ist man im Stande ein Haus zu bauen, eine Tochter auszusteuern, ein Grundstück zu kaufen, eine Fabrik im Betrieb zu erhalten, oder eine Familie und Dienerschaft zu ernähren. Dies sind die Zwecke für welche die Leute Geld borgen, und daher hat dessen größere oder geringere Menge in einem Staate auf den Zinsfuß keinen Einfluß. Aber es leuchtet ein, daß der größere oder geringere Vorrath an Arbeit und Waaren einen großen Einfluß darauf haben muß, weil wir in der That diese eigentlich borgen, wenn wir Geld auf Zins nehmen. Es ist wahr, wenn der Handel über den ganzen Erdball ausgebreitet ist, so sind die betriebsamsten Nationen stets am meisten mit Edelmetall versehen, so daß niedriger Zinsfuß und eine Fülle von Geld in der That fast unzertrennlich sind. Aber dennoch ist es von Bedeutung, den Grund zu kennen, aus dem irgend eine Erscheinung folgt, und den Unterschied zwischen einer Ursache und einer nebensächlichen Wirkung einzusehen. Abgesehen davon, daß die Erforschung an sich interessant ist, kann sie auch in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten häufig von Nutzen sein. Zum wenigsten muß zugegeben werden, daß nichts mehr Nutzen bringen kann, als durch practische Anwendung die Methode der Untersuchung in diesen Dingen zu verbessern, die von allen die wichtigsten sind, obgleich sie gewöhnlich in der leichtfertigen und nachlässigsten Weise behandelt werden.

Ein anderer Grund für den allgemeinen Irrthum in Betreff der Ursache des niedrigen Zinsfußes scheint das Beispiel einiger Nationen zu sein, bei denen nach einer plötzlichen Erwerbung von Geld oder Edelmetall durch auswärtige Eroberungen der Zinsfuß gefallen ist, und zwar nicht bloß bei ihnen, sondern in allen benachbarten Staaten, sobald sich das Geld zerstreut und in jeden Winkel eingeschlichen hatte. So fiel der Zinsfuß in Spanien unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika fast um die Hälfte, wie uns Garcilasso de la Vega mitgetheilt hat, und seit jener Zeit ist er in allen Ländern Europas stets im allmäligen Sinken begriffen gewesen. In Rom fiel der Zinsfuß nach der Eroberung von Egypten von 6 auf 4 Procent, wie wir von Dion¹⁾ erfahren.

¹⁾ Dion Buch II.

Die Ursachen für das Sinken des Zinsfußes in Folge eines solchen Ereignisses scheinen verschiedenartig zu sein, je nachdem man einerseits das eroberte Land, andererseits die benachbarten Staaten in Betracht zieht, aber bei keinem von ihnen können wir mit Recht jene Wirkung dem Wachsthum von Gold und Silber ganz zuschreiben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß in dem Staate, der die Eroberungen gemacht hat, das neu erworbene Geld in wenige Hände fallen und sich zu großen Summen ansammeln wird, welche entweder durch Ankauf von Grund und Boden oder durch Zinsen sichere Revenuen suchen; und in Folge dessen wird für eine kurze Zeit dieselbe Wirkung eintreten, als wenn eine große Steigerung der Gewerbthätigkeit und des Handels stattgefunden hätte. Die Vermehrung der Darlehen über die Vorgesetzten drückt den Zinsfuß herunter und dann um so schneller, wenn diejenigen, in deren Hände jene großen Summen gelangt sind, keine Gewerbthätigkeit und keinen Handel in dem Staate vorfinden und keine andere Möglichkeit haben, ihr Geld nutzbar zu machen, als es auf Zins zu legen. Aber nachdem diese neue Masse Gold und Silber in das Fleisch und Blut des Staatskörpers übergegangen ist und durch den ganzen Staat circulirt, werden die Dinge bald in ihre frühere Lage zurückkehren, da die Landeigenthümer und die neuen Kapitalisten in Trägheit leben und über ihr Einkommen hinaus verschwenden, und die ersteren täglich Schulden machen, und die letzteren ihr Kapital bis zu seiner enblichen Erschöpfung angreifen. Das gesammte Geld mag im Staate noch immer vorhanden sein und sich durch die Erhöhung der Preise fühlbar machen, da es aber jetzt nicht zu großen Massen oder Kapitalien vereinigt ist, so tritt das frühere Mißverhältniß zwischen den Borgern und Darleibern wieder ein und folglich kehrt auch der hohe Zinsfuß zurück.

Demgemäß finden wir, daß in Rom gegen die Zeit des Tiberius der Zinsfuß wieder auf 6 Procent¹⁾ gestiegen war, obgleich kein Ereigniß stattgefunden hatte, um das Reich von seinem Gelde zu entblößen. Zu Trojans Zeiten trug Geld, das auf Hypothek ausgeliehen war, in Italien 6 Procent²⁾, in Bethynien bei gewöhnlicher Sicherheit 12³⁾. Und wenn der Zinsfuß in Spanien nicht zu seiner alten Höhe stieg, so kam dies keinem andern Umstande zugeschrieben werden, als dem Andauern derselben Ursache, welche ihn zum Sinken brachte, nämlich den großen Schätzen, die fortwährend in Amerika gesammelt wurden und von Zeit zu Zeit nach Spanien herüberkamen und die Nachfrage der Borger befriedigten. Durch diese zufälligen und gleichsam auswärtigen Ursachen gibt es in Spanien mehr Geld zu verleihen, das heißt: es ist mehr zu großen Summen vereinigt, als es sonst in einem Lande sein würde, das so wenig Handel und Gewerbe besitzt.

¹⁾ Columella, Buch III Cap. 3.

²⁾ Plinius, Briefe Buch VII Cap. 28.

³⁾ Plinius, Briefe Buch X Cap. 62.

Was die Ermäßigung des Zinsfußes anbetrifft, welche in England, Frankreich und anderen Ländern, die keine Minen besitzen, erfolgt ist; so hat sie nach und nach stattgefunden und ist nicht aus der Vermehrung des Geldes an sich hervorgegangen, sondern aus dem Anwachsen der Gewerbthätigkeit, das die naturgemäße Wirkung der Vermehrung des Geldes, und zwar während jener Zwischenzeit ist, welche verläuft, bevor sie den Preis der Arbeit und der Lebensmittel steigert. Denn, um auf die obige Annahme zurückzukommen, wenn die Gewerbthätigkeit Englands möglichst stark aus andern Ursachen gestiegen wäre (und jenes Steigen hätte sich leicht zutragen können, wenn auch der Gelbborrath derselbe geblieben wäre), würden nicht dieselben Folgen alle eingetreten sein, welche wir gegenwärtig beobachten? Dieselbe Volksmenge würde man in diesem Falle im Königreiche finden, ebensoviel Waaren, ebensoviel Gewerbthätigkeit und Industrie und Handel und folglich ebensoviel Kaufleute mit denselben Kapitalien, das heißt mit derselben Verfügung über Arbeit und Waaren, bloß durch eine geringere Anzahl gelber und weißer Stücke repräsentirt, was von keiner Bedeutung ist und nur die Fuhrleute, Packträger und Kistenmacher angeht. Da also Luxus, Industrie, alle Künste, Fleiß und Sparsamkeit gerade so, wie heute geblüht haben würden, so ist klar, daß auch der Zinsfuß ebenso niedrig, wie heute stehen müßte, da er das nothwendige Resultat aller dieser Umstände ist, in sofern als sie die Handelsprofite und das Verhältniß von Borgern zu Darleibern in einem Staate bestimmen.

V.

Von der Handelsbilanz.

Nationen, welche mit der Natur des Handels nicht vertraut sind; pflegen die Ausfuhr von Waaren zu verbieten und Alles, was ihnen von Werth und Nutzen zu sein scheint, bei sich zu behalten. Sie bedenken nicht, daß sie mit diesem Verbote direct ihrer Absicht zuwider handeln, und daß je mehr von einer Waare ins Ausland wandert, daheim auch desto mehr von derselben producirt werden wird, was sich ihnen selbst immer in erster Linie zum Kauf anbietet.

Den Gelehrten ist es wohl bekannt, daß die alten Gesetze von Athen die Ausfuhr von Feigen bestrafte, da die Athener meinten, diese Fruchtgattung gedeihe in Attica so vorzüglich, daß sie für den Gaumen jedes Fremden ein zu köstlicher Lackerbissen sei. Und mit diesem lächerlichen Verbote nahmen sie es so ernst, daß darnach Denuncianten bei ihnen Sycophanten genannt wurden, von zwei griechischen Worten, welche Feigen und Angeber¹⁾ bedeuten. In vielen alten Parlaments-

¹⁾ Plutarch. Vermischte Abhandlungen. Die Wißbegierde.

acten finden sich Beweise von derselben Unwissenheit über die Natur des Handels, besonders unter der Regierung Eduards des III. Und bis auf den heutigen Tag ist in Frankreich die Ausfuhr von Getreide fast immer verboten, um wie sie sagen der Hungersnoth vorzubeugen, obgleich es einleuchtet, daß nichts so sehr, wie dieses Verbot, die Hungerszeiten herbvorrust, welche jenes fruchtbare Land so häufig heimsuchen.

Dieselbe neidische Furcht in Bezug auf das Geld hat bei verschiedenen Nationen geherrscht, und es gehörte Vernunft und Erfahrung dazu, um ein Volk zu überzeugen, daß jene Verbote keinem andern Zwecke dienen, als den Austausch nachtheilig für sie zu machen und die Ausfuhr des Geldes noch zu erhöhen.

Diese Irrthümer, kann man sagen, sind grob und handgreiflich; aber sogar Nationen, die sich auf den Handel sehr wohl verstehen, sind wegen der Handelsbilanz noch immer auf einander sehr eifersüchtig und fürchten, daß sie all ihr Gold und Silber verlieren möchten. Das scheint mir fast in jedem Falle eine grundlose Besorgniß zu sein; und ich könnte eben so gut fürchten, daß alle unsere Quellen und Flüsse sich ausleeren ließen, als daß ein Land, in welchem sich Bevölkerung und Industrie befindet, von Geld entblößt werden könnte. Laßt uns also diese letzteren Vortheile mit Sorgfalt hegen und wir brauchen uns nicht zu ängstigen, das erstere zu verlieren.

Es ist leicht einzusehen, daß alle Berechnungen, welche sich auf die Handelsbilanz beziehen, auf sehr unsichern Thatsachen und Voraussetzungen beruhen. Die Zollamtsbücher sind zugestandenmaßen eine unzureichende Grundlage, um Schlüsse darauf zu bauen; auch mit dem Wechselcurse steht es nicht viel besser, es sei denn, daß man auf alle Nationen Rücksicht nimmt und das Verhältniß der verschiedenen remittirten Summen kennt, das man mit Sicherheit unmöglich angeben kann. Wer jemals diesen Gegenstand erörterte, hat seine Theorie, wie sie auch immer ausfallen mochte, stets mit Thatsachen und Berechnungen und mit einer Aufzählung aller an das gesammte Ausland versandten Waaren bewiesen.

Die Schriften des Hrn. Gee setzten die Nation in eine allgemeine Bestürzung, da man durch eine umständliche Darlegung von Thatsachen es klar bewiesen sah, daß die Handelsbilanz mit einer so beträchtlichen Summe gegen uns ausfalle, daß wir in fünf oder sechs Jahren ohne einen einzigen Schilling sein würden. Aber zum Glück sind seitdem zwanzig Jahre verlaufen, und ein kostspieliger auswärtiger Krieg ist geführt, und dennoch wird gewöhnlich angenommen, daß das Geld bei uns reichlicher, als in irgend einer früheren Periode vorhanden sei.

Niemand bietet über diesen Punkt mehr Unterhaltung als Doctor Swift, ein Schriftsteller, der mit so vielem Scharfsinn die Irrthümer und Ungereimtheiten anderer entdeckt. Er sagt in seiner kurzen Untersuchung über den Zustand Irlands, daß der ganze Geldvorrath jenes Königreichs sich früher auf nur 500000 Pfund Sterling belaufen habe, daß die Irländer davon jedes Jahr netto eine Million an England remittirten und kaum eine Hilfsquelle hätten, aus der

sie für sich Ersatz schaffen könnten, und außer der Einfuhr französischer Weine, für welche sie baares Geld bezahlen müßten, wenig andern auswärtigen Handel besäßen. Die Folge dieser — das muß man zugeben — nachtheiligen Sachlage sei gewesen, daß im Laufe von drei Jahren das umlaufende Geld von Irland von 500000 Pfund auf weniger als 200000 Pfund zurückgegangen sei. Und ich vermuthete, gegenwärtig nach Verlauf von dreißig Jahren ist es ganz verschwunden. Gleichwohl begreife ich nicht, wie es kommt, daß die Meinung, der Wohlstand Irlands sei im Fortschreiten begriffen, eine Meinung, welche dem Doctor so großen Aerger bereitete, noch zu bestehen und bei Jedermann Eingang zu gewinnen scheint.

Kurz diese Besorgniß um die schlechte Handelsbilanz scheint derartig zu sein, daß sie auftritt, sobald Jemand über das Ministerium unzufrieden ist oder sich in gedrückter Stimmung befindet, und da sie durch einen ausführlichen Bericht über die gesammten, den Einfuhren gegenüberstehenden Ausfuhren, nie widerlegt werden kann, so ist es zweckmäßig, hier einen allgemeinen Beweis zu bringen, der darthun mag, daß jener Ausgang unmöglich ist, so lange wir unser Volk und unsere Industrie erhalten.

Gesetzt vier fünfstel von allem Gelde in Großbritannien würden in einer Nacht verschwinden, und die Nation käme, was die Menge ihrer Baarschaft anbetrifft, auf denselben Standpunkt zurück, auf welchem sie sich während der Regierung der Heinrich und Eduard befand: Was würde die Folge davon sein? Müßte nicht der Preis aller Arbeit und aller Waaren verhältnißmäßig sinken, und Alles so billig zu kaufen sein, wie es zu jenen Zeiten zu kaufen war? Welche Nation könnte dann auf irgend einem fremden Markte mit uns concurriren oder sich einfallen lassen, zu demselben Preise Schiffahrt zu betreiben oder Waaren zu verkaufen, der für uns noch hinreichenden Profit abwerfen würde? In wie kurzer Zeit müßte dies also den Geldvorrath wieder zurückführen, den wir verloren hätten, und uns auf dasselbe Niveau mit allen benachbarten Nationen erheben? Sobald wir dort angelangt wären, würden wir auf der Stelle den Vortheil der Wohlfeilheit von Arbeit und Waaren verlieren, und der weitere Zufluß des Geldes würde durch die Sättigung und Ueberfüllung bei uns gehemmt werden.

Gesetzt weiter, alles Geld von Großbritannien würde in einer Nacht verfunfacht: müßte nicht die entgegengesetzte Wirkung erfolgen? Müßten nicht alle Arbeit und alle Waaren zu einer übermäßigen Preishöhe steigen, so daß keine benachbarte Nation im Stande wäre, von uns zu kaufen, während andererseits ihre Waaren sich im Vergleich zu den unsrigen so billig herstellen ließen, daß sie ungeachtet aller Gesetze, die man dagegen machen würde, uns überschwemmen und unser Geld fortreiben würden, bis wir auf das gleiche Niveau mit dem Auslande herabgesunken wären und das große Uebergewicht an Vermögen verloren hätten, das uns in solch eine ungünstige Stellung gebracht haben würde?

Nun leuchtet ein, daß dieselben Ursachen, welche diese ungeheuren

Ungleichheiten aufheben würden, wären sie etwa durch ein Wunder entstanden, auch ihrem Eintreffen im gewöhnlichen Laufe der Natur vorbeugen und in allen benachbarten Nationen das Geld für immer der Kunst und Gewerthätigkeit einer jeden Nation näherungsweise entsprechend erhalten müssen. Alles Wasser, wo es nur mit einander in Verbindung steht, bleibt stets in gleicher Höhe. Man frage die Naturforscher nach dem Grunde. Sie werden sagen, daß, wenn das Wasser an irgend einer Stelle erhöht wird, die größere Schwere dieser Stelle, welche kein hinreichendes Gegengewicht hat, es wieder niederdrücken muß, bis Gleichgewicht eintritt, und daß dieselbe Ursache, welche die Ungleichheit, wenn sie eintreten sollte, aufhebt, ihr ohne ein gewaltfames äußeres Eingreifen für immer vorbeugen muß.¹⁾

Kann man sich einbilden, daß es jemals möglich gewesen wäre, durch irgend ein Gesetz, oder selbst durch irgend welche Kunst oder Gewerthätigkeit alle das Geld, welches die Gallionen aus Amerika brachten, in Spanien zurückzubehalten? oder daß alle Waaren in Frankreich für ein zehntel des Preises, den sie auf der andern Seite der Pyrenäen gelten, feil sein könnten, ohne ihren Weg dorthin zu finden und jenem ungeheuren Schätze Abfluß zu verschaffen? In der That, welchen andern Grund gibt es für den Umstand, daß gegenwärtig alle Nationen in ihrem Handel mit Spanien und Portugal gewinnen, als den, daß man Geld ebenso wenig, wie irgend eine Flüssigkeit über seine naturgemäße Höhe anhäufen kann. Die Fürsten dieser Länder haben gezeigt, daß es ihnen nicht an Willen gefehlt hat, ihr Gold und Silber für sich zu behalten, wäre es nur auf irgend eine Weise ausführbar gewesen.

Aber gleich wie eine Wassermasse über die Höhe des umgebenden Wassers erhoben werden kann, wenn das letztere mit der ersteren in keiner Verbindung steht, so ist es auch mit dem Gelde, wenn durch irgend ein physisches Hinderniß (denn alle Gesetze würden allein nichts ausrichten) die Verbindung zwischen verschiedenen Völkern abgeschnitten ist; in einem solchen Falle kann unter ihnen eine große Ungleichheit in der Menge des Geldes Statt haben. Auf diese Weise hält sich, da die große Entfernung Chinas in Gemeinschaft mit den Monopolen unserer indischen Companien die Verbindung erschwert, Gold und Silber und besonders das letztere in Europa in einer weit größeren Menge, als man es in jenem Reiche findet. Allein ungeachtet dieser großen Hindernisse ist die Gewalt der oben erwähnten Kräfte dennoch ersichtlich. An Geschicklichkeit und Erfindsamkeit ist man in Europa im Allgemeinen den Chinesen überlegen,

¹⁾ Es gibt noch eine andere, obgleich in ihrer Wirkung beschränktere Ursache, welche der schlechten Handelsbilanz in jeder einzelnen Nation, mit welcher England Handel treibt, Einhalt thut. Wenn wir mehr Güter einführen, als wir ausführen, so wird der Wechselcours für uns ungünstig, und das gibt der Ausfuhr neuen Muth. Indessen kann der Wechselcours nur mit derjenigen Summe gegen uns sein, auf welche sich die Kosten für den Transport und die Versicherung des Geldes belaufen, das wir nach Ausgleich der Ein- und Ausfuhr schuldig bleiben; denn er kann stets nur ein wenig über diese Summe steigen.

soweit es Handwerk und Manufacturen betrifft; dennoch sind wir niemals im Stande, ohne großen Nachtheil mit ihnen Handel zu treiben. Und wenn nicht der Erfsatz, den wir von Amerika erhalten, andauerte, so würde das Geld in Europa bald sinken und in China steigen, bis es an beiden Plätzen annähernd auf demselben Niveau angelangt wäre. Auch wird kein vernünftiger Mensch zweifeln, daß dieses fleißige Volk, wenn es uns so nahe wäre, wie Polen und die Berberei, unserem Uebergewicht an Baarschaft Abfluß verschaffen und einen größeren Theil der amerikanischen Schätze an sich ziehen würde. Um die Nothwendigkeit dieses Ausgangs begreiflich zu machen, brauchen wir keine physische Anziehung anzunehmen. Es gibt eine aus dem Eigennutz und den Leidenschaften der Menschen entspringende moralische Anziehung, die völlig ebenso mächtig und unfehlbar ist.

Wie hält sich die Bilanz in den Provinzen ein- und desselben Landes anders, als durch die Macht dieses Principes, das es dem Gelde unmöglich macht, sein Niveau zu verlassen und über oder unter ein bestimmtes Verhältniß zu der Arbeit und den Waaren, die sich in jeder Provinz befinden, entweder zu steigen oder zu fallen. Hätte nicht eine lange Erfahrung das Volk über diesen Punkt beruhigt, welche einen Haufen trüber Gedanken möchten wohl die Berechnungen eines schwermüthigen Bewohners von Yorkshire zu Tage fördern, wenn er über die Summen, welche durch die Steuern, den Fremdenverkehr, die Waarenausfuhr nach London gezogen werden, sich einen Ueberschlag machen und sie übertreiben und bei einer Vergleichung die gegenüberstehenden Artikel, die aus seiner Provinz nach London gehen, weit geringer finden würde? Und man zweifle nicht, bestände England heute noch aus sieben Staaten,¹⁾ so würde die Gesetzgebung eines jeden dieser Staaten fortwährend durch die Furcht einer schlechten Handelsbilanz beunruhigt werden; und da wahrscheinlich die gegenseitige Feindschaft dieser Staaten wegen ihrer engen Nachbarschaft außerordentlich heftig sein würde, so würden sie durch eifersüchtige und überflüssige Vorsichtsmaßregeln allen Handel und Verkehr erschweren und vernichten. Seitdem die Schranken zwischen Schottland und England durch die Union aufgehoben sind, welche der beiden Völkerschaften hat von der andern durch diesen Freihandel gewonnen? Oder wenn das erstere Land irgend welchen Zuwachs an Reichthum erfahren hat, kann das vernünftigerweise irgend welchem andern Umstande, als dem Anwachsen seiner Kunst und Gewerthätigkeit zugeschrieben werden? In England hegte man, wie wir von dem Abbe du Bos²⁾ erfahren, vor der Union allgemein die Besorgniß, daß Schottland es bald aller seiner Schätze berauben würde, wenn ein offener Handelsverkehr gestattet sei; und auf der andern Seite der Tweed fürchtete man das Entgegengesetzte. Wie viel Grund auf beiden Seiten zu solcher Furcht vorhanden war, das hat die Zeit gelehrt.

¹⁾ Angelfächische Eintheilung in die sieben Reiche: Essex, Suffes, Wesser, Kent, Mercia, Ostangeln, Northumterland. U.

²⁾ L'Abbe du Bos. Les intérêts d'Angleterre mal-entendus.

Was bei kleinen Gruppen der menschlichen Gesellschaft zutrifft, muß auch bei größeren Statt finden. Die Provinzen des römischen Reiches hielten ohne Zweifel mit einander und mit Italien Bilanz, ohne Zuthun der gesetzgebenden Gewalt; nicht weniger halten die verschiedenen Grafschaften von Großbritannien oder die verschiedenen Kirchspiele einer jeden Provinz unter sich Bilanz. Und wer heut zu Tage Europa durchreist, kann an den Preisen der Waaren sehen, daß trotz der sinnlosen Eifersucht der Fürsten und Staaten das Geld fast überall auf dieselbe Höhe gestiegen ist, und daß der Unterschied zwischen den verschiedenen Ländern in dieser Hinsicht nicht größer ist, als derjenige, der sich meistens zwischen den verschiedenen Provinzen desselben Landes findet. Die Menschen drängen nach den Hauptstädten, den Seeplätzen und den schiffbaren Flüssen. Dort findet man eine stärkere Bevölkerung, mehr Gewerbthätigkeit, größere Waarendorräthe und in Folge dessen auch mehr Geld; dabei steht aber der letztere Unterschied, der Unterschied in den Geldmengen, doch immer mit dem ersteren, dem Unterschiede in den Waarenmengen, in Proportion, so daß also dasjenige, was wir Niveau des Geldes nannten, fortbestehen bleibt.¹⁾

Unsere Eifersucht und unser Haß gegen Frankreich sind ohne Grenzen, und man muß zugestehen, daß zum wenigsten die erstere von diesen Gefinnungen vernünftig und berechtigt ist. Diese Leidenschaften sind die Veranlassung von unzähligen Hindernissen und Beschränkungen des Handels gewesen, bei denen der angreifende Theil meistens gewesen zu sein, wir beschuldigt werden. Aber was haben wir dabei gewonnen? Wir haben für unsere Wollfabrikate den französischen Markt verloren und sind genöthigt, unsern Wein von Spanien und Portugal zu nehmen, wo wir für höhere Preise schlechtere Getränke kaufen. Es gibt wohl wenig Engländer, welche nicht der Ansicht sind, daß ihr Land vollständig zu Grunde gehen würde, wenn französische Weine in England so wohlfeil und so massenhaft verkauft würden, daß sie in gewissem Maße den ganzen Ale und alle im Inlande gebrauten Getränke verdrängten. Wenn wir aber das Vorurtheil bei Seite legen wollten, so würde es nicht schwer sein, den Beweis zu

¹⁾ Man wolle sorgfältig beachten, daß ich in dieser ganzen Abhandlung, so oft ich vom Niveau des Geldes spreche, stets sein verhältnismäßiges Niveau meine, wie es den Waaren, der Arbeit, dem Gewerbfleiß und der Geschäftlichkeit in den verschiedenen Staaten entspricht. Und ich behaupte, daß, wo die Vortheile einer zwei, drei, vierfachen Waarenmenge vorhanden sind, sich auch die zwei-, drei-, vierfache Menge des Geldes finden muß. Der einzige Umstand, der die Richtigkeit dieser Proportion zu stören vermag, sind die Kosten des Transports der Waaren von einem Orte zum andern und zurück; diese Kosten sind bei weitem ungleich. So können die Erzeugnisse von Derbyshire, Getreide, Vieh, Butter, Käse, das Geld von London nicht so stark anziehen, wie die Londoner Manufacturen das Geld von Derbyshire. Indessen dieser Einwand ist nur ein scheinbarer; denn in so weit als der Waarentransport kostspielig ist, muß die Verbindung zwischen beiden Plätzen als gehemmt und unvollkommen gelten. (Für diesen Fall ist dann das auf Seite 44 Gesagte zu berücksichtigen U.)

bringen, daß nichts unschädlicher, vielleicht vortheilhafter sein könnte. Jeder neue Morgen Weinberg, der in Frankreich zu dem Zwecke angepflanzt würde, um England mit Wein zu versorgen, würde die Franzosen in die Nothwendigkeit versetzen, zu ihrem eignen Unterhalt den Ertrag eines mit Weizen oder Gerste bestellten Morgens von England zu entnehmen. Außerdem leuchtet ein, daß wir dadurch den Vortheil genießen würden, eine bessere Waare zu bekommen.

Der König von Frankreich hat viele Verordnungen erlassen, welche die Anpflanzung neuer Weinberge verbieten und die Ausrottung aller anordnen, welche in der jüngsten Zeit angepflanzt worden sind. So sehr ist man in jenem Lande davon überzeugt, daß der Werth des Getreides (dem Werth eines jeden andern Naturerzeugnisses überlegen ist.

Der Marschall Bauban klagt öfters und mit Recht über die widersinnigen Zölle, welche auf die Einfuhr derjenigen Waaren gelegt werden, welche von Languedoc, Guienne und andern süblichen Provinzen nach der Bretagne und der Normandie gehen. Er hegte keinen Zweifel, daß diese letzteren Provinzen ungeachtet des Freihandels, den er empfahl, die Bilanz würden behaupten können. Und offenbar würde eine wenige Meilen weitere Reise zur See bis nach England keinen Unterschied machen, und falls sie einen machen sollte, würde sich die Wirkung desselben auf die Waaren beider Länder gleichmäßig vertheilen.

Es gibt in der That ein Mittel, durch welches das Sinken, und ein anderes, durch welches das Steigen des Geldes über seine naturgemäße Niveau möglich werden kann; allein bei einer genaueren Untersuchung wird man finden, daß diese Fälle mit unserer allgemeinen Theorie zusammenfallen und ihr noch ein größeres Gewicht verleihen.

Ich kenne kaum etwas, das das Sinken des Geldes unter sein Niveau bewirken kann, außer den Institutionen der Banken, der Staatspapiere und des Zettelcredits, die in unserm Lande eine so bedeutende Rolle spielen. Diese Anstalten geben Papier als ein Aequivalent des Geldes aus, setzen es durch den ganzen Staat in Umlauf, lassen es an die Stelle von Gold und Silber treten, erhöhen dadurch verhältnismäßig den Preis von Arbeit und Waaren und treiben folglich auf diese Weise entweder den großen Theil jener edlen Metalle aus dem Lande, oder verhindern den weitem Zufluß derselben. Was kann kurzfristiger sein, als die landläufigen Urtheile über diesen Gegenstand? Wir bilden uns ein, weil ein einzelner Mensch viel reicher sein würde, wenn sein Gelddorrath sich verdoppelte, deshalb müsse auch dieselbe vortheilhafte Wirkung eintreten, wenn das Geld eines Jeden zunähme; wir bedenken aber nicht, daß dies auch die Preise aller Waaren erhöhen und einen Zeden folglich in dieselbe Lage zurückbringen würde, in welcher er sich vorher befand. Nur in den Angelegenheiten und Geschäften unseres Staates mit dem Auslande ist ein größerer Vorrath von Nutzen, und da unser Papier dabei ganz und gar ohne Bedeutung ist, so dient es nur dazu, uns alle die schlimmen Wirkungen fühlbar zu machen,

welche aus einer großen Fülle an Geld entspringen, ohne daß uns irgend einer von den Vortheilen zu gute käme.¹⁾

Nehmen wir an, daß zwölf Millionen Papier in unserem Lande als Geld umläuft (kann man sich nicht einbilden, daß alle unsere zahlreichen Fonds als Papiergeld benützt werden) und nehmen wir weiter an, daß das Metallgeld unseres Landes 18 Millionen Pfund Sterling betrage, so haben wir also einen Staat vor uns, der der Erfahrung gemäß einen Geldvorrath von 30 Millionen zu fassen im Stande ist. Nun sage ich, wenn er sie zu fassen im Stande ist, so müßte er sie nothwendiger Weise auch in Gold und Silber erlangen, wäre nicht der Eintritt dieser Metalle durch jene neue Erfindung des Papiergeldes verhindert worden. Woher würde er diese Summe erlangt haben? Aus allen Reichen der Welt. Aber warum? Weil das Geld in unserm Staate, wenn wir diese 12 Millionen wegnehmen, unter seinem Niveau im Vergleich zu unsern Nachbarn steht, und wir daher nothwendigerweise von ihnen allen im Handel so lange gewinnen werden, bis wir, so zu sagen, voll und gesättigt sind und nicht mehr zu fassen vermögen. Mit unserer gegenwärtigen Politik tragen wir so recht Sorge, die Nation mit diesem netten Zeuge von Banknoten und Schatzanweisungen auszustaffiren, als ob wir in Furcht wären, mit Edelmetall überladen zu werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die große Fülle an Metallgeld in Frankreich größtentheils dem Fehlen des Papiercredits zu verdanken ist. Die Franzosen haben keine Banken; Zettel von Kaufleuten circuliren bei ihnen nicht, wie bei uns. Wucher oder das Verleihen gegen Zinsen ist nicht direct gestattet, so daß manche Leute beträchtliche Summen in ihren Kassen liegen haben. In Privathäusern sind große Massen von Silbergeräth im Gebrauch, und alle Kirchen sind voll davon. In Folge dessen sind Lebensmittel und Arbeit bei ihnen stets billiger geblieben, als bei Nationen, die nicht halb so reich an Gold und Silber sind. Die Vortheile dieser Sachlage sowohl für den Handel, als für die Fälle großer Bedrängnisse im Staatsleben sind zu augenscheinlich, als daß sich darüber streiten ließe.

Dieselbe Sitte, die in England und Holland noch heute existirt, nämlich Tafelgeräth von Porzellan anstatt von Silber zu benutzen, herrschte bis vor einigen Jahren auch in Genua; aber der Senat, der die Folgen voraus sah, verbot es, jene zerbrechliche Waare über ein gewisses Maas hinaus zu gebrauchen, während die Benutzung von Silberzeug durchaus nicht beschränkt wurde. Und ich glaube, während der jüngsten Leiden hat die Republik die gute Wirkung dieser Maßregel gefühlt. Unsere Besteuerung des Silbergeschirrs ist aus diesem Gesichtspunkte vielleicht etwas unpolitisch.

¹⁾ Wir haben in dem dritten Essay bemerkt, daß Geld, wenn es im Zunehmen begriffen ist, während des Zeitraums zwischen der Geldzunahme und der Preissteigerung die Gewerthätigkeit fördert. Eine ähnliche gute Wirkung kann auch der Papiercredit hervorbringen; aber es ist gefährlich, die Sache zu überstürzen, weil man riskirt, Alles zu verlieren, falls jener Credit fehl schlägt, was doch bei jeder heftigen Erschütterung des Staatslebens eintreten kann.

Ehe das Papiergeld in unseren Colonien eingeführt wurde, hatte man dort für die Circulation Gold und Silber genug. Die Einführung jener Waare aber hat ihnen außer vielen andern Nachtheilen den gänzlichen Verlust der edlen Metalle zugezogen. Und kann man daran zweifeln, daß nach der Einziehung des Papiers das Metallgeld zurückkehren werde, da diese Colonien Manufacturen und Waaren besitzen, die einzigen Dinge, welche im Handel Werth haben, und um derentwillen Jedermann nach Geld begierig ist?

Wie schade, daß Aeurg, als er Gold und Silber aus Sparta zu verbannen wünschte, nicht auf Papiergeld versiel. Es würde seiner Absicht besser gebient haben, als die Eisenklumpen, welche er als Geld einführte; auch würde es allen Handel mit dem Auslande wirksamer vorgebeugt haben, da es ein Ding von so sehr geringem wirklichen und wahren Werthe ist.

Man muß indessen zugeben, daß, wie alle diese den Handel und das Geld betreffenden Fragen außerordentlich verwickelt und vielseitig sind, auch unser Gegenstand, der Papiercredit und das Bankwesen, in einem Richte betrachtet werden kann, in welchem die Vortheile desselben größer erscheinen, als die Nachtheile. Daß sie gemünztes und ungemünztes Gold und Silber aus einem Lande verbannen, steht unzweifelhaft fest; und wer nur auf diesen Umstand sieht, thut wohl daran, sie zu verurtheilen; allein gemünztes und ungemünztes Gold und Silber sind nicht von so großer Wichtigkeit, daß sie nicht durch das Anwachsen der Gewerthätigkeit und des Credits, welche durch die richtige Benutzung des Papiergeldes befördert werden können, aufgewogen und selbst überwogen würden. Es ist wohl bekannt, wie vortheilhaft es für den Kaufmann ist, wenn es ihm möglich gemacht wird, bei jeder Gelegenheit seine Wechsel zu discountiren; und Alles was dazu dient, diese Art des Verkehrs zu erleichtern, fördert im Allgemeinen den Handel eines Landes. Nun aber sind Privatbankiers derartigen Credit zu geben deshalb im Stande, weil ihnen selbst durch das in ihren Kassen hinterlegte Geld Credit verschafft wird, und die Bank von England kann ihn geben, weil sie die Freiheit hat, ihre Noten in allen Zahlungen zu benutzen. Von derselben Art war die Erfindung, auf welche vor einigen Jahren die Banken von Edinburgh kamen, und welche auch für Schottland für vortheilhaft angesehen wurde, wie sie ja überhaupt eine der sinnreichsten Ideen ist, die im Handel zur Ausführung gelangt sind. Man nennt sie dort den Bankcredit und ihre Beschaffenheit ist folgende. Es geht Jemand zur Bank und stellt Sicherheit im Betrage von — sagen wir — 1000 Pfund Sterling. Dies Geld oder einen Theil davon ist er berechtigt, je nach Belieben herauszuziehen, und er bezahlt dafür blos die gewöhnlichen Zinsen auf die Zeit, während welcher es sich in seinen Händen befindet. Er kann, wenn es ihm gefällt, jede beliebige Summe im Mindestbetrage von zwanzig Pfund zurückzahlen, und die Zinsen dafür werden ihm von dem Tage der Rückzahlung in Abrechnung gebracht. Die Vortheile, welche aus dieser Erfindung entspringen, sind mannigfacher Art. Da ein Jeder fast im Vollbetrage seines

ganzen Vermögens Credit finden wird, und da sein Bankcredit dem Baargelde gleichwerthig ist, so verwandelt ein Kaufmann dadurch seine Gebäude, sein gesamtes Mobillar, sein Waarenlager, seine Ausstände, seine Schiffe zur See gewissermaßen in Geld und kann sie bei jeder Gelegenheit in allen Zahlungen benutzen, als wenn es gangbare Landesmünze wäre. Wenn Jemand tausend Pfund Sterling von einem beliebigen Privatmanne borgt — abgesehen davon, daß er sie nicht immer findet, wenn er sie nöthig hat — so bezahlt er auf jeden Fall Zinsen dafür, mag er von der Anleihe Gebrauch machen oder nicht. Sein Bankcredit hingegen kostet ihm nur für die Zeit etwas, für welche er ihm Dienste leistet. Und dieser Umstand ist ihm grade so viel werth, als wenn er Geld zu weit niedrigeren Zinsen geliehen hätte. In gleicher Weise ist es den Kaufleuten vermöge dieser Erfindung möglich, sich mit großer Leichtigkeit gegenseitig mit ihrem Credite zu unterstützen, was sie ungemein gegen Bankrotte sichert. Ist Jemandes Bankcredit erschöpft, so geht er zu einem seiner Nachbarn, der sich gerade nicht in derselben Lage befindet, und bekommt bei ihm Geld, das er, je nachdem es ihm convenirt, zurück erstatten kann.

Nachdem diese Praxis sich in Edinburg schon seit mehreren Jahren eingebürgert hatte, trieben verschiedene kaufmännische Gesellschaften zu Glasgow die Sache noch weiter. Sie associirten sich zu mehreren Banken und gaben Noten aus in Beträgen bis zu zehn Schilling herab, die sie bei allen Zahlungen für Güter, Manufacturen, Handwerksarbeiten jeglicher Art benutzten, und diese Zettel liefen vermöge des festen Credits der Gesellschaften wie Baargeld bei allen Zahlungen durch das Land. Auf diese Weise war ein Kapital von fünf tausend Pfund Sterling im Stande, gerade so große Unternehmungen zur Ausführung zu bringen, als sonst sechs oder sieben tausend, und die Kaufleute waren dadurch in den Stand gesetzt, ihren Handel in größerem Umfange zu betreiben und in allen ihren Geschäften mit geringerem Profite auszukommen. Allein welche Vortheile auch aus diesen Erfindungen entspringen mögen, man muß doch gestehen, daß sie abgesehen von der Gefahr, welche in der großen Leichtigkeit des Credits liegt, Edelmetall verdrängen; und nichts kann dafür einen augenscheinlicheren Beweis liefern, als eine diesbezügliche Vergleichung der früheren und der gegenwärtigen Lage Schottlands. Man fand bei der Umprägung, welche nach der Union vorgenommen wurde, daß sich nahe an eine Million Pfund Sterling geprägtes Geld in jenem Lande vorfand; aber ungeachtet des großen Wachstums an Wohlstand, Handel und jeglicher Art von Industrie ist man der Ansicht, daß die umlaufende Münze nicht mehr den dritten Theil jener Summe beträgt, während doch nach England kein bedeutender Abfluß stattgefunden hat.

Wie aber unsere Zettelcreditanstalten fast das einzige Mittel bilden, durch welches man das Geld unter sein Niveau erniedrigen kann, so besteht nach meiner Ansicht das einzige Mittel, durch welches man das Geld darüber zu erheben vermag, in einem Verfahren, gegen

welches alle Welt, als mit zerstörenden Wirkungen verbunden, seine Stimme erheben würde, nämlich große Summen zu einem Staatschatz anzusammeln, sie zu verschließen, und ihren Umlauf schlechterdings zu verhindern. Eine Flüssigkeit, welche mit dem benachbarten Element außer Verbindung ist, kann durch einen solchen Kunstgriff auf jede beliebige Höhe erhoben werden. Um dies zu beweisen, brauchen wir nur zu unserer ersten Voraussetzung zurückzukehren, daß nämlich die Hälfte oder ein Theil von unsern Baarvorräthen vernichtet würde. Wir fanden damals, daß die unmittelbare Folge eines solchen Ereignisses die sein wird, daß aus dem gesammten Auslande eine ebenso große Summe in unser Land strömt, als vernichtet worden ist. Es scheint auch nicht, als ob es für eine solche Anhäufung des Geldes irgend welche in der Natur der Sache liegende Schranken geben könne. Eine kleine Stadt, wie Genf konnte durch eine Jahrhunderte lange Fortsetzung dieser Politik neun zehntel des Metallgeldes von Europa an sich reißen. In der menschlichen Natur scheint allerdings ein unüberwindliches Hinderniß gegen jene ungeheure Ansammlung des Reichthums zu liegen. Ein schwacher Staat mit einem ungeheuren Schatze würde bald die Beute eines seiner ärmeren aber mächtigeren Nachbarn werden. Ein großer Staat würde seinen Reichthum in gefährlichen und unbesonnenen Unternehmungen vergeuden und mit ihm zugleich wahrscheinlich weit Werthvolleres, den Fleiß, die Sitten und die Bevölkerung, zerstören. In diesem Falle sprengt und zerstört die Flüssigkeit zu einer allzugroßen Höhe erhoben, das Gefäß, worin sie enthalten ist, und sinkt, sich mit dem umgebenden Element vereinigend, bald auf ihre naturgemäße Höhe herab.

So wenig sind wir in der Regel mit diesem Principe vertraut, daß wir, obgleich alle Geschichtschreiber in der Angabe über ein so neuerliches Ereigniß, wie die Ansammlung des ungeheuren Schatzes durch Heinrich VII. (sie geben die Höhe desselben zu 2,700,000 Pfund an) ist, völlig übereinstimmen, lieber ihr gleichlautendes Zeugniß verwerfen, als eine Thatsache annehmen, welche mit unsern eingewurzelten Vorurtheilen so schlecht stimmt. Es ist in der That wahrscheinlich, daß diese Summe drei viertel von allem Gelde in England betragen hat. Aber ist es denn so schwer zu begreifen, daß von einem verchlagenen habgüchtigen, knauserigen und beinahe unumschränkten Herrscher innerhalb zwanzig Jahren eine solche Summe sollte angesammelt worden sein? Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß die Verminderung des umlaufenden Geldes vom Volke jemals deutlich empfunden wurde, oder ihm irgend welche Nachtheile verursachte. Das Sinken der Preise aller Waaren mochte die in den Staatschatz fließende Summe unmittelbar wieder ersetzen, indem es England in seinem Handel mit den benachbarten Ländern ein Uebergewicht verschaffte.

Haben wir nicht ein Beispiel in der kleinen Republik Athen mit ihren Bundesgenossen, welche in ungefähr fünfzig Jahren, in der Zeit zwischen dem Persischen und dem Peloponnesischen Kriege eine Summe anhäufte, die wenig geringer war, als der Schatz Heinrichs des VII. Denn alle griechischen Geschichts-

schreiber¹⁾ und Nebner²⁾ stimmen darin überein, daß die Athener mehr als 10000 Talente in der Burg angeammelt hatten, welche sie später zu ihrem eigenen Verderben in tollkühnen und unbefonnenen Unternehmungen verschleuberten. Aber was erfolgte, als dies Geld in Umlauf gesetzt war und mit der umgebenden Flüssigkeit in Verbindung zu treten begann? blieb es im Lande? Nein. Denn wir ersehen aus dem denkwürdigen Census, den Demosthenes³⁾ und Polybius⁴⁾ erwähnen, daß ungefähr fünfzig Jahre später das gesammte Vermögen der Republik, die Ländereien, Gebäude, Waaren, Sklaven und das Baargeld, Alles zusammen weniger, als 6000 Talente betrug.

Welch ein ehrgeiziges, hochstrebendes Volk war das, welches in seiner Schatzkammer zum Zwecke von Eroberungen eine Summe ansammelte und aufbewahrte, welche die Bürger jeden Tag durch ihre eigene Machtbefugniß und bei der Majorität von einer einzigen Stimme unter sich vertheilen konnten, um dadurch dann das Vermögen eines Jeden fast zu verdreifachen. Denn wir müssen bedenken, daß nach dem Berichte der alten Schriftsteller die Bevölkerungszahl und der private Reichthum der Athener zu Anfang des Peloponnesischen Krieges nicht größer war, als zu Anfang der Perserkriege.

Das Geld war in Griechenland zur Zeit Philipps und des Perseus wenig häufiger, als in England während der Regierungszeit Heinrichs des VII. Gleichwohl haben diese beiden Monarchen aus dem kleinen Königreiche Macedonien im Laufe von dreißig Jahren⁵⁾ einen größeren Schatz zusammengetragen, als derjenige des englischen Monarchen war. Paulus Aemilius brachte ungefähr 2,700000 Pfund Sterling⁶⁾ nach Rom. Plinius sagt 2,400000 Pfund.⁷⁾ Und das war nur ein Theil des Macedonischen Schatzes. Das Uebrige war für den Widerstand und die Flucht des Perseus verwendet worden.⁸⁾

Wir erfahren von Stasian, daß der Canton Bern 300000 Pfund auf Zinsen ausstehen und über sechs mal soviel im Staatschatz vorrätzig hatte. Hier ist somit eine Summe von 1,800000 Pfund Sterling angeammelt, welche wenigstens das Vierfache derjenigen Summe ist, welche naturgemäß in einem so kleinen Staate circuliren würde, und dennoch wird Niemand, der eine Reise durch das Waadtland oder sonst einen Theil jenes Cantons macht, irgend welchen Mangel an Geld bemerken, der größer wäre, als man in einem Lande von der Ausdehnung, dem Boden und der Gesammtbeschaffenheit voraussetzen kann. Im Gegentheil, es gibt kaum eine Provinz im Innern von Frankreich und Deutschland, in der die Bewohner heut zu Tage so wohlhabend wären, obgleich jener Canton

¹⁾ Thucydides Bch. II. 13 und Diod. Sic Bch. XII. 40.

²⁾ Siehe Briefe des Aeschines und Demosthenes.

³⁾ *Περὶ Συμμοχίας* 183.

⁴⁾ Bch. II Kap. 62.

⁵⁾ Livius Bch. XIV. Kap. 40.

⁶⁾ Vel. Patereulus Bch. I Kap. 9.

⁷⁾ Buch. XXXIII. Kap. 3.

⁸⁾ Livius.

seinen Staatschatz seit 1714 gewaltig vermehrt hat, in welchem Jahre Stasian seine scharfsinnigen Nachrichten über die Schweiz¹⁾ schrieb.

Appians²⁾ Angaben über den Schatz der Ptolemäer sind so ungeheuerlich, daß man ihnen nicht trauen kann, und zwar um so weniger, als der Geschichtsschreiber sagt, daß die übrigen Nachfolger Alexanders ebenfalls sparsam gewesen wären, und viele von ihnen nicht geringere Schätze gesammelt hätten. Denn dieser Geist der Wirtschaftlichkeit bei den benachbarten Fürsten hätte der obigen Theorie zufolge der Sparsamkeit des Aegyptischen Monarchen Eintrag thun müssen. Die Summe, welche Appian angibt, beträgt 740,000 Talente oder nach der Berechnung des Dr. Arbuthnot 191,166666 Pfund Sterling 13 Schilling 4 Pence. Und doch versichert Appian, seine Nachrichten den öffentlichen Urkunden entnommen zu haben; und außerdem war er noch selbst ein geborner Aegyptier.

Aus diesen Principien können wir lernen, wie wir über jene zahllosen Schranken, Hindernisse und Zollaufgaben zu denken haben, mit denen alle Nationen Europas, und keine mehr als England, den Handel erschwert haben, wegen eines unbezähmbaren Verlangens, Geld anzuhäufen, das doch, so lange es im Umlauf bleibt, niemals über sein Niveau hinaus angehäuft werden kann, oder wegen einer unbegründeten Besorgniß, ihr Geld zu verlieren, das doch niemals unter dieses Niveau hinabsinken wird. Könnte irgend Etwas unsern Reichthum auseinander treiben, derartige unpolitische Maaßregeln würden es thun. Allein wie es damit auch sein mag, es entspringt aus ihnen doch immer jene allgemeine schlimme Folge, daß den benachbarten Nationen der freie Verkehr und Austausch geraubt wird, welche der Weltenschöpfer beabsichtigte, als er ihnen Boden, Klima und Geistesanlagen gab, die unter einander so sehr verschieden geartet sind.

Unsere neuere Politik hat eine Vorliebe für das einzige Mittel, welches das Geld verbannt, für die Verwendung des Papiercredits; sie weist das einzige Mittel, welches das Geld anhäuft, nämlich die Bildung eines Staatschatzes, von der Hand; und sie setzt hunderte von Maaßregeln ins Werk, die zu nichts andern dienen, als dem Gewerbfleiß Schranken aufzuerlegen und uns selbst und unsere Nachbarn um die allgemeinen Wohlthaten der Natur und der Kunst zu bringen.

Indessen dürfen nicht alle Zölle auf fremde Waaren als nachtheilig oder unnütz angesehen werden, sondern nur diejenigen, welche sich auf die oben erwähnte Eifersucht gründen. Ein Eingangszoll auf deutsches Leinen ermutigt die einheimischen Manufacturen und vergrößert dadurch unser Volk und unsere Industrie. Eine Steuer

¹⁾ Die Armuth, von der Stasian spricht, ist nur in den gebirgigsten Cantonen zu finden, in denen es keine Waaren gibt, welche Geld einbringen könnten. Und selbst dort sind die Leute nicht ärmer, als im Salzburgerischen oder in Savoyen.

²⁾ Vorrede.

auf Branntwein vergrößert den Absatz von Rum und unterstützt unsere südlichen Colonien. Und da es nothwendig ist, daß Abgaben erhoben werden, um die Mittel zur Verwaltung des Staates zu schaffen, so darf man es wohl für zuträglicher halten, sie auf fremde Waaren zu legen, welche im Hafen leicht angehalten und der Besteuerung unterworfen werden können. Indessen müssen wir uns doch immer der Maxime des Dr. Swift erinnern, daß in der Arithmetik des Zollwesens zwei und zwei nicht vier, sondern oft nur eins macht. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, wenn man die Weinzölle um ein drittel herabsetzte, sie der Regierung weit mehr eintragen würden, als gegenwärtig. Unsere Landleute würden dadurch in den Stand gesetzt, für gewöhnlich ein besseres und gesunderes Getränk zu bekommen; und der Handelsbilanz, um welche wir so ängstlich besorgt sind, würde daraus auch kein Schaden erwachsen. Die Altbrauerei ist, abgesehen von dem Nutzen, die sie dem Ackerbau gewährt, ohne erhebliche Bedeutung und gibt nur wenigen Leuten Beschäftigung. Der Transport des Weins und des Getreides würde kaum weniger Arbeit geben.

Aber, wird man sagen, gibt es nicht zahlreiche Beispiele von Staaten und Königreichen, welche früher wohlhabend und reich waren, und jetzt arm und bettelhaft sind? Haben sie das Geld, das sie früher in Ueberfluß besaßen, nicht verloren? Ich antworte, wenn sie ihren Handel, ihre Gewerthätigkeit und Bevölkerung verlieren, so können sie auch nicht erwarten, ihr Gold und Silber zu behalten, denn diese Edelmetalle werden zu den ersteren Vorzügen in enger Beziehung stehen. Als der ostindische Handel von Venedig und Genua auf Lissabon und Amsterdam überging, erlangten diese auch die Gewinne und das Geld, welches er abwirft. Wo der Regierungssitz eines Landes nach auswärts verlegt wird, wo kostspielige Armeen außerhalb der Landesgrenzen unterhalten werden, wo große Kapitalien im Besitze von Ausländern sind, da erfolgt dieser Ursachen wegen natürlicherweise eine Verminderung des baaren Geldes. Aber diese Mittel, das Geld aus dem Lande zu treiben gründen sich, wie man einsehen wird, auf Gewalt und Zwang und haben mit der Zeit gewöhnlich auch die Auswanderung der Bevölkerung und der Industrie zur Folge. Wo diese aber daheim bleiben und der Abfluß des Geldes kein andauernder ist, da findet es immer wieder seinen Weg zurück durch hundert Kanäle, die wir weder kennen noch vermuthen. Was für unermessliche Schätze sind seit der englischen Revolution während dreier langer Kriege von so vielen Nationen in Flandern verausgabt worden. Mehr Geld vielleicht, als die Hälfte von alle dem, was gegenwärtig in Europa zu finden ist. Was ist aber jetzt daraus geworden? Befindet es sich noch in den engen Grenzen der östreichischen Niederlande? Gewiß nicht. Das Meiste ist in die verschiedenen Länder zurückgewandert, aus denen es gekommen war, und ist der Kunst und Industrie nachgefolgt, durch welche es zuerst erworben wurde. Denn über tausend Jahre ist das Geld Europas auf einem offenen und sichtbaren Wege nach Rom gestossen; aber durch viele verborgene und unsichtbare Kanäle ist es

wieder hinausgelaufen; und das Fehlen von Handel und Gewerbe macht den Kirchenstaat gegenwärtig zu dem ärmsten Strich von ganz Italien.

Kurz eine Regierung hat große Ursache ihr Volk und ihre Manufacturen mit Sorgfalt zu pflegen. Ihr Geld darf sie ohne Furcht und Eifersucht getrost dem Laufe der menschlichen Dinge anvertrauen. Oder wenn sie diesem letzteren Umstande jemals Aufmerksamkeit widmen will, so braucht sie es nur in soweit zu thun, als derselbe auf die ersteren Einfluß ausübt.

VI.

Von der Handelseifersucht.

Nachdem ich versucht habe, eine Gattung von unbegründeter Eifersucht, welche handeltreibende Nationen so sehr beherrscht, zu zerstören, wird es am Plage sein eine andere zu untersuchen, die mir ebenso unbegründet zu sein scheint. Nichts ist unter Staaten, die im Handel schon einige Fortschritte gemacht haben, gewöhnlicher, als auf den zunehmenden Wohlstand ihrer Nachbarn mit neidischem Auge zu blicken, alle Staaten mit Handel und Gewerbe als ihre Nebenbuhler anzusehen und zu glauben, daß jeder derselben nur auf ihre Kosten zur Blüthe gelangen könne. Im Gegensatz zu dieser engherzigen und gehässigen Gesinnung wage ich zu behaupten, daß die Zunahme des Wohlstandes und Handels bei irgend einer Nation dem Wohlstande und Handel aller ihrer Nachbarn nicht schadet, sondern ihn vielmehr befördert, und daß ein Staat es in seinem Handel und seiner Industrie schwerlich sehr weit bringen kann, wenn alle Staaten seiner Umgebung in Unwissenheit, Trägheit und Barbarei versunken sind.

Offenbar kann die einheimische Industrie eines Volkes durch den größten Wohlstand seiner Nachbarn keinen Schaden erleiden; und da der Handel in dieser Beziehung in einem einigermaßen ausgedehnten Lande ohne Zweifel von der größten Wichtigkeit ist, so fehlt uns wenigstens in Bezug hierauf jeder Grund zur Eifersucht. Allein ich gehe weiter und behaupte, daß überall, wo unter Nationen ein freier Verkehr herrscht, die einheimische Industrie einer jeden durch die Fortschritte der andern Förderung erfahren muß. Man vergleiche die gegenwärtige Lage Großbritanniens mit derjenigen, in welcher es sich vor zweihundert Jahren befand. Alle Gewerbe, sowohl die landwirthschaftlichen, als die technischen, waren damals außerordentlich roh und unvollkommen. Jede Verbesserung die wir seitdem gemacht haben, ist aus der Nachahmung des Auslandes entsprungen, und wir

sollten es in sofern für ein Glück erachten, daß uns jene an Kunstfertigkeit und erfinderischem Geist voraus waren. Aber zu unserm großen Vortheil dauert dieser Austausch noch immer fort; denn obgleich unsere Industrie jetzt eine so hervorragende Stellung einnimmt, eignen wir uns doch täglich in jeder Kunst und jedem Gewerbe die Erfindungen und Verbesserungen unserer Nachbarn an. Wird zum ersten Male eine gewisse Waare von auswärts eingeführt, so sind wir darüber sehr mißvergünstigt, da wir uns einbilden, daß uns unser Geld dadurch entzogen wird; in der Folgezeit bürgert sich die Kunst, jene Waare hervorzubringen, selbst nach und nach bei uns ein und zwar zu unserm sichtbaren Nutzen; trotzdem aber hören wir nicht auf, uns darüber zu ärgern, daß unsere Nachbarn überhaupt irgend welche Kunst, Gewerbe, Industrie und Erfindungen besitzen, indem wir ganz außer Acht lassen, daß wir gegenwärtig noch in der Uncultur stecken würden, wenn sie nicht zuerst unsere Lehrer gewesen wären, und daß, falls sie diese ihre Belehrung nicht heute noch fortsetzten, bei uns Kunst und Gewerbe nothwendig erschlaffen und jenen Wettstreit und jenen Reiz des Neuen einbüßen würden, die so sehr zu ihrem Fortschritte beitragen.

Das Wachsthum der einheimischen Industrie legt den Grund zum auswärtigen Handel. Wo eine große Menge Waaren für den inländischen Markt hervorgebracht wird, da werden sich stets einige Artikel finden, die mit Vortheil an das Ausland verkauft werden können. Wenn unsere Nachbarn aber weder Gewerbe noch Landwirthschaft besitzen, so können sie die Waaren nicht kaufen, weil sie nichts haben, was dagegen ausgetauscht werden könnte. In dieser Beziehung findet bei den Staaten dasselbe Verhältniß statt, wie bei den Einzelnen. Der einzelne Mensch kann schwerlich Thätigkeit entwickeln, wenn alle seine Mitbürger faul sind. Der Reichthum der verschiedenen Glieder einer bürgerlichen Gemeinschaft trägt zur Vermehrung meines Wohlstandes bei, welchen Verusich auch haben mag. Jene verbrauchen die Erzeugnisse meiner Arbeit, mir wird dagegen das Product der ihrigen zu Theil.

Auch braucht kein Staat Besorgniß zu hegen, daß seine Nachbarn es in jeder Kunst und jedem Zweige der Industrie bis zu einem solchen Grade der Vollendung bringen werden, daß keine Nachfrage von ihnen mehr zu erwarten stehe. Die Natur hat die verschiedenen Nationen so verschiedenartig mit Begabung, Klima und Boden bedacht, daß der wechselseitige Verkehr und Handel dadurch so lange gesichert ist, als sich Arbeitsamkeit und Bildung bei ihnen findet. Ja, je mehr die Gewerbe und Künste in einem Staate zunehmen, desto mehr vergrößert sich seine Nachfrage nach allem, was seine betriebsamen Nachbarn hervorbringen. Wenn die Wohlhabenheit und Geschicklichkeit der Bewohner fortschreitet, so wünschen dieselben jede Waare in möglichst großer Vollkommenheit zu besitzen, und da sie an Tauschartikeln die Hülle und Fülle haben, so führen sie auch Waaren in großer Menge vom gesammten Auslande ein. Die Industrie derjenigen Nationen, von denen sie kaufen, erfährt dadurch Aufmunterung und

Förderung. Ihre eigne Industrie wird durch den Absatz derjenigen Waaren, mit denen sie die Einkäufe machen, ebenfalls gehoben.

Was aber geschieht, wenn eine Nation hauptsächlich eine bestimmte Waare producirt, wie es in England mit der Wollmanufactur der Fall ist? Muß nicht der Umstand, daß unsere Nachbarn uns mit der Fabrikation jener Waare in die Quere kommen, für uns Verluste bringen? Ich antworte: wenn man irgend eine Waare das Hauptproduct eines Landes nennt, so wird dabei vorausgesetzt, daß dieses Land einige eigenthümliche und natürliche Vortheile bei der Hervorbringung jener Waare besitze; und wenn es trotz diesen Vortheilen eine solche Manufactur dennoch einbüßt, so sollten seine Einwohner ihrer eignen Trägheit oder ihrer schlechten Regierung, nicht aber dem Gewerbfleiß ihrer Nachbarn die Schuld beimessen. Auch ist zu bedenken, daß durch das Anwachsen der Gewerthätigkeit bei unsern Nachbarnationen zugleich der Verbrauch aller Gattungen von Waaren bei ihnen zunimmt, und obgleich auswärtige Manufacturen mit den unsrigen in Concurrenz treten, kann doch die Nachfrage nach unseren Erzeugnissen noch immer andauern oder gar zunehmen. Und sollte sie wirklich abnehmen, dürfte man dem Umstande so unheilvolle Wirkung zuschreiben? Wenn der Geist der Betriebsamkeit lebendig bleibt, so kann er sich leicht von dem einen Gewerbezweige zu dem andern wenden, und die Wollmanufactur kann zum Beispiel zur Leinwand, zur Seide, zum Eisen oder zu irgend einer andern Branche übergehen, für welche Nachfrage vorhanden zu sein scheint. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß alles und jedes, dem sich der Gewerbfleiß zuwenden kann, erschöpft werde, oder daß unsere Fabrikanten in Gefahr gerathen könnten, keine Arbeit zu haben, wenn sie den Fabrikanten der Nachbarländer gleich gestellt werden. Der Wettstreit unter concurrirenden Völkern dient vielmehr dazu, die Gewerthätigkeit bei ihnen allen lebendig zu erhalten; und ein Volk, das sich mannigfaltiger Manufacturen zu erfreuen hat, ist allemal glücklicher, als dasjenige, welches nur einen einzigen großen Gewerbezweig besitzt, in welchem alle seine Glieder beschäftigt sind. Seine Lage ist weniger schwankend und jene Ummwälzungen und Krisen, denen jeder einzelne Handelszweig stets unterworfen sein wird, machen sich bei ihm nicht in so empfindlicher Weise fühlbar.

Der einzige Handelsstaat, der die Fortschritte und den Gewerbfleiß seiner Nachbarn zu fürchten Ursache hätte, wäre ein solcher, der, wie der holländische, ohne ausgedehnten Grund und Boden und ohne eine bedeutende Anzahl einheimischer Erzeugnisse, nur dadurch in Blüthe steht, daß seine Einwohner die Makler, Agenten und Frachtführer der andern Nationen sind. Eine solche Nation hat natürlich Grund zur Besorgniß, es möchten die benachbarten Nationen, sobald sie ihr eignes Interesse zu begreifen und zu verfolgen anfangen, den Betrieb ihrer Geschäfte selbst in die Hand nehmen und ihren Maklern den Profit entziehen, den sie ihnen bis dahin zukommen ließen. Obgleich man natürlich diesen Ausgang zu fürchten hat, so ist sein Eintreffen doch noch sehr weit entfernt, und Geschicklichkeit

und Fleiß können ihn durch viele Generationen hindurch fern halten, vielleicht für immer abwenden. Der Vortheil, den überlegene Kapitalien und ausgebreitete Handelsverbindungen gewähren, ist so groß, daß er nicht leicht zu besiegen ist; und da sich alle Handelsgeschäfte ausdehnen, sobald die Gewerthätigkeit bei den benachbarten Nationen steigt, so mag ein Volk, dessen Handel auf dieser unsichern Grundlage ruht, grade aus dem ausblühenden Wohlstande seiner Nachbarn anfangs vielleicht einen beträchtlichen Nutzen ziehen. Seitdem die Holländer alle ihre Staatseinkünfte verpfändet haben, spielen sie in den großen politischen Begebenheiten nicht mehr eine solche Rolle, wie früher; ihr Handel aber ist sicherlich noch ebenso bedeutend, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als sie unter die Großmächte Europas gezählt wurden.

Wäre unsere engherzige und feindselige Handelspolitik mit Erfolg gekrönt, so würden wir alle unsere Nachbarn in denselben Zustand der Trägheit und Unwissenheit zurückbringen, der in Marocco und an der Küste der Berberei herrscht. Was aber würde die Folge sein? Sie könnten uns keine Waaren zusenden; aber sie könnten uns auch keine abnehmen. Handel und Wandel würde selbst bei uns im Inlande aus Mangel an Wetteifer, Beispiel und Belehrung erschlaffen, und wir würden bald selbst auf denselben niedrigen Standpunkt hinabsinken, auf welchen wir jene versetzt hätten. Freimüthig wage ich es daher zu bekennen, daß ich nicht nur als Mensch, sondern auch als britischer Unterthan den Aufschwung und die Blüthe des Handels in Deutschland, Spanien, Italien und sogar auch in Frankreich wünsche. Zum wenigsten bin ich sicher, daß Großbritannien und alle jene Nationen zu höherer Blüthe gelangen würden, wenn ihre Herrscher und Minister sich derartige hochherzige und wohlwollende Gesinnungen gegen einander aneignen wollten.

VII.

Von den Steuern.

Bei manchen Leuten, welche in der Steuerfrage das Wort führen, herrscht der Grundsatz, daß jede neue Steuer dem Unterthanen auch eine neue Kraft verschaffe, sie zu tragen, und daß jedes Anwachsen der öffentlichen Lasten verhältnißmäßig auch den Fleiß eines Volkes hebe. Diese Maxime ist so recht dazu angethan, sehr leicht mißbraucht zu werden, und sie ist um so gefährlicher, als man ihr nicht ganz und gar alle Wahrheit absprechen kann, sondern zugestehen muß, daß sie innerhalb gewisser Grenzen theoretisch und praktisch einigermassen begründet ist.

Wenn auf Waaren, welche von dem gemeinen Manne verbraucht werden, eine Steuer gelegt wird, so scheint die nothwendige Folge davon zu sein, daß der arme Mann entweder in seiner Lebensweise sich etwas einzuschränken oder seinen Lohn so weit zu steigern genöthigt ist, daß dadurch die Last der Steuer gänzlich auf den Reichen fällt. Aber es kann noch ein Drittes eintreten, was häufig die Wirkung der Steuern ist, nämlich daß der Arme seinen Fleiß erhöht, mehr Arbeit verrichtet und gerade so gut lebt, als vorher, ohne für seine Arbeit mehr Lohn zu fordern. Wo die Steuern mäßig sind, nach und nach auferlegt werden und nicht die Bedürfnisse des Lebens treffen, da tritt diese Wirkung naturgemäß ein; und es ist gewiß, daß solche schwierige Verhältnisse oft dazu dienen, den Fleiß eines Volkes zu beleben und es wohlhabender und arbeitamer zu machen, als andere Völker sind, welche die größten Vorzüge genießen. Als ein Beispiel, das mit diesem Falle Ähnlichkeit hat, können wir anführen, daß die bedeutendsten Handelsvölker nicht immer den größten Umfang an fruchtbarem Grund und Boden besessen haben, sondern gerade umgekehrt mit manchen Ungunsten der Natur zu kämpfen hatten. Thrus, Athen, Carthago Rhodus, Genua, Venedig, Holland sind gewichtige Belege für diese Behauptung. Und in der ganzen Geschichte finden wir bloß drei Beispiele von großen und fruchtbaren Ländern, welche bedeutenden Handel gehabt haben: die Niederlande, England und Frankreich. Die beiden ersten scheinen durch die Vortheile ihrer maritimen Lage angelockt zu sein und durch die Nothwendigkeit in der sie waren, fremde Häfen aufsuchen zu müssen, um sich mit dem zu versorgen, was ihr eignes Klima ihnen versagte. Und was Frankreich anbetrifft, so hat sich in diesem Lande der Handel spät eingebürgert und scheint die Frucht des Nachdenkens und der Beobachtung bei einem geistvollen und unternehmenden Volk gewesen zu sein, das jene Reichthümer sah, welche diejenigen ihrer Nachbarn sich erworben hatten, welche Schifffahrt und Handel trieben.

Die Plätze von denen Cicero ¹⁾ sagt, daß sie zu seiner Zeit den größten Handel besessen hätten, sind: Alexandrien, Colchus, Thrus, Sibon, Andros, Cyprien, Pamphilien, Lycien, Rhodus, Chios, Byzanz, Lesbos, Smyrna, Milet, Cos. Alle diese, mit Ausnahme von Alexandrien, waren entweder kleine Inseln oder schmale Landstriche; und die Stadt Alexandrien hatte ihren Handel ganz und gar ihrer glücklichen Lage zu verdanken.

Da es demnach sehr wohl denkbar ist, daß manche von Natur vorhandene Mängel und Nachtheile der Gewerthätigkeit günstig sein können, warum sollten künstliche Lasten nicht dieselbe Wirkung haben? Wir wissen, daß Sir William Temple ²⁾ die Betriebsamkeit der Holländer ganz und gar der Noth zuschreibt, die aus der natürlichen Ungunst ihrer Lage folgt, und diesen Satz

¹⁾ Briefe an Atticus, Buch IX, Brief 2.

²⁾ In seinem Berichte über die Niederlande, Kap. 6.

durch einen schlagenden Vergleich mit Irland erläutert. „Dort,“ sagt er, „sind durch den Umfang und die Güte des Bodens und der geringen Bevölkerung alle für das Leben nothwendigen Dinge so wohlfeil, daß ein fleißiger Mann durch zweitägige Arbeit genug verdienen kann, um den übrigen Theil der Woche davon zu leben. Dies halte ich für den sehr einfachen und natürlichen Grund der Faulheit, die man jenem Volke zuschreibt. Denn der Mensch zieht von Natur das Nichtsthun der Arbeit vor und unterzieht sich keinen Mühen, wenn er ohne Anstrengungen leben kann, obgleich, wenn er sich durch Noth gedrängt daran gewöhnt hat, die Arbeit für ihn ein zu seiner Gesundheit und selbst zu seinem Zeitvertreib so unentbehrliches Bedürfnis wird, daß er nicht davon lassen kann. Auch ist der Uebergang von beständigem Nichtsthun zur Arbeit vielleicht nicht schwerer, als von beständiger Arbeit zum Nichtsthun.“ Dann fährt der Schriftsteller fort, seinen Satz zu bekräftigen, durch Aufzählung der obigen Plätze, an denen in alter und neuerer Zeit der Handel am meisten geblüht hat, und welche, wie man weiß, in der Regel so eng begrenzte Gebiete waren, daß die Nothdurft den Fleiß zur Nothwendigkeit machte.

Die besten Steuern sind solche, welche von Verbrauchsgegenständen und ganz besonders von Luxusartikel erhoben werden, weil solche Steuern vom Volke am wenigsten gefühlt werden. Sie scheinen in gewissem Sinne freiwillige Abgaben zu sein, weil Jedermann die Wahl hat, wie viel er von der besteuerten Waare gebrauchen will. Sie werden allmählig bezahlt und ohne daß der Zahler es merkt. Sie führen naturgemäß zur Nüchternheit und Sparsamkeit, wenn sie in verständiger Weise auferlegt werden, und da sie sich mit dem natürlichen Preise der Waaren verbinden, so werden sie von den Consumenten kaum wahrgenommen. Ihr einziger Nachtheil besteht darin, daß ihre Erhebung bedeutende Kosten verursacht.

Abgaben von liegenden Gründen können fast ohne Kosten erhoben werden, haben aber sonst eben andern Nachtheil. Die meisten Staaten indessen sehen sich genöthigt, ihre Zuflucht zu ihnen zu nehmen, um die Unzulänglichkeiten der sonstigen Steuern zu decken.

Aber die schädlichsten von allen Steuern sind die willkürlichen. Sie arten gewöhnlich durch die Art ihrer Erhebung zu einer Strafe für den Fleiß aus und sind außerdem drückender durch die unvermeidliche Ungleichheit, als durch die wirkliche Last, welche sie auferlegen. Es erregt deshalb Staunen, wenn man sie bei einem civilisirten Volke antrifft.

Im Allgemeinen müssen alle Kopfsteuern, auch wenn sie nicht willkürlich sind, was sie aber in der Regel zu sein pflegen, für schädlich erachtet werden, weil es für das Staatsoberhaupt so leicht ist, die geforderte Summe nach und nach um ein wenig zu erhöhen, so daß diese Steuern so recht geeignet sind, drückend und unerträglich zu werden. Dahingegen setzt sich die Besteuerung der Waaren selbst eine Schranke, und ein Fürst wird bald finden, daß eine Erhöhung der Auflage nicht zugleich ein

Wachsen seiner Einkünfte bedeutet. Es ist daher nicht leicht der Fall, daß ein Volk durch eine solche Steuer gänzlich zu Grunde gerichtet wird.

Die Geschichtsschreiber lehren uns, daß eine von den hauptsächlichsten Ursachen für den Verfall und Untergang des Römerreichs in der Veränderung lag, die Constanthin in dem Finanzwesen eintreten ließ, indem er eine allgemeine Kopfsteuer an die Stelle von fast allen Zehnten, Zöllen und Accisen setzte, welche bis dahin das Einkommen des Reiches ausmachten. Das Volk in den Provinzen wurde von den Steuereintnehmern derartig gepeinigt und gedrückt, daß es mit Freuden zu den erobernden Waffen der Barbaren seine Zuflucht nahm, welche weniger Bedürfnisse hatten und weniger Kunst besaßen und deren Herrschaft sie in Folge dessen vortheilhafter fanden, als die raffinirte Tyrannei der Römer.

Es ist eine von verschiedenen politischen Schriftstellern mit Eifer vertretene Meinung, daß, da alle Steuern, wie sie vorgeben, in letzter Instanz auf den Grund und Boden zurückfallen, es besser sei, sie diesem von vornherein aufzuerlegen und jegliche Abgabe von Verbrauchsartikeln aufzuheben. Allein ich läugne, daß alle Steuern schließlich auf den Grundbesitz fallen. Wenn auf irgend eine Waare, welche der Handwerker verbraucht, eine Abgabe gelegt wird, so stehen ihm zwei einander entgegengesetzte Wege, sie zu zahlen, offen: entweder kann er seinen Aufwand etwas einschränken, oder er kann seine Arbeitsleistungen erhöhen. Diese beiden Mittel sind leichter und natürlicher, als dasjenige der Lohnsteigerung. Wir sehen, daß in Jahren der Theuerung der Weber entweder weniger verzehrt, oder mehr arbeitet, oder diese Auswege der Sparsamkeit und des Fleißes beide zur Anwendung bringt, die ihn in den Stand setzen, das ganze Jahr auszukommen. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß er sich denselben Beschwerden und Mühen, wenn sie diesen Namen verdienen, dem Staate zu Liebe unterzieht, der ihm seinen Schutz verleiht. Wie soll er es anfangen, den Preis seiner Arbeit zu erhöhen? Der Fabrikant, der ihn beschäftigt, will ihm nicht mehr geben; er kann es auch nicht, weil der Kaufmann, der die Ausfuhr des Gewebes besorgt, keine höheren Preise zahlen kann, da er seinerseits wieder gebunden ist durch den Preis, den die Waare auf den auswärtigen Märkten erzielt. Es ist allerdings gewiß, daß Jedermann die Last einer ihm auferlegten Steuer von sich abzuwälzen und anderen aufzubürden wünscht; da aber ein Jeder diese Neigung hat und stets auf seiner Hut ist, so kann man unmöglich annehmen, daß eine Klasse der Bevölkerung in diesem Kampfe gänzlich die Oberhand gewinnt. Und warum gerade der Landeigenthümer das Opfer für alle werden und nicht im Stande sein sollte, sich selbst, so gut wie die andern, zu wehren, kann ich nicht recht begreifen. Alle Gewerbetreibenden würden ihn in der That bereitwillig plündern und die Beute unter sich theilen, wenn sie nur könnten. Aber diesen Wunsch hegen sie stets, auch wenn keine Steuern erhoben würden, und dieselben Mittel und Wege, welche den Grund-

besitzer, ehe die Steuern aufgelegt wurden, vor der Besteuerung durch die Gewerbtreibenden schützten, werden ihm auch später ihre Dienste leisten und die Gewerbtreibenden veranlassen, die Last mit ihm zu theilen. Es müssen das in der That sehr drückende und sehr unvernünftig aufgelegte Steuern sein, die der Handwerker nicht durch sich selbst, durch erhöhten Fleiß und erhöhte Sparsamkeit, ohne eine Preissteigerung seiner Arbeit, zu bezahlen im Stande sein sollte.

Ich will diesen Gegenstand mit der allgemeinen Bemerkung schließen, daß wir in den Steuern ein Beispiel vor uns haben, wie es in politischen Vorgängen häufig eintritt, daß nämlich die wirklichen Folgen der Dinge denen, welche man auf den ersten Anschein hätte erwarten sollen, schnurstracks entgegengesetzt sind. Man sieht es als den höchsten Grundsatz der türkischen Verfassung an, daß der Sultan, obgleich unumschränkter Herr über Leben und Vermögen eines jeden Unterthanen, keine Macht hat, eine neue Steuer aufzuerlegen, und jeder Ottomanische Herrscher, der es versucht hat, war entweder genöthigt, sie zurückzunehmen, oder er hat die unheilvollen Folgen seiner Hartnäckigkeit gekostet. Man sollte meinen, dieses Vorurtheil oder diese eingebürgerte Anschauung wäre das stärkste Bollwerk von der Welt gegen Unterdrückung; dennoch lehrt die Erfahrung, daß es ganz entgegengesetzte Wirkung gehabt hat. Der Sultan, ohne gesetzmäßig geordnete Mittel seine Einkünfte zu erhöhen, muß es gestatten, daß alle Pascha und Statthalter die Unterthanen bedrücken und mißhandeln; und er seinerseits preßt sie nach ihrer Rückkehr aus der Provinz wieder aus. Wenn er hingegen, gleich unsern europäischen Fürsten, eine neue Steuer auflegen könnte, so würde sein Interesse mit dem seines Volkes in so weit eins sein, daß er die schlimmen Folgen dieser ungeordneten Gelderpressungen unmittelbar fühlen würde und dann einsähe, daß ein Pfund Sterling, durch eine allgemeine Besteuerung erhoben, eine weniger verderbliche Wirkung hervorruft, als ein Schilling, der in so ungleichmäßiger und willkürlicher Art genommen wird.

VIII.

Vom Staatscredit.

Im Alterthume scheint es allgemein Sitte gewesen zu sein, während des Friedens für die Bedürfnisse des Krieges Sorge zu tragen, und im Voraus Schätze zu sammeln, um sie zur Eroberung oder zur Vertheidigung zu verwenden, ohne sich zu den Zeiten der Unruhe und der Verwirrung auf außerordentliche Steuern und noch viel weniger auf das Vorgehen zu verlassen. Wenn wir von den oben erwähnten ¹⁾

¹⁾ Siehe Essay V.

ungeheuren Summen, welche von den Athenern und von den Ptolemäern und andern Nachfolgern Alexanders angehäuft wurden; absehen, so erfahren wir von Plato ¹⁾, daß selbst die haushälterischen Lacedämonier einen bedeutenden Staatschatz angeammelt hatten; und Arrian ²⁾ und Plutarch ³⁾ wissen von den Reichthümern zu erzählen, welche Alexander bei der Eroberung von Susa und Ekbatana in Besitz nahm, welche zum Theil von den Zeiten des Cyrus her dort aufbewahrt worden waren. Wenn ich mich recht erinnere, so erwähnt auch das alte Testament der Schätze des Hiskias und der andern jüdischen Fürsten, wie auch die Profangeschichte von den Reichthümern der macedonischen Könige Philipp und Persens zu erzählen weiß. Die alten Republiken Galliens hatten gewöhnlich bedeutende Summen im Vorrath ⁴⁾. Jedermann weiß von dem Staatschatze zu Rom, den Julius Cäsar während der Bürgerkriege in seinen Besitz brachte, und in der späteren Zeit finden wir, daß die kluge Vorsicht der besseren Kaiser Augustus, Tiberius, Vespasian, Severus u. s. w. sich darin offenbarte, daß sie große Summen für das Eintreffen irgend welcher Bebrängnisse im Staatsleben ansammelten.

Dagegen ist es in unseren Tagen zum allgemeinen Gebrauch geworden, die Staatseinkünfte zu verpfänden und sich darauf zu verlassen, daß die Nachkommen die von ihren Vorfahren gemachten Schulden bezahlen werden, und da diese Nachkommen an ihren weisen Vätern ein so treffliches Beispiel vor Augen haben, so verlassen sie sich mit derselben Klugheit wiederum auf ihre Nachkommenschaft, welche dann zuletzt mehr aus Nothwendigkeit, als aus freier Wahl gezwungen ist, dasselbe Vertrauen auf die späteren Geschlechter zu setzen. Aber um keine Zeit zu verlieren, indem ich mich gegen eine Politik ereifere, deren Verderblichkeit nach meiner Ansicht nicht bestritten werden kann; so tritt wohl ziemlich klar zu Tage, daß in dieser Beziehung die Maximen der Alten weit vernünftiger waren, als die der Neueren, sogar auch dann, wenn die letzteren in einigermaßen vernünftige Grenzen eingeschlossen würden und in einem einzelnen Falle zur Friedenszeit einmal von solcher Sparsamkeit begleitet wären, daß die durch einen kostspieligen Krieg gemachten Schulden abgetragen würden. Denn warum sollte ein so großer Unterschied zwischen der Gesamtheit und dem Einzelnen bestehen, daß man für ihr Verhalten verschiedene Grundsätze aufzustellen genöthigt wäre? Wenn die Geldmittel der ersteren größer sind, so sind auch ihre nothwendigen Ausgaben verhältnißmäßig bedeutender, wenn ihre Hülfquellen zahlreicher sind, so sind sie doch nicht unerschöpflich; und da

¹⁾ Alcibiades 1.

²⁾ Buch III, 16 und 19.

³⁾ Plutarch im „Leben Alexanders“ 36. 37. Er läßt diese Schätze, an 80,000 Talente oder ungefähr 15 Millionen Pfund Sterling (300 Millionen Mark) betragen. Quintus Curtius (Buch V, Kap. 2) sagt, Alexander habe in Susa über 50,000 Talente gefunden. —

⁴⁾ Strabo 4. Buch.

ihre Verfassung auf einen viel längeren Bestand berechnet sein sollte, als auf die Dauer eines einzelnen Menschenlebens oder selbst einer Familie, so sollte sie Maximen befolgen, die auf breiter Grundlage ruhen, dauerhaft und edelmüthig sind und der vorausgesetzten Länge ihres Bestandes entsprechen. Die menschlichen Dinge bringen es in der That häufig mit unvermeidlicher Nothwendigkeit mit sich, daß wir unser Vertrauen auf das Glück und die augenblicklichen Hülfsmittel setzen; aber wer sich freiwillig auf derartige Auswege verläßt, hat nicht die Nothwendigkeit, sondern seine eigne Thorheit anzuklagen, wenn ihm etwa ein Mißgeschick begegnet.

Wenn die Mißbräuche, welche mit dem Staatschatz getrieben werden können, gefährlich sind, indem er den Staat entweder zu unvorsichtigen Unternehmungen verleitet oder ihn veranlaßt, im Vertrauen auf seinen Reichthum seine militärischen Einrichtungen zu vernachlässigen, so werden mit der Verpfändung der Staatseinkünfte Mißbräuche getrieben, aus denen weit sicherer und unfehlbarer Armuth, Schwäche und Unterdrückung durch auswärtige Mächte folgen.

In der neueren Politik ist der Krieg von zerstörenden Umständen jeglicher Art begleitet: Verlust an Menschenleben, Zunahme der Steuern, Verfall des Handels, Verschleuderung des Geldes, Verheerungen zu Wasser und zu Lande. Nach den Maximen der Alten diente das Aufschließen des öffentlichen Schatzes, das einen ungewöhnlichen Ueberfluß an Gold und Silber hervorrief, dazu, die Gewerthätigkeit zeitweilig zu ermutigen, und für die unvermeidlichen Uebel des Krieges einigermaßen Entschädigung zu schaffen.

Für einen Minister ist es sehr verführerisch, ein derartiges Mittel zu benutzen, das ihn in den Stand setzt, während seiner Verwaltung den großen Mann zu spielen, ohne das Volk mit Steuern zu überladen, oder eine sofortige Unzufriedenheit gegen sich zu erregen. Die Praxis des Schuldenmachens wird daher fast unfehlbar von jeder Regierung mißbraucht werden. Es würde kaum geringere Klugheit offenbaren, einem verschwenderischen Sohne bei jedem Bankgeschäfte in London Kredit zu geben, als einen Staatsmann zu ermächtigen, in einer derartigen Weise Wechsel auf die Nachkommen zu ziehen.

Was sollen wir nun von dem neuen Paradoxon sagen, daß Staatsschulden an und für sich, wenn man von der Nothwendigkeit, durch welche sie veranlaßt werden, absieht, vortheilhaft seien, und daß ein Staat, auch wenn er von keinem auswärtigen Feinde bedrängt werde, unmöglich ein weiseres Mittel zur Beförderung von Handel und Reichthum erfinden könne, als daß er Staatspapiere, Schulden und Steuern in unbeschränkter Menge schaffe. Derartige Raisonnements möchten als geistige Uebungen bei Schönrednern gestattet sein, gleichsam wie die Lobreden auf die Thorheit und das Fieber, auf Busiris und Nero, wenn wir es nicht erlebt hätten, daß solche unsinnige Maximen von großen Ministern und einer ganzen Partei in unserm Lande vertheidigt wurden.

Wir wollen nun untersuchen, welches die Folgen der Staats

schulden sind, sowohl in der inneren Verwaltung unseres Staates durch ihren Einfluß auf Handel und Gewerbleiß, als auch in unsern auswärtigen Beziehungen durch ihren Einfluß auf Kriege und diplomatische Verhandlungen.

Staatsobligationen sind bei uns zu einer Art Geld geworden und werden zum Tagescours ebenso gern als Gold und Silber angenommen. Wo sich nur ein gewinnbringendes Unternehmen darbietet, wie groß auch die erforderlichen Anlagekapitalien sein mögen, da finden sich gleich Leute genug, welche es in Angriff nehmen; auch braucht ein Gewerbtreibender, der Summen in Staatspapieren angelegt hat, kein Bedenken zu tragen, sich in die ausgedehntesten Geschäfte zu stürzen, weil er Kapitalien besitzt, welche die unvorhergesehensten Anforderungen, die an ihn gestellt werden können, befriedigen. Kein Kaufmann hält es für nöthig, eine bedeutende Kasse im Hause zu haben. Bankactien und Obligationen der ostindischen Compagnie, ganz besonders die letzteren, dienen ihm zu jedem Zwecke ebenso gut, weil er sie selbst ausgeben oder in einer Viertelstunde bei einem Bankier zu Gelde machen kann, und außerdem sind dieselben, so lange sie in seinem Schranke liegen, kein todttes Kapital, sondern sie bringen ihm fortwährend ein Einkommen ein. Kurz unsere Staatsschulden verschaffen den Kaufleuten eine Art Geld, das sich in ihren Händen fortwährend vervielfältigt und ihnen, auch abgesehen von den Profiten des Handels, einen sichern Gewinn einbringt. Dieser Umstand nußt sie in den Stand setzen, ihre Waaren mit kleinerem Gewinnst umzusetzen. Der geringere Profit der Kaufleute macht die Waaren billiger und verursacht eine größere Conjunction, belebt die Arbeit des gemeinen Volkes und hilft Künste und Gewerthätigkeit durch die ganze Gesellschaft verbreiten.

Man wird in Folge dessen die Beobachtung machen, daß es in England und in allen Staaten, welche Handelsverkehr und öffentliche Schulden besitzen, manche Personen gibt, die halb Kaufleute, halb Kapitalisten sind, und von denen man voraussetzen darf, daß sie ihre Waaren gern gegen geringen Profit umsetzen, weil der Handel nicht ihren hauptsächlichsten und einzigen Erwerb ausmacht, und die Einkünfte von ihren Staatspapieren eine sichere Quelle des Unterhalts für sie und ihre Familie sind. Gäbe es keine Staatspapiere, so könnten große Kaufleute nur durch den Ankauf von Grundbesitz einen größeren oder geringeren Theil ihres Gewinnes anlegen oder sicher stellen; und Grund und Boden hat im Vergleich mit Staatspapieren viele Nachtheile. Da er mehr Sorgfalt und Aufsicht erfordert, so zersplittert er die Zeit und die Aufmerksamkeit des Kaufmanns; wenn irgend ein günstiges Angebot gemacht wird, oder ein außergewöhnlicher Zufall in den Handelsgeschäften eintritt, dann läßt er sich nicht so leicht in Geld umsetzen; und da er zu sehr anzieht, sowohl durch die vielen Naturfreuden, welche er darbietet, als auch durch das Ansehen, welches er verschafft, so verwandelt er den Städter leicht in einen Landmann. Man darf es in Folge dessen als natürlich annehmen, daß dort mehr Leute von

großen Kapitalien und Einkünften beim Handel bleiben werden, wo Staatsschulden vorhanden sind, und das gereicht, wie man zugeben muß, dem Handel einigermaßen zum Vortheil; denn es vermindert die Profite, befördert den Umsatz und ermuntert die Gewerthätigkeit.

Aber diesen beiden günstigen Umständen gegenüber, die vielleicht von keiner großen Wichtigkeit sind, wiegen die mannigfachen Nachtheile, welche unsere Staatsschulden in der ganzen innern Staatswirthschaft begleiten, schwer; ja man wird finden, daß zwischen dem Guten und Schlimmen, das von ihnen verursacht wird, gar kein Vergleich ist.

Erstens ist gewiß, daß die Staatsschulden das mächtige Zusammenströmen von Menschen und Reichthümern nach der Hauptstadt bewirken, weil dort die großen Summen, welche in den Provinzen zur Deckung der Staatszinsen erhoben werden, an die Gläubiger zur Auszahlung gelangen, und vielleicht auch, weil die oben erwähnten Vortheile im Handel, welche die Kaufleute aus den Staatsschulden ziehen, in der Hauptstadt bedeutender sind, als in irgend einem andern Theile des Landes. In unserm Falle handelt es sich um die Frage, ob es dem öffentlichen Interesse angemessen ist, daß der Stadt London, die bereits zu einer ungeheuren Größe gediehen und noch immer im Wachsen begriffen ist, so viele Vorrechte eingeräumt werden sollen. Mancher fürchtet die Folgen. Ich für meinen Theil kann den Gedanken nicht aufgeben, daß, obgleich der Kopf für den Körper allzu groß ist, jene ungeheure Stadt sich dennoch in einer so glücklichen Lage befindet, daß eine übermäßig große Bevölkerung weniger Unzuträglichkeiten verursacht, als selbst manche kleinere Hauptstadt in einem größeren Reiche. Der Unterschied in den Preisen aller Lebensmittel in Paris und Languedoc ist größer, als derjenige zwischen den Preisen in London und Yorkshire. Freilich die ungeheure Größe von London unter einer Regierung, die über keine unumschränkte Gewalt verfügen kann, macht die Bevölkerung zu Parteiungen geneigt, macht sie aufrührerisch, aufständisch und vielleicht sogar rebellisch. Aber das Wesen der Staatsschuld ist so beschaffen, daß sie gegen dieses Uebel selbst ein Heilmittel abgibt. Der erste bemerkbare Ausbruch, oder selbst auch nur die unmittelbare Gefahr von öffentlichen Unruhen müßte alle Kapitalisten, deren Eigenthum das unsicherste von der Welt ist, in Alarm bringen; diese Gefahr wird sie allein schon drängen, der Regierung zu Hülfe zu eilen, mag sie von Jacobitischer Gewaltthätigkeit oder von demokratischer Schwärmerei bedroht sein.

Zweitens sind die Staatspapiere eine Art von Zettelcredit und besitzen alle die Nachteile, welche jene Gattung von Geld begleiten. Sie verdrängen also Gold und Silber aus dem umfangreichsten Verkehrsgeeschäften des Landes, beschränken es auf die alltägliche Circulation und machen dadurch alle Lebensmittel und Arbeit theurer, als sie sonst sein würden.

Drittens sind die Steuern, welche zur Bezahlung der Zinsen

dieser Schulden erhoben werden, geeignet, entweder den Preis der Arbeit zu erhöhen oder einen Druck auf die ärmeren Klassen auszuüben.

Viertens macht das Ausland, das einen großen Theil unserer Staatsschuldscheine im Besitz hat, sich unsern Staat gewissermaßen tributpflichtig und kann es mit der Zeit dahin bringen, daß unser Volk und unsere Industrie dahin auswandert.

Fünftens ist der größere Theil der Staatspapiere stets in den Händen müßiger Leute, welche von ihrem Einkommen leben, so daß dadurch unsere Schuldscheine nach dieser Hinsicht dem unnützen und unthätigen Leben großen Vorschub leisten.

Aber obgleich der Schaden, der für Handel und Industrie aus unsern Staatsschulden erwächst, im Großen und Ganzen nicht unbedeutend erscheinen mag, so ist er doch verschwindend klein im Vergleich zu dem Unheil, welches dem Staate, als einem politischen Körper, der sich in dem Nebeneinander der Nationen behaupten muß und mancherlei Angelegenheiten mit andern Staaten in Kriegen und diplomatischen Unterhandlungen abzuwickeln hat, daraus erwächst.

Man hat uns allerdings gesagt, daß der Staat seiner Schulden wegen durchaus nicht schwach sei, da ja seine eignen Angehörigen die Hauptgläubiger seien und somit dem einen ebensoviel an Vermögen zugeführt, als dem andern genommen werde. Es habe damit dieselbe Bewandniß, als wenn man Geld aus der rechten Hand in die linke lege, wodurch man weder reicher noch ärmer werde, als man vorher war. Solche unbestimmte Raisonnements und oberflächliche Vergleiche werden immer da zu finden sein, wo man sein Urtheil nicht auf Principien stützt. Ich frage, ist es der Natur der Sache nach möglich, eine Nation mit Steuern zu überbürden, selbst für den Fall, daß sich der Monarch im Lande aufhält? Schon der bloße Zweifel scheint albern zu sein, da in jedem Staatswesen nothwendiger Weise ein gewisses Verhältniß zwischen dem arbeitenden und müßigen Theile der Bevölkerung eingehalten werden muß. Wenn aber alle unsere heutigen Steuern verpfändet sind, müssen wir dann nicht neue ausfindig machen? Und kann dieses Ding nicht so weit getrieben werden, daß es schließlich zum Verderben und zum Untergange führt?

In jeder Nation gibt es immer Mittel und Wege, Geld zu erheben, die, zu Folge der Lebensweise des Volkes und der künstlichen Gegenstände, von denen es Gebrauch macht, bequemer sind, als andere. In Großbritannien bringt die Accise auf Malz und Bier sehr viel ein, weil das Malzen und Brauen langwierige Operationen sind, die unmöglich verhehlt werden können, und außerdem sind diese Dinge zum Leben nicht absolut nothwendig, so daß die ärmeren Klassen unter der Vertheuerung derselben sehr schwer zu leiden haben würden. Wenn diese Steuern alle verpfändet worden sind, wie schwierig wird es dann sein, neue ausfindig zu machen! Welche Bedrückung und welcher Ruin für die Armen!

Consumptionssteuern sind gleichmäßiger und bequemer, als die Abgaben vom Grundbesitz. Welch ein Verderben für das Gemeinwesen, wenn die erstern alle erschöpft sind, und wir unsere Zuflucht zu der weit drückenderen Art der Besteuerung nehmen müssen.

Wenn alle Landeigenthümer nur Verwalter auf Rechnung des Staates wären, würde sie die Noth nicht zwingen, alle die Unterdrückungskünste anzuwenden, welche Verwalter anzuwenden pflegen, wenn die Abwesenheit oder Nachlässigkeit des Besitzers sie gegen Verantwortung sicher macht?

Man wird schwerlich behaupten, daß den Staatsschulden niemals Grenzen gesetzt werden sollten, und daß das Gemeinwesen nicht schwächer sein würde, wenn drei Fünftel oder drei Viertel der Grundsteuer und aller gegenwärtigen Zölle und Accisen verpfändet wären. Es findet demzufolge in diesem Falle doch noch etwas anderes statt, als die bloße Uebertragung des Eigenthums aus einer Hand in die andere. In fünfhundert Jahren werden die Nachkommen derer, die jetzt in den Kutschen fahren, und derer, die jetzt auf dem Boock sitzen, wahrscheinlich die Plätze gewechselt haben, ohne daß diese Revolution im Geringsten den Staat in Mitleidenschaft zieht.

Angenommen der Staat wäre einmal wirklich in jene Lage gebracht, der er gegenwärtig mit so erstaunlicher Schnelligkeit zuelt; angenommen Grund und Boden wäre mit einer Steuer von $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{6}$ seines Ertrages belastet, denn den ganzen Ertrag des Grundbesitzes kann die Steuer niemals erreichen; angenommen alle Accisen und Zölle wären bis auf die äußerste Höhe hinaufgeschraubt, welche die Nation ohne ihren Handel und ihre Industrie gänzlich einzubüßen, vertragen kann; und angenommen alle jene Fonds wären auf ewig verpfändet und der erfinderische Geist aller unserer Projectenmacher wäre nicht im Stande, neue Auflagen ausfindig zu machen, die für eine neue Anleihe als Grundlage dienen könnten; die nothwendigen Folgen dieser Situation wollen wir näher betrachten. Obgleich der unvollkommene Stand unserer politischen Wissenschaft und die beschränkten Fähigkeiten des menschlichen Geistes es schwierig machen, vorauszusagen, welche Folgen aus irgend einer, noch nicht erprobten Maßregel entspringen werden, so ist der Same des Verderbens hier mit solcher Verschwendung ausgestreut, daß er selbst dem Auge des unachtsamsten Beobachters nicht entgehen kann.

In diesem unnatürlichen Zustande der Gesellschaft sind die Kapitalisten die einzigen Leute, welche über das unmittelbare Ergebniß ihres Fleißes hinaus einiges Einkommen besitzen, denn sie beziehen fast die ganze Rente des Bodens und der Gebäude und überdies noch den Ertrag von den gesammten Zöllen und Accisen. Es sind dies Leute, welche mit dem Staate in keinerlei enger Beziehung und Verbindung stehen, welche ihre Revenuen an jedem Orte der Erde genießen können, wo es ihnen beliebt sich aufzuhalten, welche sich natürlicher Weise in die Hauptstadt, oder irgend welche andere große Städte vergraben, und welche in die Lethargie eines

stumpfsinnigen und schwelgerischen Wohllebens versinken werden, ohne Geist, ohne Verlangen nach Ruhm und Ehre, ohne wahren Genuß. Fahrt hin, ihr Ideen alle von Adel, Stand und Familie! Die Kapitalisten lassen sich in einem Augenblicke auf andere übertragen, und da sie von so schwankender und beweglicher Natur sind, so werden sie selten durch drei Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt werden. Oder wenn sie noch so lange in einer Familie bleiben, so würden sie dem Besizer doch ein erbliches Ansehen oder einen erblichen Einfluß nicht bringen; und auf diese Weise gehen die mancherlei Rangordnungen unter den Menschen, welche eine Art unabhängiger, durch die Hand der Natur eingesetzter Obrigkeit im Staate bilden, gänzlich verloren und Jedermann, der in Ansehn steht, leitet seinen Einfluß einzig und allein von seiner Eigenschaft als Beamter des Landesherrn ab. Zur Verhütung und Unterdrückung von Aufständen gibt es kein anderes Mittel mehr, als ein Heer von Miethsoldaten; zum Widerstande gegen die Tyrannei gibt es überhaupt kein Mittel mehr; Wahlen werden ganz allein durch die Bestechung und Corruption beherrscht; und da die zwischen Königthum und Volk stehende vermittelnde Macht verschwunden ist, so muß unfehlbar ein drückender Despotismus einreißen. Die Grundbesitzer, ihrer Armuth wegen verachtet, verhaßt ihrer Unterdrückungen wegen, werden schlechterdings nicht im Stande sein, irgend welchen Widerstand dagegen zu leisten.

Sollte nun auch von der Regierung der Beschluß gefaßt werden, niemals eine Steuer einzuführen, die dem Handel schadet, oder die Gewerthätigkeit lahm legt, so würde es für Menschen, wie sie sind, doch wohl unmöglich sein, in so äußerst delicatesen Dingen, immer so richtig zu urtheilen, daß niemals ein Irrthum unterliefe, oder sie inmitten so drängender Schwierigkeiten niemals von ihrem Beschlusse ließen. Die unaufhörlichen Schwankungen im Handel erfordern unaufhörliche Aenderungen in der Beschaffenheit der Steuern, was die Gesetzgebung jeden Augenblick sowohl dem absichtlichen, als dem unabsichtlichen Irrthume aussetzt. Und jeder heftige Schlag, der dem Handel, sei es durch unvernünftige Steuern, oder durch ein anderes Ereigniß verjett wird, bringt das ganze Regierungssystem in Unordnung und Verwirrung.

Welcher Mittel aber kann sich der Staat unter solchen Umständen noch bedienen, besonders für den Fall — den wir annehmen wollen —, daß der Handel sich fortdauernd in dem blühendsten Zustande befindet, um seine auswärtigen Kriege und Unternehmungen durchzuführen und die Ehre und die Interessen seiner selbst oder seiner Bundesgenossen zu vertheidigen? Ich frage nicht, auf welche Weise unser Staat eine so erstaunliche Macht entfalten soll, wie er während unserer letzten Kriege es gethan hat, wo wir uns nicht nur über unsere eigene naturgemäße Kraft, sondern selbst über die Kraft, welche nur die größten Reiche besitzen, hinaus angefirengt haben. Die Ueberschreitung ist es eben, welche ich als die Quelle aller Gefahren, denen wir gegenwärtig ausgesetzt sind, beklage. Da man

aber annehmen muß, daß auch dann noch ausgedehnter Handel und großer Reichthum vorhanden ist, nachdem der Staat alle Fonds verpfändet hat, so müssen diese Reichthümer durch eine entsprechende Macht vertheidigt werden, und woher soll der Staat die zur Unterhaltung dieser Macht erforderlichen Einkünfte nehmen? Sie müssen geradezu durch die ununterbrochene Besteuerung der Rentner aufgebracht werden oder, was dasselbe sagt, dadurch, daß der Staat bei jeder Noth und Gefahr einen gewissen Theil ihrer Renten von Neuem verpfändet und sie dadurch zwingt, zu ihrer eignen Vertheidigung und zur Vertheidigung der Nation beizusteuern. Was für Schwierigkeiten aber diese Politik mit sich führt, wird leicht offenbar, mag man nun annehmen, der König sei unumschränkter Herr geworden, oder seine Gewalt werde noch immer durch Nationalversammlungen eingeschränkt, in denen die Kapitalisten natürlicher Weise ein bedeutendes Uebergewicht haben würden.

Ist der Fürst unumschränkter Herr, wie man es bei dieser Lage der Dinge erwarten darf, so ist es ihm eine leichte Sache, den Kapitalisten immer mehr abzapfen, was schließlich nur darauf hinaus läuft, daß das ganze eingenommene Geld in seinen Händen bleibt und diese Art von Eigenthum bald all seinen Werth verliert und das ganze Einkommen eines jeden Unterthanen im Staate der Gnade des Herrschers vollständig anheingegeben ist. Das würde einen Grad von Despotismus bedeuten, den keine orientalische Monarchie bis jetzt jemals erreicht hat. Wenn andererseits zu jeder Steuer die Zustimmung der Kapitalisten erforderlich ist, so werden sie nie dahin zu bringen sein, auch nur zur Aufrechterhaltung der Regierung hinlänglich beizusteuern, da die Verminderung ihrer Einkünfte in diesem Falle ihnen sehr fühlbar sein würde, die Steuer sich auch nicht unter dem Schein einer Art von Accise oder Zoll verbergen ließe und von keiner andern Klasse im Staate, welche unserer Annahme zu Folge alle schon bis aufs äußerste besteuert sind, mitgetragen würde. Man hat Beispiele, daß in manchen Republiken der hundertste und manchmal der fünfzigste Pfennig zur Erhaltung des Staates hingegeben wurde; allein das ist immer eine außerordentliche Mächtigkeitsleistung und kann nie die Grundlage eines dauernden nationalen Wehrsystems abgeben. Stets hat man gefunden, daß ein Staatswesen das alle seine Einkünfte verpfändet hat, unwiderstehlich in einen Zustand der Erschlaffung, Thatlosigkeit und Ohnmacht verfällt.

Von solcher Beschaffenheit sind die Verlegenheiten, die man im Voraus vernünftiger Weise von einem Zustande erwarten darf, dem Großbritannien augenscheinlich zusteuert. Nicht zu erwähnen die zahllosen Verlegenheiten, die man nicht voraussehen vermag, und welche aus einem so widernatürlichen Zustande entspringen müssen, wie derjenige ist, der den Staat zum hauptsächlichsten oder einzigen Landeigentümer macht und ihm volle Gewalt über alle Zweige der Accisen und Zölle verleiht, welche die erfinderiſche Einbildungskraft der Minister und Projectenmacher zu entdecken im Stande gewesen ist.

Ich muß gestehen, daß sich durch die lange Gewöhnung in Betreff der Staatsschulden bei allen Klassen der Bevölkerung eine festsame Sorglosigkeit eingeschlichen hat, derjenigen vergleichbar, welche, wie die Geistlichen so heftig klagen, den Religionslehren gegenüber herrscht. Wir aber hegen die Ansicht, daß die glühendste Einbildungskraft nicht erwarten darf, daß entweder das gegenwärtige oder irgend ein zukünftiges Ministerium von einer so strengen und ausdauernden Sparsamkeit geleitet werde, als erforderlich ist, um einen beträchtlichen Fortschritt in der Bezahlung unserer Schulden zu machen; oder daß die Lage unserer auswärtigen Angelegenheiten ihnen für solch ein Unternehmen auf lange Zeit hinaus Ruhe und Ruhe gewähren werde. Was soll denn aus uns werden? Wären wir noch so gute Christen, stellten wir Alles mit noch so viel Ergebung der Borsehung anheim, dies bliebe meiner Ansicht nach doch eine interessante Frage, selbst wenn man sie von der speculativen Seite auffassen wollte; und es möchte wohl nicht ganz und gar unmöglich sein, eine muthmaßliche Lösung dafür zu finden. Bei den hier in Betracht kommenden Vorgängen wird es auf die Möglichkeiten von Schlachten, diplomatischen Verhandlungen, Intriguen und Parteilungen wenig ankommen. Es scheint einen natürlichen Gang der Dinge zu geben, der unsere Schlüsse zu leiten vermag. Gleichwie es damals, als wir diese Politik des Verpfändens zum ersten Male in Scene setzten, nur einer mächtigen Portion Klugheit bedurfte hätte, um aus der Natur der Menschen und der Minister vorauszusagen, daß die Dinge nothwendig bis dahin gelangen würden, wo wir sie gegenwärtig vorfinden; so kann es auch jetzt, nachdem dies Ziel endlich glücklich erreicht worden ist, nicht schwierig sein, die Folgen zu errathen. In der That muß von zwei Ausgängen einer eintreten, entweder die Nation muß ihren Staatscredit fahren lassen oder der Staatscredit wird die Nation vernichten. Unmöglich können beide in der Art, wie sie bisher gehandhabt worden sind, mag das nun in unsern oder in andern Ländern sein, nebeneinander bestehen.

Es ist allerdings ein Plan für die Abzahlung unserer Schulden vorhanden, der vor mehr als dreißig Jahren von einem ausgezeichneten Bürger, Hrn. Hutchinson, entworfen, und von manchen einsichtsvollen Leuten mit Beifall aufgenommen wurde; der aber wahrscheinlich niemals zur Ausführung gelangen wird. Hutchinson erklärt es für eine Täuschung, wenn man glaubt, daß der Staat der Schuldner sei; denn in Wirklichkeit sei jeder Einzelne einen verhältnißmäßigen Theil der Summe schuldig und bezahle in seinen Steuern einen verhältnißmäßigen Theil der Zinsen und außerdem noch die Kosten, welche durch die Erhebung der Steuern verursacht würden. „Thäten wir nicht besser,“ sagt er, „wenn wir die Schuld unter uns vertheilten und jeder von uns eine seinem Vermögen entsprechende Summe beitrüge, sodas auf diese Weise mit einem Male alle unsere Fonds und Staatspfänder eingelöst würden?“ Er scheint jedoch nicht berechnet zu haben, daß die arbeitende arme Klasse durch ihre jährliche Consumtion einen bedeutenden Theil der Steuern bezahlt und

doch nicht im Stande sein würde, den verhältnißmäßigen Theil der Schulden auf einmal zu schaffen. Nicht zu erwähnen, daß das in baarem Gelde und Geschäftskapitalien bestehende Vermögen mit Leichtigkeit verheimlicht oder verborgen werden könnte, und daß das sichtbare Eigenthum an Grundbesitz und Gebäuden schließlich in Wirklichkeit für das Ganze würde aufkommen müssen. Das aber würde eine Ungleichheit und eine Bebrückung sein, die man sich nimmermehr würde gefallen lassen. Obgleich es nicht den Anschein hat, als ob dieser Plan jemals zur Ausführung gelangen würde, so ist es doch nicht ganz unwahrscheinlich, daß, wenn die Nation einmal ihrer Schulden herzlich müde wird und sich von ihnen grausam bedrückt fühlt, irgend ein kühner Projectenmacher mit phantastischen Plänen für die Abzahlung derselben auftreten wird. Und da der Staatscredit zu einer solchen Zeit ein wenig schwach zu werden beginnt, so wird ihn der geringste Stoß zu Falle bringen, wie es in Frankreich während der Regentschaft geschah; und auf diese Weise wird er also durch das Heilmittel selbst zu Grunde gehen.

Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß wenn eine Nation Treue und Glauben bricht, dies die nothwendige Folge von Kriegen, Niederlagen, Unglücksfällen und öffentlichen Calamitäten, oder vielleicht gar von Siegen und Eroberungen sein wird. Ich muß bekennen, wenn ich Fürsten und Staaten inmitten ihrer Schulden, Fonds und Staatspfänder kämpfen und ringen sehe, so wird in mir immer die Vorstellung von einer Prügelpartie mit Knüppeln, ausgefochten in einem Porzellanladen wach. Wie kann man erwarten, daß suberane Herren eine Gattung von Eigenthum schonen werden, die für sie und für den Staat verderbenbringend ist, wenn sie so wenig Mitleid mit Leben und Eigenthum haben, welche beiden Dinge ihnen doch nützlich sind? Laßt nur die Zeit herankommen (und sie wird sicherlich kommen), wo die neuen Fonds, welche für die Bedürfnisse des laufenden Jahres geschaffen werden, keine Zeichner finden und das veranschlagte Geld nicht herbeischaffen. Angenommen, entweder daß die Kasse der Nation erschöpft ist, oder daß uns unser Credit, der bis dahin so groß war, zu fehlen beginnt; angenommen, daß in dieser Bedrängniß die Nation mit einem feindlichen Angriffe bedroht ist, ein Aufstand im Innern zu befürchten steht, oder schon ausgebrochen ist; die Truppen aus Mangel an Sold, Proviant oder Ausrüstung nicht ins Feld rücken können; oder selbst auswärtige Hülfe nicht vorgeschoben werden kann: was hat ein Fürst oder Minister in solcher Bedrängniß zu thun? Das Recht der Selbsterhaltung ist für jeden Einzelnen und noch weit mehr für jedes Staatswesen ein unveräußerliches. Die Thorheit unserer Staatsmänner muß in diesem Augenblicke größer sein, als die Thorheit derjenigen, welche zuerst Schulden machten oder, was noch mehr sagen will, als die Thorheit derer, die der Sicherheit des Staates trauten, oder zu trauen noch fortfahren, wenn diese Staatsmänner das Rettungsmittel in der Hand haben und nicht gebrauchen. Die Hülfsquellen, welche geschaffen und verpfändet sind, werden zu einer solchen Zeit eine bedeutende,

zur Vertheidigung und Sicherung der Nation ausreichende Jahreseinnahme bringen; es liegt vielleicht Geld in der Schatzkammer zur Verausgabung für die vierteljährlichen Zinsen bereit; die Noth ruft, Furcht drängt, Vernunft ermahnt, das Mitleid allein sträubt sich dagegen; das Geld wird sofort für die laufenden Bedürfnisse angegriffen, vielleicht unter den feierlichsten Beihenerungen, daß es unverzüglich wiedererstattet werden soll. Aber weiter ist nichts mehr nöthig. Das ganze bereits schwankende Gebäude stürzt zu Boden und begräbt Tausende unter seinen Ruinen. Und dies meine ich, könnte man den natürlichen Tod des Staatscredits nennen; denn diesem Ziele strebt er mit Naturnothwendigkeit zu, wie der thierische Leib seiner Auflösung und Zerstörung.

So große Narren sind die Menschen im Allgemeinen, daß trotz einem so gewaltthätigen Umsturze des Staatscredits, wie ihn ein vorzüglicher Bankerott in England verursachen würde, es wahrscheinlich nicht lange dauern würde, bis der Credit wieder zu demselben Blüthezustande aufgelebt wäre, wie vorher. Der regierende König von Frankreich, Ludwig XV., machte während des letzten Krieges eine Anleihe zu einem niedrigeren Zinsfuße, als sein Großvater jemals gekonnt hatte, und zu ebenso niedrigem, wie das britische Parlament, wenn man den naturgemäßen Zinsfuß in beiden Königreichen mit in Anschlag bringt. Und obgleich der Mensch sich gewöhnlich mehr nach dem richtet, was er gesehen hat, als nach dem, was er nur — wäre es auch mit noch so großer Gewißheit — vermuthet; so haben doch Versprechungen, öffentliche feierliche Erklärungen, schöne Vorspiegelungen mit sammt den Reizen des augenblicklichen Vortheils einen so mächtigen Einfluß, daß ihm wenige zu widerstehen fähig sind. Die Menschheit ist zu allen Zeiten mit denselben Ködern gefangen worden; dieselben Kniffe, immer und immer von Neuem angewandt, locken sie stets wieder in die Falle. Noch immer führt der hohe Wellengang der Popularität und des Patriotismus auf dem gerabesten Wege zur Gewalt und zur Tyrannei; die Schmeichelei zum Verrath, stehende Heere zur Willkürherrschaft und die Ehre Gottes zu den zeitlichen Interessen der Geislichkeit. Das Schreckmittel einer immerwährenden Creditvernichtung, welche ich allerdings für ein Uebel halten würde, ist ein unnützer Popanz. Ein kluger Mann würde in der That dem Staate, gleich nachdem wir durch unsere Schulden einen Strich gemacht hätten, lieber Geld leihen, als jetzt; gerade so wie man einen reichen Betrüger, selbst wenn man ihn zum Bezahlen nicht zwingen kann, doch lieber zum Schuldner haben möchte, als einen ehrlichen Bankerotteur; denn der erstere könnte vielleicht mit Rücksicht auf den Fortgang seines Geschäftes die Bezahlung seiner Schulden in seinem Interesse finden, vorausgesetzt, daß sie nicht übermäßig groß sind; der letztere hat es nicht in seiner Gewalt. Jener Ausspruch des Tacitus¹⁾, ewig wahr, wie er ist,

¹⁾ Geschichte, III. Buch, Kap. 55: Sed vulgus ad magnitudinem beneficiorum aderat. Stultissimus quisque pecuniis mercabatur, apud sa-

paßt ganz besonders für unsern vorliegenden Fall. „Die Leute drängten sich zu den großen Vergünstigungen. Die Thoren kauften für Geld, die Vernünftigen hielten für lauter Dunst, was weder gegeben noch genommen werden konnte, so lange der Staat Bestand hatte“. Der Staat ist ein solcher Schuldnere, den Niemand zum Bezahlen zwingen kann. Die einzige Sicherheit, welche er dem Gläubiger bietet, ist das Interesse, das er hat, seinen Credit zu erhalten, ein Interesse, das leicht von einer großen Schuldenlast und von einem schweren und außerordentlichen Ereigniß erbrücht werden kann, selbst wenn man voraussetze, daß der Credit für immer vernichtet würde. Nicht zu erwähnen, daß eine augenblickliche Noth die Staaten oft zu Maßregeln drängt, die streng genommen, ihrem Interesse entgegenwirken.

Diese beiden Ausgänge, welche wir oben angenommen haben, sind trauriger Natur, aber nicht das Traurigste. Tausende werden dadurch der Rettung von Millionen geopfert. Aber wir sind vor der Gefahr nicht sicher gestellt, daß der entgegengesetzte Ausgang eintreten wird und daß Millionen für immer der vorübergehenden Rettung von Tausenden könnten geopfert werden. ¹⁾ Unsere volksthümliche Verfassung wird es vielleicht schwer oder gar gefährlich für einen Minister machen, sich an ein so verzweifeltes Mittel, wie der absichtliche Bankerott ist, zu wagen. Und obgleich das Haus der Lords ganz und gar und das Haus der Gemeinen zum größten Theil aus Landeigentümern zusammengesetzt ist; und folglich weder von dem einen noch von dem andern angenommen werden kann, daß er großes Vermögen in Staatspapieren besitzt; so können doch die Parlamentsmitglieder so eng mit denen, deren Vermögen in Staatspapieren steckt, verknüpft sein, daß sie mit größerer Zähigkeit auf Treu und Glauben in den Staatsgeschäften halten, als die Klugheit, die Politik oder streng genommen selbst die Gerechtigkeit es erfordert. Und vielleicht werden auch unsere auswärtigen Feinde so viel politische Schlaueit besitzen, um zu entdecken, daß die Verzweiflung unsere einzige Rettung ist und uns deshalb die Gefahr erst dann

Uer
pientes cassa habebantur, quae neque dari, neque accipi, salva republica, poterant.

¹⁾ Ich habe mir sagen lassen, man habe berechnet, daß die Zahl unserer gesammten Staatsgläubiger im In- und Auslande nur 17,000 beträgt. Diese spielen durch ihr Einkommen gegenwärtig eine große Rolle; aber im Falle eines Staatsbankerotts würden sie in einem Augenblicke die niedrigsten und die elendesten im Volke werden. Die Würde und das Ansehen des niederen und hohen Landadels ist weit fester begründet und würde den Kampf sehr ungleich machen, wenn es jemals mit uns bis zum Neubersten käme. Man würde versucht sein, für diesen Ausgang einen sehr nahen Zeitpunkt, wie etwa ein halbes Jahrhundert anzunehmen, wären nicht derartige Prophezeihungen unserer Väter bereits Lügen gestraft durch die über alle Erwartungen der Berechnung hinausgehende Dauerhaftigkeit unseres Staatscredits. Als die Sterndeuter in Frankreich alle Jahre den Tod Heinrichs IV. prophezeiten, sagte er: Diese Leute müssen am Ende Recht bekommen. Wir werden daher vorsichtiger sein und keinen genauen Zeitpunkt bestimmen, sondern uns begnügen, den Ausgang im Allgemeinen gekennzeichnen zu haben.

offen und unverhüllt zeigen, wenn wir ihr nicht mehr entrimmen können. Alle, unsere Großväter, unsere Väter und wir haben das politische Gleichgewicht in Europa für so schwankend gehalten, daß es nicht ohne unsere Sorge und Hilfe aufrecht erhalten werden kann. Aber unsere Kinder, des Kampfes müde und durch die Schuldenlast gefesselt, legen vielleicht die Hände in den Schooß und sehen zu, wenn ihre Nachbarländer unterdrückt und erobert werden, bis sie endlich selbst mit sammt ihren Gläubigern dem Eroberer zu Füßen liegen. Und das kann man hinlänglich bezeichnend den gewaltfamen Tod unseres Staatscredits nennen.

Dies scheinen die Ziele zu sein, von denen wir nicht weit entfernt sind und welche der Verständige so klar voraussieht, als man überhaupt nur etwas, das im Schooße der Zeiten liegt, vorauszu- sehen vermag. Und obgleich die Alten behaupten, daß eine gewisse höhere Begeisterung und Verzückung nöthig sei, um die Gabe der Prophezeihung zu erlangen, so darf man doch mit Zuversicht behaupten, daß für solche Prophezeihungen nichts weiter erforderlich ist, als daß man im vollen Besitze seines gesunden Menschenverstandes ist und frei von dem Einflusse nationalen Wahnes und nationaler Verblendung.

IX.

Ueber die Bevölkerung der antiken Staaten.

Wenn man sich auf Vernunft und Erfahrung stützt, so ist sehr wenig Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Welt ewig und unvergänglich sei. Die ununterbrochene und äußerst schnelle Bewegung der Materie, die gewaltfamen Umwälzungen, von denen Alles in der Welt betroffen wird, die Veränderungen, die man am Himmel wahrgenommen hat, die offensibaren Anzeichen nicht minder, als die Sage von einer allgemeinen Sündfluth oder eines gänzlichen Zusammensturzes der Elemente — Alles das beweist uns deutlich, daß dieses Weltgebäude vergänglich ist und verschiedene durch Zerstörung oder durch Auflösung vermittelte Stadien der Entwicklung durchläuft. Daher muß die Welt, gerade so wie jedes lebende Wesen, das sie enthält, ihre Kindheit, ihre Jugendzeit, ihr Mannes- und Greisenalter haben; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Menschheit an allen diesen Umwandlungen, gleich wie jedes Thier und jede Pflanze, Theil nimmt. Man darf annehmen, daß das Menschengeschlecht in der Blüthezeit der Welt größere Geistes- und Körperkraft, eine glücklichere Gesundheit, höhere Lebenslust, längere Lebensdauer und einen stärkeren Trieb und größere Kraft zur Fortpflanzung besitzen müsse, als in irgend einem andern Stadium seiner Existenz. Wenn aber das allgemeine System der Dinge und

also auch die menschliche Gesellschaft irgend welchen allmältigen Umwälzungen solcher Art unterworfen ist, so gehen sie jedenfalls langsam vor sich, als daß sie in der kurzen Spanne Zeit, welche die Geschichte und Ueberlieferung umfassen, zu bemerken wären. Die Körpergestalt und Körperkraft, die Länge des Lebens und selbst die Kühnheit und die Größe des Geistes, scheinen bis jetzt zu allen Zeiten in ihrer natürlichen Beschaffenheit beinahe ganz dieselben geblieben zu sein und sind in der andern in Verfall gerathen; allein wir sehen, daß sie zu derselben Zeit, zu welcher sie bei einem Volke zur höchsten Blüthe gelangten, bei allen benachbarten Nationen vielleicht gänzlich unbekannt waren; und wenn sie auch zeitweilig ganz darniederlagen, so sie trotzdem in einer nachfolgenden Generation wieder auflebten und sich über die ganze Erde verbreiteten. Daher ist, so weit die Erfahrung reicht, keine durchgehende Verschiedenheit in der menschlichen Gesellschaft zu erkennen; und obgleich zugegeben werden muß, daß sich die Welt, dem thierischen Körper gleich, naturgemäß von einer Kindheit bis zum Greisenalter entwickelt, so können wir dennoch da es unentschieden bleiben muß, ob sie gegenwärtig dem höchsten Punkte ihrer Vollendung zuschreitet oder sich von ihm schon entfernen von vornherein nicht auf einen Rückgang in der menschlichen Natur schließen. Ein wirklicher Forscher wird in Folge dessen schwerlich gelten lassen, daß man die gewöhnlich angenommene stärkere Bevölkerung im Alterthume durch die eingebildete Jugend oder Kraft der Welt beweise oder erkläre. Solche physische Ursachen allgemeine Natur sollen von der nachfolgenden Untersuchung ausgeschlossen sein.

Es gibt allerdings einige speciellere physische Ursachen, die von Wichtigkeit sind. Es werden im Alterthume Krankheiten erwähnt, welche der heutigen Medicin fast unbekannt sind, und neue Krankheiten sind aufgetreten und haben sich verbreitet und fortgepflanzt, von denen in der alten Geschichte keine Spur zu finden ist. Wollte man nach dieser Richtung zwischen uns und den Alten eine Vergleichung anstellen, so würde sie sehr zu unserm Nachtheile ausfallen. Wenn wir einige Krankheiten von geringerem Einflusse nicht berücksichtigen, so richten die Plattern solche Verheerungen an, daß man ihnen fast allein die Schuld beilegen darf, wenn die Bevölkerung im Alterthum eine dichtere war, als sie in unsern Tagen ist. Man kann sich leicht denken, daß es einen gewaltigen Unterschied in der Größe der Bevölkerung machen muß, wenn in jeder Generation der zehnte oder zwölfte Theil des Menschengeschlechts vernichtet wird; wenn man die venerischen Krankheiten, dies neue Leiden, das überall verbreitet ist, hinzunimmt, so ist die unausgesetzte Verwüstung dieser beiden Krankheiten vielleicht ebenso groß, als die Verheerung, welche die drei großen Plagen des Menschengeschlechts, der Krieg, die Pest und der Hunger anrichten. ¹⁾

¹⁾ Columella sagt III. Buch, Kap. 8., daß in Egypten und Afrika die Zwillingsgeburten häufig und sogar regelmäßig waren: *gemiini pactus familiares.*

Wäre es mithin ausgemacht, daß die antiken Zeiten volkreicher waren, als die Gegenwart, und könnte man keine moralischen Ursachen für eine so große Veränderung angeben; diese physischen Ursachen würden nach der Ansicht Vieler allein ausreichend sein; uns über diesen Punkt eine befriedigende Aufklärung zu geben.

Aber ist es denn sicher, daß das Alterthum so sehr viel volkreicher war, wie man gewöhnlich vorgibt? Die Uebertreibungen des Bossius in Betreff dieses Gegenstandes sind hinlänglich bekannt. Aber ein weit geistvollerer und scharfsinnigerer Schriftsteller hat die Behauptung gewagt, daß nach den besten Berechnungen, welche man in derartigen Dingen anzustellen im Stande ist, gegenwärtig nicht der fünfzigste Theil der Menschen auf der Erde lebt im Vergleich zu denen, welche zur Zeit des Julius Cäsar darauf waren. ¹⁾ Man bemerkt leicht, daß in unserm Falle der Vergleich unvollkommen ausfallen muß, selbst wenn wir uns nur auf den Schauplatz der alten Geschichte beschränken, d. h. auf Europa und die das Mittelmeer umwohnenden Völkerschaften. Wir kennen gegenwärtig von keinem europäischen Reiche, ja von keiner Stadt die genaue Bevölkerungszahl. Wie können wir uns anmaßen, diejenige der antiken Städte und Staaten berechnen zu wollen, wo uns die Geschichtsschreiber darüber so unvollkommene Andeutungen hinterlassen haben? Ich meinerseits halte die Sache für so unsicher, daß, wo ich über diesen Gegenstand einige Betrachtungen anzustellen beabsichtige, ich die Untersuchung über die Ursachen mit einer Untersuchung über die Thatfachen untermischen werde, was niemals gestattet werden darf, wenn die Thatfachen mit leidlicher Zuverlässigkeit verbürgt werden können. Wir werden erstens erörtern, ob es nach dem, was wir über den Zustand der Gesellschaft in beiden Zeitabschnitten wissen, wahrscheinlich ist, daß das Alterthum eine stärkere Bevölkerung gehabt haben müsse; zweitens, ob es diese wirklich hatte. Wenn es mir gelingt, klar zu stellen, daß die Entscheidung zu Gunsten des Alterthums nicht so sicher ist, wie man anzunehmen pflegt, so habe ich Alles erreicht, was ich erstrebe.

Ganz im Allgemeinen dürfen wir bemerken, daß die vorliegende Frage, welche die relative Dichte der Bevölkerung in verschiedenen Zeiten und Ländern betrifft, wichtige Folgerungen einschließt und meistens über den Werth ihrer gesammten Polizeieinrichtungen, ihrer Sitten und ihrer Staatsverfassung entscheidet. Denn da in allen Menschen, männlichen sowohl, wie weiblichen, der Trieb und die Kraft zur

ac paene solennes sunt. Wenn das richtig ist, so liegt darin eine physikalische Verschiedenheit zwischen den verschiedenen Ländern und Zeiten. Denn heut zu Tage finden wir bei den Reisenden derartige Bemerkungen über jene Länder nicht mehr. Andererseits haben wir Ursache anzunehmen, daß die nordischen Völker fruchtbarer sind. Da Afrika und Egypten Provinzen des römischen Reiches waren, so ist die Annahme, ein Mann, wie Columella, habe sich in Betreff dieser Länder täuschen können, schwer, wenn nicht ganz unmöglich.

¹⁾ Montesquieu. „Persische Briefe.“ Ebenso „Geist der Gesetze“, Buch XIII, Kap. 17, 18, 19.

Zerung in weit stärkerem Maße vorhanden sind, als sie jemals allgemein zum Ausdruck gelangen, so müssen die Hindernisse, die sie ihnen entgegenstellen, aus mancherlei Schwierigkeiten und Mängeln der menschlichen Zustände hervorgehen, welche sorgfältig zu erforschen und zu entfernen die Pflicht einer weisen Gesetzgebung ist. In der Regel wird Jeder, der eine Familie glaubt ernähren zu können, auch das Bestreben haben, eine zu gründen, und die menschliche Gattung würde sich bei dieser Art der Fortpflanzung während jeder Generation mehr als verdoppeln. Wie schnell vermehren sich die Menschen in einer Colonie oder neuen Ansiedelung, wo die Bedürfnisse für ein Familie leicht zu beschaffen sind, und wo man in keiner Weise beengt oder eingeschränkt ist, wie in alten Staaten? Die Geschichte erzählt uns häufig von einer Pest, welche den dritten oder vierten Theil eines Volkes hinweggerafft hat; dennoch war nach ein oder zwei Generationen die Verwüstung nicht mehr zu merken und die Bevölkerung war wieder zu ihrer früheren Höhe emporgestiegen. Der bereits in Cultur genommene Boden, die leerstehenden Häuser, die bereit liegenden Waaren, die angehäuften Reichthümer machten ebenen, die dem Tode entgangen waren, möglich, sofort zu heirathen und Nachkommen zu erzeugen, welche die Stelle derer ausfüllten, die der Tod hinweggerafft hatte.¹⁾

Und aus einem ähnlichen Grunde wird gerade ein Land mit einer weisen, gerechten und milden Regierung, welche ihren Unterthanen eine bequeme und sichere Existenz verschafft, sowohl an Menschen, als an Waaren und Reichthümern die größte Fülle haben. Ein Land das sich nach Klima und Boden für den Weinbau eignet wird in der That von Natur stärker bevölkert sein, als ein anderes, das nur Getreide hervorbringt, und dieses ist wiederum bevölkerter, als ein Land, das sich nur zur Viehzucht eignet. Da in warmen Klimaten die Bedürfnisse der Bewohner geringer sind, und die Vegetation mächtiger ist, so haben sie wahrscheinlich eine stärkere Bevölkerung; wenn aber zwei Länder sich in dieser Beziehung in vollkommen gleicher Lage befinden, so darf man nach meiner Ansicht naturgemäß auch dort die stärkste Bevölkerung erwarten, wo das meiste Glück, die größte Tüchtigkeit und die weisesten Gesetze und Staatseinrichtungen zu finden sind.

Da man also zugeben muß, daß die Frage nach der Bevölkerung der antiken und modernen Zeiten von der größten Wichtigkeit ist, so wird, wenn wir zu einem Resultat gelangen wollen, es nothwendig sein, sowohl die häuslichen, als die politischen Zustände beider Zeitabschnitte zu vergleichen, um die Thatfachen aus ihren

¹⁾ Dies ist auch der wahre Grund, warum die Länder durch die Blattern nicht so stark entvölkert werden, wie man im ersten Augenblicke erwarten sollte. Wo für eine größere Bevölkerung Platz ist, da wird sie sich stets einfinden, auch ohne die Hilfe von Naturalisationsgesetzen. Don Gerónimo de Nostarij sagt, daß diejenigen Provinzen von Spanien die stärkste Bevölkerung haben, welche das größte Contingent der nach Amerika Auswandernden stellen, was die Folge ihres überlegenen Reichthums ist.

moralischen Ursachen zu beurtheilen. Dies soll den ersten Gesichtspunkt bilden, aus dem wir unsern Gegenstand betrachten wollen.

Der Hauptunterschied zwischen der häuslichen Verfassung der antiken und der modernen Völker besteht in der Sklaverei, welche bei den Alten üblich war und in dem größten Theile von Europa seit einigen Jahrhunderten abgeschafft ist. Manche leidenschaftliche Bewunderer der Alten und eifrige Anhänger der bürgerlichen Freiheit (denn man wird bemerken, daß diese beiden Gesinnungen, die im Grunde unsere höchste Billigung verdienen, fast unzertrennlich von einander sind) können es sich nicht versagen, den Verlust der Sklaverei zu beklagen; und während sie Unterwerfung unter das Regiment einer einzigen Person mit dem harten Namen der Sklaverei brandmarken, möchten sie gern den größten Theil der Menschen in wirkliche Sklaverei und Dienstbarkeit zurückbringen. Wer aber ruhig und nüchtern über diesen Gegenstand nachdenkt, wird finden, daß die Menschen sich gegenwärtig in der ärgsten Willkürherrschaft Europas überhaupt einer größeren Freiheit erfreuen, als sie in den blühendsten Zeiten der alten Geschichte jemals besessen haben. Gerade so wie die Unterwerfung unter einen winzigen Fürsten, dessen Herrschaft sich kaum über eine einzige Stadt hinaus erstreckt, weit drückender ist, als der Gehorsam gegen einen großen Monarchen, in demselben Maße ist die häusliche Sklaverei grausamer und drückender, als die Unterordnung unter irgend eine bürgerliche Regierung. Je weiter der Herr und Gebieter räumlich und gesellschaftlich von uns entfernt ist, desto größere Freiheit genießen wir, desto weniger werden unsere Handlungen beaufsichtigt und bevormundet und desto weniger paßt der grausame Vergleich der eigenen Unterordnung und der Freiheit mit der directen Gewalt, die ein anderer über uns hat. Die Ueberreste von häuslicher Sklaverei, welche man heute noch in den amerikanischen Colonien und bei einigen europäischen Völkern findet, würden gewiß niemals das Verlangen erregen, sie wieder allgemein einzuführen. Das geringe menschliche Gefühl, das wir in der Regel an solchen Menschen wahrnehmen, welche von Kindheit an gewohnt sind, so große Gewalt über ihre Nebenmenschen auszuüben und die menschliche Natur mit Füßen zu treten, würde allein ausreichen, um uns gegen jene schrankenlose Willkür mit Ekel zu erfüllen. Durch nichts wird die Grausamkeit, ich möchte sagen der Barbarismus der antiken Sitten schlagender nachgewiesen, als gerade durch die häusliche Sklaverei, welche jeden Menschen von Rang und Stellung zu einem kleinen Tyrannen machte und ihn aufzog inmitten der Schmeichelei, Unterwürfigkeit und niedrigen Kriecherei seiner Sklaven.

Die gesammte Verfassung der alten Staaten brachte es mit sich, daß die Herrschenden alle Machtmittel in Händen hatten, um die Untergebenen in Gehorsam und Unterthänigkeit zu erhalten; dagegen gab es keine Verbindlichkeiten, welche die Herren hinwieder zu den Pflichten der Milde und Humanität hätten nöthigen können. In der heutigen Zeit findet weder ein schlechter Diener leicht einen

guten Herrn, noch ein schlechter Herr einen guten Diener; sie zügelten sich gegenseitig in Folge der unverletzlichen und ewigen Gesetze der Vernunft und der Gerechtigkeit.

Alte, untaugliche oder franke Sklaven auf einer Insel der Tiber auszuweisen, damit sie dort Hungers stürben, scheint in Rom ganz allgemein Sitte gewesen zu sein; und wenn ein Sklave wieder entkam, nachdem er ausgefesselt worden war, so erhielt er seine Freiheit nach einem Erlasse des Kaisers Claudius, in welchem außerdem verboten war, einen Sklaven bloß seines hohen Alters oder einer Krankheit wegen zu tödten.¹⁾ Aber vorausgesetzt, diesem Erlasse wurde streng Folge geleistet, wurde die häusliche Behandlung der Sklaven dadurch gebessert oder ihr Leben behaglicher gemacht? Wenn wir bedenken, daß es der eingestandene Grundsatz des älteren Cato war, seine alten und abgenutzten Sklaven lieber um jeden Preis zu verkaufen, als sie auch dann noch zu behalten, wenn er glaubte, daß sie für ihn eine nutzlose Bürde seien; so können wir uns ein Bild davon machen, wie andere würden gehandelt haben.²⁾

Gewisse Kerker, welche von den Römern „ergastula“ genannt wurden und in denen man Sklaven gefesselt zur Arbeit prügelte, waren allgemein über ganz Italien verbreitet. Columella³⁾ erzählt, daß sie immer unter die Erde gebaut wurden und empfiehlt⁴⁾ es als die Pflicht eines sorgfältigen Aufsehers, die Namen der Sklaven täglich aufzurufen, wie es bei der Musterung von Soldaten oder Matrosen geschieht, damit er es sofort erfahre, wenn einer von ihnen entwischt sei. Das beweist, wie häufig diese Art von Gefängnissen war und eine wie große Zahl von Sklaven man für gewöhnlich darin eingesperrt hielt.

Einen gefesselten Sklaven als Portier zu gebrauchen, war in Rom etwas ganz gebräuchliches, wie aus Ovid⁵⁾ und andern Schriftstellern⁶⁾ ersichtlich ist. Hätte sich bei diesen Römern noch irgend ein Mitgefühl gegen jenen unglücklichen Theil der menschlichen Gesellschaft geregt, würden sie wohl ihren Freunden beim Eintritt in ihr Haus solch ein Bild von der Härte des Herrn und dem Elend der Sklaven vorgeführt haben?

Bei gerichtlichen Untersuchungen, und selbst in Civilsachen, pflegte man sich in der Regel auf die Aussagen von Sklaven zu berufen, die immer durch die ausgesuchtesten Martern erzwungen wurden. Demosthenes sagt⁷⁾, daß, wenn in derselben Sache ein Freier oder ein Sklave als Zeuge vorgebracht werden konnte, die

¹⁾ Sueton im „Leben des Claudius“ 25.

²⁾ Plutarch im „Leben des Cato“ 4.

³⁾ Buch I, Kap. 6.

⁴⁾ Columella Buch XI, Kap. 1.

⁵⁾ Amor Buch I, Elegie 6.

⁶⁾ Sueton, „Berühmte Redner“ 3. Auch sagt ein alter Dichter: Ich höre die Ketten des Thürhüters klirren.

⁷⁾ In der Rede gegen Dmetor. 1.

Richter allemal lieber die Sklaven gepeinigt hätten, weil sie diese Beweisaufnahme für gewisser und untrüglicher hielten.¹⁾

Seneca entwirft uns ein Bild von jenem ausschweifenden Luxus, der den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage macht und jede Verrichtung des Lebens zur unrechtlichen Stunde vornimmt. Außer andern Dingen, wie etwa, daß man zur unrechtlichen Zeit speist und badet, führt er Folgendes an. Die Nachbarn eines Wüstlings, der nach dieser falschen Verfeinerung lebte, vernahmen regelmäßig um drei Uhr Morgens den Schall von Geißel- und Ruthenschlägen und erfuhren auf ihre Erkundigungen hin, daß ihr Nachbar um diese Zeit sich über das Betragen seiner Sklaven Bericht geben und ihnen die nöthige Züchtigung angedeihen lasse. Seneca erwähnt das nicht als ein Beispiel von Grausamkeit, sondern bloß von Unordnung, welche so weit gehe, daß man selbst die für die gewöhnlichsten und regelmäßigsten Handlungen bestimmten Stunden verlege, welche ein alter Gebrauch für sie festgesetzt habe.²⁾

Allein unsere gegenwärtige Aufgabe besteht nur darin, den Einfluß der Sklaverei auf die Dichtigkeit der Bevölkerung eines Staates zu untersuchen. Man behauptet, daß in Betreff dieses Punktes jene antike Sitte unendlich viel vortheilhafter sei und in ihr der Hauptgrund für die starke Bevölkerung zu suchen sei, welche man jenen Zeiten zuschreibt. Heut zu Tage erschweren alle Herrschaften die Heirath ihrer männlichen Dienerschaft und lassen die der weiblichen unter keinen Umständen zu, in der Meinung, sie werde dann zum dienen ganz und gar unbrauchbar. Wo aber die Knechte ein Eigenthum der Herren sind, da macht ihre Heirath und Fruchtbarkeit einen Theil von dem Reichthume ihrer Besitzer aus und verschafft ihnen eine ganze Reihenfolge von Sklaven, welche den

¹⁾ Dieselbe Sitte herrschte in Rom, aber Cicero scheint dies Zeugniß nicht für so zuverlässig gehalten zu haben, wie die Aussage eines freien Bürgers. S. Die Vertheidigung des Caetius 28.

²⁾ Seneca: Briefe 122. Die unmenschlichen Spiele, welche zu Rom aufgeführt wurden, kann man mit Recht auch als eine Folge der Verachtung ansehen, welche das Volk gegen die Sklaven hegte; sie haben ferner die allgemeine Rohheit der römischen Kaiser und Großen in bedeutendem Maße verschuldet. Wer kann die Berichte von den Schaustellungen des Amphitheaters ohne Schauern lesen? Oder wem kann es wunderbar vorkommen, daß die Kaiser das Volk gerade so behandelten, wie es seine Untergebenen behandelte. Im Interesse der Humanität ist man geneigt, bei dieser Gelegenheit den barbarischen Wunsch des Caligula zu wiederholen, daß das Volk nur einen einzigen Nacken haben möchte. Man könnte fast eine Befriedigung darin finden, wenn einer solchen Race von Ungeheuern durch einen einzigen Streich ein Ende gemacht worden wäre. „Ihr könnt Gott danken,“ sagt der oben erwähnte Schriftsteller (Brief 7), indem er sich an das römische Volk wendet, „daß ihr einen Herrn und Gebieter (nämlich den milden und gnädigen Nero) habt, der durch euer Beispiel die Grausamkeit zu erlernen nicht fähig ist.“ Seneca sprach dies zu Anfang der Regierung des Nero, der in der Folgezeit sich des Volkes freilich sehr würdig zeigte und ohne Zweifel durch den Anblick der barbarischen Schaustellungen, an die er von Jugend auf gewöhnt war, bedeutend grausamer geworden war.

Platz derjenigen ausfüllen, die durch Alter und Schwäche arbeitsunfähig geworden sind. Der Herr wird in Folge dessen ihre Fortpflanzung ebenso sehr befördern, wie die seines Viehstandes, er wird die Jungen mit derselben Sorgfalt aufziehen und sie irgend ein Handwerk oder irgend einen Beruf erlernen lassen, durch welchen sie ihm nützlich und werthvoller werden können. Bei dieser Art der gesellschaftlichen Verfassung sind die Reichen wenigstens an der Existenz, wenn auch nicht an dem Wohlbefinden der Armen interessirt; sie bereichern sich selbst, indem sie die Zahl und den Fleiß derjenigen vermehren, die ihnen untergeben sind. Da ein Jeder in seinem Hause unumschränkter Herr ist, so besizt er an demselben ganz das nämliche Interesse, wie der Fürst am Staate, bei ihm wirken, nicht wie bei dem Fürsten entgegengesetzte Motive, wie Ehrgeiz und Ruhmsucht, die ihn verleiten könnten, sein kleines Gebiet zu entvölkern. Es geht stets Alles unter seinen Augen vor sich und er hat Zeit und Muße, den geringsten Kleinigkeiten bei der Heirath und der Erziehung seiner Unterthanen seine Aufmerksamkeit zu widmen. ¹⁾

Derartig sind die Folgen der häuslichen Sklaverei, wenn man darnach urtheilt, wie sich die Dinge auf den ersten Blick zeigen. Wenn wir aber tiefer in die Sache eindringen, werden wir es vielleicht vernünftig finden, unser voreiliges Urtheil zurückzunehmen. Der Vergleich zwischen der Pflege der menschlichen Geschöpfe und der Züchtung des Viehes, wie wir ihn machten, ist anständig; aber da er, angewandt auf den vorliegenden Gegenstand, durchaus richtig ist, so mag es angebracht sein, seinen Konsequenzen weiter nachzuforschen. In der Hauptstadt, in der Nähe aller großen Städte, in allen volkreichen, wohlhabenden, gewerbreichen Provinzen wird wenig Vieh gezüchtet. Futter, Stallung, Wartung, Arbeit, Alles ist dort theuer und die Leute stehen sich besser dabei, wenn sie das Vieh in einem bestimmten Alter aus entfernteren und wohlfeileren Gegenden kaufen. Diese Gegenden sind in Folge dessen die einzigen, welche Viehzucht treiben und aus dem nämlichen Grunde sind sie bei einer Gesellschaftsordnung, in welcher die Menschen mit dem Vieh auf gleichen Fuß gestellt werden, die einzigen, welche Menschen auferziehen. In London ein Kind groß zu ziehen, bis es dienstfähig ist, würde weit mehr kosten, als wenn man eins in demselben Alter aus Schottland oder Irland kauft, wo es in einer Hütte auferzogen, mit Lumpen bekleidet und mit Haferrübe oder Kartoffeln ernährt worden wäre. In Folge dessen würden in allen reicheren und bevölkerteren Ländern

¹⁾ Wir wollen hier bemerken, daß, wenn die häusliche Sklaverei die Bevölkerung wirklich vermehrt, dies eine Ausnahme sein würde von der allgemeinen Regel, daß nämlich das Glück einer gesellschaftlichen Ordnung und die Dichtigkeit ihrer Bevölkerung nothwendig mit einander eng verknüpft sind. Es ist möglich, daß ein Herr aus Laune oder Interesse seine Sklaven ein elendes Leben führen läßt, aber trotzdem für ihre Fortpflanzung des eignen Nutzens wegen sehr besorgt ist. Ihre Heirath ist ebenso wenig Sache ihrer freien Wahl, wie jede andere Thätigkeit ihres Lebens.

die Sklavenhalter die Schwangerschaft der Weiber verhindern, der Geburt entweder vorbeugen oder sie tödten. Das Menschengeschlecht würde an jenen Plätzen, wo man seine schnellste Vermehrung erwarten sollte, aussterben, und ein fortgesetzter Erfah aus den ärmeren und weniger bevölkerten Provinzen würde nöthig sein. Solch ein ununterbrochener Zuzug würde im hohen Grade die Tendenz haben, den Staat zu entvölkern, und die großen Städte zehnmal verheerender machen, als sie bei uns sind; wo Jedermann Herr seiner selbst ist und zufolge eines mächtigen Naturtriebes, nicht der Berechnungen des schmutzigen Eigennuzes für seine Kinder sorgt. Wenn London nach den gewöhnlichen Berechnungen einen jährlichen Zuzug von 5000 Menschen aus der Provinz nöthig hat, ohne daß es dabei an Einwohnern stark zunimmt; wie viel Zuzug würde erforderlich sein, wenn der größere Theil der Handelsleute, der Handwerker und des gewöhnlichen Volkes aus Sklaven bestände und durch die Habsucht ihrer Herren an der Fortpflanzung verhindert würde.

Alle alten Schriftsteller erzählen uns, daß Italien aus den entfernteren Provinzen, besonders aus Syrien, Sicilien ¹⁾, Kappadocien, Kleinasien, Thracien und Egypten einen beständigen Zufluß an Sklaven erhielt; aber trotzdem stieg die Bevölkerung in Italien nicht, und die Schriftsteller klagen über den fortgesetzten Verfall der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues. ²⁾ Wo ist also jene ungemaine Fruchtbarkeit der römischen Sklaven, wie man sie gewöhnlich annimmt? Weit entfernt, die Bevölkerung zu vermehren, vermochten sie, wie es scheint, ohne ungeheuren Zuzug nicht einmal den alten Bestand aufrecht zu erhalten. Und obgleich fortwährend eine große Menge von Sklaven frei gelassen und zu römischen Bürgern gemacht wurde, so nahm deren Zahl doch nicht eher zu ³⁾, als bis den auswärtigen Provinzen das Bürgerrecht verliehen wurde.

Die römische Bezeichnung für einen in der Familie geborenen und auferzogenen Sklaven war verna ⁴⁾; diese Sklaven scheinen durch

¹⁾ Zu Delus in Sicilien sind öfters an einem Tage zehntausend Sklaven für die Stadt Rom angekauft worden. Strabo Bch. 14.

²⁾ Columella Buch 1, Borrede und Kap. 2 und 7. Varro Buch 3, Kap. 1. Horaz Buch 2, Ode 15, Tacitus Annalen Bch. 3, Kap. 54. Sueton im „Leben des Augustus“ Kap. 42. Plinius Bch. 18, Kap. 13.

³⁾ Der einheimische Bürgerstand wurde von Tage zu Tage geringer, sagt Tacitus Annalen Bch. 4, Kap. 27.

⁴⁾ Da servus der Gattungsname, verna die Artbezeichnung bei den Sklaven war, ohne daß diese Ausdrücke correlativ sind, so darf man daraus den Schluß ziehen, daß die letzteren bei weitem in der Minderheit waren. Es ist eine ganz allgemeine Bemerkung, die man in Bezug auf jede Sprache machen kann, daß nämlich, wenn zwei in gegenseitiger Beziehung stehende Theile eines Ganzen nach Zahl, Rang oder Bedeutung einander annähernd gleich sind, sich stets correlative Ausdrücke einfinden, welche je einen der Theile bezeichnen und ihre gegenseitige Beziehung ausdrücken. Wenn die beiden Theile einander nicht annähernd gleich sind, so findet sich nur für den kleineren eine Bezeichnung, welche die Verschiedenheit desselben vom Ganzen andeutet. So sind Mann und Frau, Herr und Knecht, Vater und Sohn, Fürst und Unter-

das Herkommen Vorrechte und Freiheiten vor den andern erhalten zu haben; ein hinreichender Grund, warum die Herren keine Neigung hatten, eine große Zahl dieser Art Sklaven ¹⁾ zu halten. Wer die Maximen unserer Pflanze kennt, wird die Wichtigkeit dieser Bemerkung zugeben. ²⁾

Atticus wird von seinem Biographen sehr gerühmt wegen der Sorge, die er trug, den Bestand seiner Sklaven durch solche zu ergänzen, welche auf seinen Besitzungen geboren waren ³⁾; dürfen wir daraus nicht den Schluß ziehen, daß dies damals nicht allgemein Sitte war?

Die Namen der Sklaven in den griechischen Komödien, wie Syrus, Mysis, Geta, Thrax, Davus, Tydus, Phryx u. s. w.

than, Fremd und Einheimisch correlative Begriffe. Aber die Wörter Seemann, Tischler, Schmidt, Schneider haben keine entsprechenden Ausdrücke, welche diejenigen bezeichnen, die nicht Seemann oder nicht Tischler u. s. w. sind. Was die einzelnen Wörter anbetrifft, welche derartige Beziehungen zum Ausdruck bringen, so sind in dieser Beziehung die Sprachen unter sich sehr verschieden, und man kann aus diesem Umstande sehr gewichtige Schlüsse über die Sitten und Gewohnheiten der verschiedenen Völker ziehen. Die Militärherrschaft der römischen Kaiser hat den Soldatenstand so hoch erhoben, daß er allen andern Ständen im Staate das Gleichgewicht hielt. In Folge dessen wurden miles (Soldat) und paganus (Bauer) correlative Ausdrücke, was den antiken Sprachen bis dahin unbekannt gewesen war und auch den modernen bis heute unbekannt ist. Der moderne Aberglaube hat der Geislichkeit eine Bedeutung beigelegt, welche selbst die Macht des Staates überwiegt; in Folge dessen sind Geistliche und Laien in allen modernen Sprachen und nur in diesen, sich gegenüberstehende Ausdrücke. Aus denselben Gründen schreibe ich, daß, wenn die Zahl der Sklaven, welche die Römer aus fremden Ländern kauften, nicht ungleich stärker gewesen wäre, als die Zahl derer, welche im eignen Lande geboren wurden, so würde verna einen correlativen Ausdruck gehabt haben, der die erste Art der Sklaven bezeichnet hätte. Aber diese scheinen den größten Theil der Sklaven bei den Alten ausgemacht zu haben, während die letzteren nur seltene Ausnahmen bildeten.

¹⁾ Verna wird bei den römischen Schriftstellern in derselben Bedeutung gebraucht, wie scurra wegen der Reicheit und Unverschämtheit jener Art von Sklaven. Martialis. Buch 1, Epist. 42. Horaz spricht ebenfalls von vernae procaces; und Petronius, Kap. 24 von der vernula urbanitas; Seneca, Die Vorsehung. Kap. 1 von der vernularum licentia.

²⁾ Man rechnet, daß sich die Sklaven in Amerika jährlich um 5 Pct. verringern, wenn man die neuen, zum Ersatz angekauften Sklaven nicht mitrechnet. Sie sind selbst in jenen warmen Gegenden, wo Kleidung und Nahrung so leicht erworben werden, nicht im Stande, ihre alte Zahl zu erhalten. Wie viel weniger wird es in europäischen Ländern, in großen Städten oder in der Nachbarschaft von großen Städten der Fall sein. Ich will hinzufügen, daß nach der Erfahrung unserer Pflanze der Sklaverei für den Herrn ebenso unvortheilhaft ist, wie für den Sklaven, überall wo es möglich ist, Gesinde zu mietzen. Der Herr ist verpflichtet, seinen Sklaven zu nähren und zu kleiden und für seinen Diensthöten thut er nichts mehr; den Einkaufspreis für den ersteren verliert er mithin ganz. Auch will ich nicht unerwähnt lassen, daß die Furcht vor der Strafe den Sklaven niemals so stark zur Arbeit treibt, als den freien Mann die Besorgniß, keinen andern Dienst erlangen zu können, wenn er fortgesetzt wird.

³⁾ Cornelius Nepos, Leben des Atticus. Wir wollen bemerken, daß die Besitzungen des Atticus größtentheils in Epirus lagen, einer Provinz, die wegen ihrer Entfernung und schwachen Bevölkerung sehr geeignet war, für ihn die Sklaven zu ziehen.

berechtigten uns zu dem Schlusse, daß wenigstens in Athen die meisten Sklaven aus fremden Ländern eingeführt wurden. „Die Athener,“ sagt Strabo ¹⁾, „nannten ihre Sklaven entweder nach den Völkern, von denen sie gekauft waren, wie Tydus, Syrus oder mit denjenigen Namen, welche bei jenen Völkern am gebräuchlichsten waren; so nannten sie einen Phrygier Manes oder Midas, einen Baphlagonier Tibias.“

Demosthenes gedenkt eines Gesetzes, das es Jedem verbot, den Sklaven eines Andern zu schlagen und rühmt die Humanität dieses Gesetzes; er fügt hinzu, daß die Barbaren, von denen man die Sklaven kaufe, vor den Athenern eine ungemeine Achtung bekommen würden, wenn sie Kenntniß davon hätten, wie zuvorkommend man ihren Landsleuten in Athen begegne. ²⁾ Sokrates ³⁾ bemerkt ebenfalls, daß die griechischen Sklaven durchweg oder doch in den meisten Fällen Barbaren (d. h. Ausländer) waren. Aristoteles setzt in seiner Politik ⁴⁾ ohne Weiteres voraus, daß ein Sklave stets ein Ausländer ist. Die antiken Komödiendichter ließen die Sklaven eine barbarische Sprache reden. ⁵⁾ Das war eine Nachahmung der thatächlichen Verhältnisse.

Man weiß, daß Demosthenes während seiner Minderjährigkeit von seinen Vormündern um ein bedeutendes Vermögen betrogen wurde und daß er es später durch einen Prozeß wiedererlangte. Die Reden, welche er bei dieser Gelegenheit gehalten hat, sind noch vorhanden und enthalten ein genaues Verzeichniß der ganzen Hinterlassenschaft seines Vaters ⁶⁾ an Geld, Waaren, Häusern und Sklaven, zugleich mit einer Preisangabe eines jeden dieser Stücke. Unter den Sklaven befanden sich 52 Handwerker, nämlich 32 Schwertfeger und 20 Tischler-Tapezierer ⁷⁾, lauter Mannspersonen; Frauen, Kinder oder Familien werden mit keinem Worte erwähnt, was sicherlich geschehen sein würde, wenn es in Athen allgemein Sitte gewesen wäre, Sklaven mit Familie zu haben; denn von diesem Umstande würde der Werth der verheiratheten Sklaven abgehungen haben. Sklavinnen werden gar nicht einmal erwähnt, außer einigen Stubenmädchen, welche seiner Mutter gehörten. Das ist ein starker, wenn nicht durchaus zwingender Beweis.

Man betrachte die folgende Stelle des Plutarch ⁸⁾, worin er von dem älteren Cato spricht. Er hatte eine große Anzahl Sklaven, die er bei der Versteigerung der Kriegsgefangenen zu kaufen pflegte; und er wählte sich immer die jungen aus, damit er sie leicht an

¹⁾ 7. Buch 304.

²⁾ Rede gegen Midias.

³⁾ Banegyricus.

⁴⁾ Buch 7, Kap. 10 gegen Ende.

⁵⁾ Aristophanes Ritter I. 7.

⁶⁾ Rede gegen Aphobos I.

⁷⁾ Diejenigen Handwerker, welche die Polster machten, auf denen die Alten während der Mahlzeit lagen.

⁸⁾ Catos Leben.

jede Lebensweise gewöhnen und in jedem Handwerk oder sonstiger Arbeit konnte unterweisen lassen, wie man junge Hunde oder Pferde zu allem abrichtet. — Und da er die Liebe für die Hauptursache aller Streitigkeiten hielt, so erlaubte er seinen Sklaven mit seinen eignen Sklavinnen Umgang zu pflegen, wenn sie für diese Freiheit eine gewisse Summe Geldes bezahlten; aber er verbot ihnen streng, mit den Sklavinnen eines andern irgend welche Liebschaften anzuknüpfen. Sind in dieser Erzählung irgend welche Spuren von der angeblichen Sorge der Alten um die Verheirathung und Fortpflanzung ihrer Sklaven zu finden? Wäre das durchgehends auf der Grundlage des allgemeinen Interesses Sitte gewesen, sicherlich wäre sie nicht vernachlässigt worden von Cato, der ein so tüchtiger Wirtschaftlicher war und zu einer Zeit lebte, in der die alte Mäßigkeit und die alte Einfachheit der Sitten noch in Werth und gutem Ruf stand.

Die Verfasser des römischen Rechts bemerkten ausdrücklich, daß wohl niemals Jemand in der Absicht Sklaven kaufe, um sie Nachkommen erzeugen zu lassen.¹⁾

Ich gestehe, unsere Bedienten und Mägde tragen zur Vermehrung des Menschengeschlechts nicht viel bei; die Alten aber gebrauchten die Sklaven nicht bloß zu ihrer persönlichen Bedienung, sie ließen vielmehr alle Arbeiten von ihnen verrichten und benutzten sie sogar als Handwerker, dabei wohnten die Sklaven wie Gesinde größtentheils im Hause des Herrn; und einige Große besaßen an die 10,000. Wenn man also vermuthen kann, daß diese Einrichtung für die Fortpflanzung nachtheilig war (und dieselbe Ursache, die wir haben, dies in Bezug auf unsere heutigen Bedienten zu glauben, gilt wenigstens zum Theil auch bei den alten Sklaven), wie verheerend muß alsdann die Sklaverei gewesen sein?

¹⁾ „Mägde werden nicht leicht deßhalb gehalten, damit sie Kinder gebären.“ Digestionen Bch. 5, Tit. 3, Ges. 27. Die folgenden Stellen sagen ganz dasselbe. „Es scheint mir richtiger zu sein, daß man den Castraten weder als krank, noch als gebrechlich, sondern als gesund ansieht; ebenso auch den, der nur ein Testikel hat, da er ja zeugungsfähig ist.“ Digest. Bch. 2 Tit. 1, Ges. 6, § 2. „Wenn aber einer so sehr Castrat ist, daß der so notwendige Theil des Körpers fast ganz fehlt, dann ist er krank.“ Daf. Ges. 7. Es scheint, daß man nur in sofern auf seine Impotenz sah, als seine Gesundheit oder sein Leben dadurch beeinflusst werden konnte. Im Uebrigen wurde er als vollgültig angesehen. Von den Sklavinnen gilt dasselbe. „Es fragt sich, ob ein Weib, das immer todte Kinder gebärt, krank sei“, und Sabinus sagt, „daß sie krank sei, wenn es durch einen Fehler der Scham verursacht werde.“ Daf. Ges. 14. Man ist sogar zweifelhaft gewesen, ob ein schwangeres Weib krank oder geschwächt sei, und man entschied, daß sie gesund sei, nicht weil ihr Kind Werth habe, sondern weil es von Natur die Pflicht oder der Beruf der Weiber sei, Kinder zur Welt zu bringen. „Wenn ein schwangeres Weib gebärt, so ist vollkommen ausgemacht, daß sie gesund ist. Denn es ist das erste und hauptsächlichste Amt der Frauen, Kinder zu empfangen und zu tragen. Auch das Kind ist gesund, wenn äußerlich nichts auftritt, was die Gesundheit seines Körpers beeinträchtigt. Coelius sagt in Betreff der Unfruchtbaren, habe sich Trebatius dahin entschieden, sie seien gesund, wenn die Unfruchtbarkeit von Natur vorhanden sei, ungesund, wenn sie auf körperlichen Gebrechen beruhe.“

Die Geschichte gedenkt eines römischen Adligen, der mit 400 seiner Sklaven unter einem Dache wohnte; und als er von einem derselben aus Nachgier im eignen Hause ermordet wurde, vollzog man das Gesetz aufs strengste und ließ alle ohne Ausnahme hingerichten.¹⁾ Viele andere römische Adlige hatten ebenso viel oder noch mehr Gesinde im Hause, und ich glaube Jeder wird mir zugestehen, daß dies kaum möglich gewesen wäre, wenn man annähme, daß alle Sklaven verheirathet waren und Kinder erzeugten?²⁾

Schon zur Zeit des Dichters Hesiod³⁾ hielt man verheirathete Sklaven und Sklavinnen für unzweckmäßig. Um wie viel mehr wird das der Fall gewesen sein zu einer Zeit, als das Gesinde zu einem so gewaltigen Umfange angewachsen war, wie in Rom, und als die alte Einfachheit der Sitten aus allen Klassen der Bevölkerung geschwunden war.

Xenophon empfiehlt in seinen Schriften über die Landwirthschaft, in denen er Anleitung zur Verwaltung eines Landgutes gibt, man möge äußerst sorgfältig darauf achten, daß Sklaven und Sklavinnen ihr Lager in einer gewissen Entfernung von einander hätten. Er scheint nicht vorausgesetzt zu haben, daß sie jemals verheirathet sein könnten. Die einzigen Sklaven bei den Griechen, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie ihre Gattung fortpflanzten, waren die Heloten, welche für sich allein wohnten und mehr Sklaven der Gesammtheit als der Einzelnen waren.⁴⁾

Der nämliche Schriftsteller⁵⁾ erzählt uns, daß der Sklavenaufseher des Nicias zu Folge eines Uebereinkommens mit seinem Herrn verpflichtet war, ihm für jeden Sklaven täglich einen Obolus zu zahlen; außerdem mußte er sie nähren und dafür sorgen, daß ihre Zahl sich nicht verringere. Hätten die Sklaven der Alten Nachkommen erzeugt, diese letzte Bestimmung des Vertrages wäre überflüssig gewesen.

Die Alten reden so häufig von einer bestimmten Portion Nahrung, die für jeden Sklaven⁶⁾ festgesetzt gewesen sei, daß wir natürlicher Weise daraus schließen müssen, daß die Sklaven fast alle einzeln für sich gelebt und jede Portion als eine Art Kostgeld erhalten haben.

Es scheint in der That, daß die Verheirathung der Sklaven selbst unter den ländlichen Arbeitern, von denen man es noch am

¹⁾ Tacitus, Annalen 14. Buch, Kap. 43.

²⁾ Für die Sklaven gab es in den großen Häusern kleine Zimmer, welche cellae genannt wurden. Von diesen wurde der Name Zelle auf die Wohnräume für die Mönche in den Klöstern übertragen. Ueber diesen Punkt siehe weiter Just. Lipsius Saturen. 1. Kap. 14. Das läßt uns stark vermuthen, daß bei den Sklaven eine Verheirathung und Fortpflanzung nicht stattgefunden hat.

³⁾ Werke und Tage, Bch. 2, 24 u. 220.

⁴⁾ Strabo Bch. 8. 365.

⁵⁾ „Die Verbesserung der Einkünfte.“

⁶⁾ Siehe Cato, Die Landwirthschaft, Kap. 56. Donatus, Erklärungen zu Phormio I. 1, 9, Seneca, Briefe 80.

ersten hätte erwarten sollen, nicht sehr häufig vorgekommen ist. Cato¹⁾ berechnet die Sklaven, welche zur Bestellung eines Weinberges von hundert Morgen nöthig sind; er fordert 15 dazu: den Aufseher und seine Frau (villicus und villica) und 13 männliche Sklaven; für eine Olivenpflanzung von 240 Morgen bringt er einen Aufseher und dessen Frau und 11 männliche Sklaven in Anschlag, und so mehr oder weniger Sklaven, je nachdem die Pflanzung ober der Weinberg größer oder kleiner ist.

Varro²⁾, der diese Stelle des Cato anführt, hält diese Rechnung bis auf das Letzte in jeder Beziehung für richtig. Denn, sagt er, da ein Aufseher und seine Frau nöthig sind, mag die Pflanzung ober der Weinberg groß oder klein sein, so ändert dieser Umstand das angegebene Verhältnis. Hätte Cato's Berechnung in irgend einer andern Beziehung einen Irrthum enthalten, so würde Varro ihn gewiß verbessert haben, da dieser Schriftsteller sich ein Vergnügen daraus zu machen scheint, einen so nichtsagenden Fehler zu entdecken.

Derselbe Schriftsteller³⁾ und ebenso Columella⁴⁾ empfiehlt es als nothwendig, dem Aufseher eine Frau zu geben, um ihn dadurch desto getreuer in dem Dienste seines Herrn zu machen. Das war also eine besondere Gnade, die man einem Sklaven gewährte, auf den man ein so großes Vertrauen gesetzt hatte.

Au derselben Stelle führt es Varro als eine sehr nützliche Vorsicht an, wenn man nicht zu viel Sklaven von demselben Volksstamme kaufe, da sonst Aufruhr und Meutereien unter ihnen entstehen würden; damit setzt er voraus, daß der größte Theil selbst der im Landbau beschäftigten Sklaven (denn er spricht nur von diesen) aus den entfernteren Provinzen gekauft wurden. Alle Welt weiß, daß die römischen Hausklaven, welche nur der Pracht und Ueppigkeit wegen gehalten wurden, meistens aus den Ländern des Ostens kamen. Wenn Plinius⁵⁾ von der ängstlichen Vorsicht der Herren spricht, sagt er: Man hielt sich Schaaren von Hausklaven, und wegen des Schwarms der Fremden, die sich im Hause aufhielten, und außer dem auch der Sklaven wegen mußte man einen Aufruhrer halten.

Allerdings empfiehlt es Varro⁶⁾, junge Schäfer aus den Kindern der alten heranzubilden. Denn da die Weiden in weit entfernten und billigen Gegenden lagen, und jeder Schäfer abgefordert in einer Hütte wohnte, so brachten seine Verheirathung und seine Kinder nicht so viel Unbequemlichkeiten mit sich, als an theuren Orten, wo außerdem viele Sklaven bei einem Herrn und unter einem Dache lebten, wie das in der Regel auf denjenigen römischen Landgütern der Fall war, die Wein oder Getreide bauten. Wenn wir diese Ausnahme, die bei

¹⁾ Die Landwirthschaft, Kap. 10. 11.

²⁾ Buch 1, Kap. 18.

³⁾ Buch 1, Kap. 17.

⁴⁾ Buch 1, Kap. 18.

⁵⁾ Buch 33, Kap. 1. Ebenso Tacitus, Annalen Buch 14, Kap. 44.

⁶⁾ Buch 2, Kap. 10.

den Schäfern gemacht wurde, in Betracht ziehen, und die Gründe dafür genau erwägen, so wird sie als eine starke Stütze für unsere früheren Vermuthungen dienen.¹⁾

Ich gebe zu, daß Columella²⁾ den Herren den Rath gibt, jeder Sklavin, die ihnen mehr als drei Kinder aufgezogen hätte, eine Belohnung oder gar die Freiheit zu geben, ein Beweis, daß die Alten sie bisweilen zur Fortpflanzung benutzt haben, was allerdings nicht gezeugnet werden kann. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so würde die Sklaverei, die im Alterthum so verbreitet war, unter den Menschen eine Verwüstung angerichtet haben, die in keiner Weise hätte wieder gut gemacht werden können. Ich beabsichtige durch diese Darlegungen weiter nichts zu beweisen, als daß die Sklaverei dem Glücke und der Vermehrung der Menschheit überhaupt nachtheilig gewesen ist, und daß die Sitte, die Dienerschaft zu miethen, weit vortheilhafter ist.

Die griechischen Gesetze oder Ururhen, wie einige Schriftsteller sie genannt haben, wurden dadurch veranlaßt, daß die Zunahme der Sklaven in ganz Italien und die Abnahme der freien Bürger von den Gracchen bemerkt worden war. Appian³⁾ schreibt diese Zunahme der Fortpflanzung der Sklaven zu. Plutarch⁴⁾ gibt den Einkauf von gefesselten und eingekerkerten auswärtigen Sklaven als Grund an. (παρρησια δειμωνία⁵⁾). Vermuthlich haben beide Ursachen zusammengewirkt.

Sicilien, sagt Florus⁶⁾, war voll von Sklavenkernern⁷⁾ und das Feld wurde von gefesselten Arbeitern bestellt. Cumus und Athenio riefen den Sklavenkrieg hervor, indem sie jene ungeheuren Kerker aufbrachen und 60000 Sklaven die Freiheit schenkten. Der jüngere Pompejus verstärkte sein Heer in Spanien durch dasselbe Mittel.⁸⁾ Wenn alle ländlichen Arbeiter im ganzen römischen Reiche sich durchweg in derselben Lage befanden, und wenn es schwer oder unmöglich war, für die Familien der städtischen Sklaven besondere Wohnungen zu finden, wie nachtheilig für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts und wie verderblich für die Humanität muß alsdann diese Institution der Sklaverei gewesen sein?

¹⁾ Juvenal. Sat. 11. 151: „Dieser ist ein Sohn des rauhen Hirten, jener des Ochsentreibers.“

²⁾ Buch 1, Kap. 8.

³⁾ Der Bürgerkrieg 1. 7.

⁴⁾ Leben des Tib. und C. Gracchus.

⁵⁾ Dasselbe beweist folgende Stelle aus dem älteren Seneca, Controverse 5, Bch. 5. „Die einst vom freien Volke bestellten Aecker sind einzelnen Sklavenkernern übergeben. Die Sklavenaufseher herrschen jetzt über ein weiteres Gebiet, als früher die Könige“. Plinius sagt: „Jetzt aber verrichten solche die Arbeit, deren Füße gefesselt, deren Hände gebunden, deren Gesichter gebrandmarkt sind.“ Bch. 18, Kap. 3. So auch Martial: Und von unzähligen Ketten ertönt das thurcische Land. Bch. 9, Ep. 23. Und Lucian. Bch. 1. 167. „Weite Strecken Landes vereinigten sie (Latifondien). Weithin wurde das Feld von Fremden bestellt“. Bch. 7. 402. „Gefesselte Landarbeiter bestellten die Fluren Italiens“.

⁶⁾ Bch. 3, Kap. 19.

⁷⁾ Siehe Seite. 80. II.

⁸⁾ Das. Bch. 4, Kap. 8.

Constantinopel erfordert gegenwärtig aus allen Provinzen denselben Zuzug von Sklaven, den ehemals Rom erforderte, und diese Provinzen sind in Folge dessen nichts weniger, als volkreich.

Nach Maillet sendet Egypten beständig Kolonien von schwarzen Sklaven nach den andern Theilen des türkischen Reiches und empfängt dafür eben so viele Weiße zurück; die ersteren werden aus dem Innern von Afrika gebracht, die letzteren aus Nigrelken, Circassien und der Tartarei.

Unsere modernen Klöster sind ohne Zweifel eine schlechte Einrichtung; aber man hat Grund zu glauben, daß in alten Zeiten jede große Familie in Italien und vermuthlich auch in den übrigen Theilen der Erde ein Kloster gewesen ist. Und obgleich wir Ursache haben, alle diese päpstlichen Einrichtungen zu verurtheilen, als Pflanzstätten des Aberglaubens, die dem Staatswesen lästig und den armen Gefangenen, männlichen sowohl, wie weiblichen, drückend sind; so mag es dennoch fraglich sein, ob sie der Bevölkerung des Staates so schädlich sind, wie man gewöhnlich glaubt. Wäre das Land, das einem Kloster gehört, im Besitze eines Adligen, so würde er den Ertrag desselben auf Hunde, Pferde, Diener, Kafeien, Köche und Mägde verwenden, und sein Haus würde nicht viel mehr Bürger liefern als ein Kloster.

Der gewöhnliche Grund, warum Eltern ihre Töchter in ein Kloster stecken, ist der, daß sie nicht von einer gar zu zahlreichen Familie belästigt sein wollen; aber die Alten hatten ein Mittel, das fast ebenso unschuldig war und jenen Zweck weit besser erreichte, nämlich die Kinder in früher Jugend auszusetzen. Diese Sitte war sehr verbreitet und kein Schriftsteller jener Zeiten spricht von ihr mit dem Abscheu, den sie verdient, geschweige denn mit Mißbilligung.¹⁾ Plutarch, der humane, gutherzige Plutarch²⁾, rühmt es am Attalus, dem Könige von Pergamus, daß er alle seine Kinder tödtete oder, wenn man es so nennen will, aussetzte, damit er seine Krone dem Sohne seines Bruders, dem Cumenes, hinterlasse. Dadurch wollte er seine Dankbarkeit und Liebe gegen Cumenes an den Tag legen, der ihn zum Nachtheile seines eignen Sohnes zum Erben eingesetzt hatte. Es war Solon, der berühmteste unter den Weisen Griechenlands, der den Eltern die gesetzliche Erlaubniß gab, ihre Kinder zu tödten.³⁾

Wollen wir denn behaupten, daß diese beiden Dinge, nämlich das Klostergeblüde und das Aussetzen der Kinder sich gegenseitig ausgleichen und beide in gleich hohem Maße der Fortpflanzung der Menschheit ungünstig sind? Ich denke fast, der Vortheil liegt hier auf Seiten des Alterthums. Vielleicht mag diese barbarische Sitte der Alten durch eine seltsame Verknüpfung der Ursachen jene Zeiten noch volkreicher gemacht haben, als sie sonst gewesen sein würden.

¹⁾ Tacitus tadelt sie. „Die Sitten der Germanen“ 19.

²⁾ „Ueber die brüderliche Liebe. Seneca billigt ebenfalls das Aussetzen der Kranken, schwachen Kinder.“ Ueber den Rorn. Bch. 1, Ap. 15.

³⁾ Sertus Empiricus. Bch. 3, Rp. 24.

Dadurch daß die Furcht vor einer gar zu zahlreichen Familie weggeräumt war, ließ sich mancher verleiten, eine Ehe einzugehen, und so gewaltig ist die Macht der natürlichen Triebe, daß nur verhältnißmäßig sehr wenige Kraft genug gehabt haben werden, den früheren Vorsatz, ihre Kinder auszusetzen, zu verwirklichen, wenn es nöthig wurde.

China ist das einzige Land, wo diese Sitte, die Kinder auszusetzen, heute noch herrscht, und doch ist es das volkreichste Land, das wir kennen; dort verheirathen sich alle Leute vor dem zwanzigsten Jahre. So frühe Heirathen könnten kaum die Regel sein, wenn man nicht ein so leichtes Mittel hätte, sich von seinen Kindern zu befreien. Bekanntlich spricht Plutarch¹⁾ von dieser Sitte als von einem allgemeinen Grundfaze des armen Volkes, ihre Kinder auszusetzen; und da die Reichen zu jener Zeit zum Heirathen keine Neigung hatten wegen der Schmeicheleien, welche ihnen diejenigen erwiesen, die von ihnen zu erben hofften, so muß das Gemeinwesen sich schlecht dabei gestanden haben.²⁾

In keiner Wissenschaft ist der erste Anschein betrüglischer, als in der Staatswissenschaft. Findelhäuser scheinen der Volksvermehrung günstig zu sein; und vielleicht sind sie es auch bei gehöriger Einschränkung. Wenn sie aber allen ohne Unterschied offen stehen, so bewirken sie wahrscheinlich das entgegengesetzte und sind dem Staate verderblich. Man rechnet, daß in Paris jeder neunte der Neugeborenen ins Findelhaus gebracht wird, obgleich es nach dem gewöhnlichen Laufe der menschlichen Dinge gewiß zu sein scheint, daß unter hundert Kindern sich noch nicht eins befindet, dessen Eltern ganz und gar nicht im Stande wären, es zu ernähren und zu erziehen. Der große Unterschied, der für Gesundheit, Fleiß und sittliches Verhalten zwischen einer Findelhaus-erziehung und einer Familien-erziehung besteht, sollte uns bewegen, den Eintritt in das erstere nicht allzu leicht und allzu verlockend zu machen. Sein Kind zu tödten, ist wider die Natur und muß daher ganz selten vorkommen; aber die Sorge für dasselbe andern aufbürden zu können, ist eine starke Versuchung für die natürliche Indolenz der Menschen.

Nachdem wir das häusliche Leben und die Sitten der alten Völker betrachtet und mit denen der neueren verglichen haben, worin

¹⁾ „Die Kindesliebe.“

²⁾ Die Sitte, seinen Freunden unter Benachtheiligung naher Verwandten große Summen zu hinterlassen, war in Griechenland ebenso, wie in Rom allgemein, wie wir aus Lucian entnehmen können. Die Sitte ist bei uns weit weniger zu Hause; und Ben Johnsons Belpone ist in Folge dessen fast gänzlich aus alten Schriftstellern entnommen und paßt besser zu den Sitten jener Zeiten.

Man darf mit Recht annehmen, daß die Freiheit der Ehescheidungen ebenfalls vom Heirathen abgeschreckt habe. Diese Sitte verhindert die Uneinigkeiten nicht, die aus der Gemüthsverfassung entspringen, sondern vermehrt sie und verursacht dazu noch Vermögens-Streitigkeiten, die weit gefährlichere und verderblichere Folgen haben. Weiteres über diesen Punkt findet sich in den moralischen und politischen Auffäßen, Theil 1, Auffatz 19. Vielleicht müssen auch die un-natürlichen Lüste der Alten, als hierbei von einiger Wichtigkeit, in Betracht gezogen werden.

wir, so weit es die vorliegende Frage anbetrifft, wie es scheint, in der Hauptsache den Alten überlegen sind; so wollen wir jetzt die politischen Gebräuche und Einrichtungen untersuchen und ihren Einfluß auf Schädigung oder Förderung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts prüfen.

Vor dem Anwachsen der römischen Macht oder vielmehr, ehe sich dieselbe gehörig befestigt hatte, waren fast alle Völker, die auf der Bühne der alten Geschichte erschienen waren, in kleine Gebiete oder kleine Gemeinwesen getheilt, in denen in Folge dessen eine große Vermögensgleichheit herrschte und der Mittelpunkt des Staates stets nicht weit von den Grenzen entfernt lag.

Dies war die Lage der Dinge nicht blos in Griechenland und Italien, sondern auch in Spanien, Gallien, Germanien, Afrika und einem großen Theile von Kleinasien; und man muß gestehen, daß keine Verfassung der Fortpflanzung des Menschengeschlechts günstiger sein konnte, als diese. Denn obgleich ein Mann von übermäßigem Vermögen nicht im Stande ist, mehr zu verzehren, als ein anderer und folglich sein Vermögen mit denjenigen theilen muß, welche ihm dienen und aufwarten, so treibt dieser Besitz, ungewiß wie er ist, die letzteren doch nicht in dem Maße zum Heirathen an, wie ein kleines, sicheres und unabhängiges Vermögen thun würde. Außerdem sind sehr große Städte der Gesellschaft verderblich, sie bringen Laster und Unordnung aller Art hervor, sie schwächen die entfernter liegenden Provinzen und entziehen sich sogar selbst den Lebensunterhalt durch die hohen Preise, zu welchen in ihnen alle Lebensmittel steigen. Wenn ein jeder sein kleines Haus und Feld für sich hat und jede kleine Landschaft ihre freie und unabhängige Hauptstadt, in wie glücklicher Lage sind dann die Menschen! Wie sehr befördert das den Gewerbefleiß und den Ackerbau, die Heirathen und die Fortpflanzung! Wenn die Zeugungskraft der Menschen zu ihrer vollen Geltung käme, ohne die Einschränkungen, welche Armuth und Noth ihr auferlegen, so würde sich die Zahl der Menschen mit jeder Generation verdoppeln, und wahrlich nichts kann jener Kraft mehr Freiheit verschaffen, sich zu bethätigen, als solche kleine Republiken und solch eine Gleichheit der Glücksgüter unter den Bürgern. Alle kleine Staaten begünstigen von Natur die gleichmäßige Vertheilung des Besitzes, da sie zur starken Ausdehnung desselben keine Gelegenheit bieten, aber in weit höherem Maße thun dies kleine Republiken, wegen der ihnen eigenenthümlichen Vertheilung der Macht und des Ansehens.

Als Xenophon ¹⁾ von dem berühmten Zuge des Cyrus zurückgekehrt war, ging er mit 6000 Griechen in die Dienste des Senthes, eines thracischen Fürsten; und in ihrem Vertrage wurde ausgemacht, daß jeder Soldat einen, jeder Hauptmann zwei und Xenophon selbst als General vier Dareiken ²⁾ monatlichen Sold bekommen solle. Eine

¹⁾ Der Feldzug des Cyrus Bch. VII, 6.

²⁾ 1 Perl. Dareike = 75 Pf. U.

derartige Soldbordnung würde bei unsern heutigen Officiren nicht wenig Erstaunen erregen.

Als Demosthenes und Aeschines mit noch acht andern als Gesandte an Philipp von Macebonien geschickt wurden, war ihr Gehalt für ungefähr vier Monate tausend Drachmen ¹⁾, was täglich noch nicht eine Drachme für jeden Gesandten ausmacht. ²⁾ Aber eine Drachme, ja sogar mitunter zwei ³⁾ Drachmen war der tägliche Sold eines gemeinen Infanteristen.

Zur Zeit des Polybius ⁴⁾ hatte ein Hauptmann bei den Römern nur den doppelten Sold eines gemeinen Soldaten, und in Uebereinstimmung damit finden wir, daß die Ehrengeschenke, die ihnen nach einem Triumph gemacht wurden, nach demselben Verhältniß ausgetheilt wurden. ⁵⁾ Aber Marcus Antonius und das Triumvirat gaben einem Hauptmann fünfmal so viel, wie einem Gemeinen. ⁶⁾ So sehr hatte das Anwachsen der Republik die Ungleichheit unter den Bürgern vermehrt. ⁷⁾

Man muß bekennen, daß die Lage der Dinge in der neueren Zeit, so weit sie die bürgerliche Freiheit und die Besitzvertheilung anbetrifft, der Fortpflanzung oder dem Glücke des Menschengeschlechts bei weitem nicht so günstig ist. Europa ist größtentheils in große Monarchien eingetheilt und diejenigen Theile, welche in kleine Ländchen zerfallen, werden meistens von absoluten Monarchen regiert, welche ihr Volk dadurch zu Grunde richten, daß sie durch den Glanz ihres Hofes und die Zahl ihrer Truppen die größeren Monarchen nachäffen. Nur die Schweiz und Holland gleichen den alten Republiken; und obgleich die Schweiz weit entfernt ist, Vorzüge des Bodens, Klimas oder Verkehrs zu besitzen, so beweist doch die starke Bevölkerung, die sie hat, obgleich in allen Armeen Europas Schweizer dienen, zur Genüge, wie vortrefflich ihre Staatseinrichtungen sind.

Der hauptsächlichste oder einzige Schutz der alten Republiken beruhte auf der Zahl ihrer Bürger. Als die Trachinienser einen großen Theil ihres Volkes verloren hatten, wandten sie sich an ihre Hauptstadt Sparta, um von dort einen Stamm neuer Einwohner zu bekommen, anstatt sich selbst durch die Hinterlassenschaft ihrer vorlornen Mitbürger zu bereichern. Die Spartaner brachten sofort zehn tausend Mann zusammen, unter welche die alten Bürger die Acker, deren frühere Besitzer umgekommen waren, vertheilten. ⁸⁾

¹⁾ Drachme = 15 Mark U.

²⁾ Demosthenes. Die falsche Gesandtschaft, 390. Er nennt sie eine beträchtliche Summe.

³⁾ Thucydides Bch. 3, 17.

⁴⁾ Bch. 6, Kap. 37.

⁵⁾ Livius Bch. 41, Kap. 7, 13 und sonst.

⁶⁾ Appian. Der Bürgerkrieg Bch. 4, 20.

⁷⁾ Caesar gab den Hauptleuten an Geschenken das zehnfache von dem, was er einem gemeinen Soldaten gab. Der Gallische Krieg Bch. 8, Kap. 4. In dem rhodischen Auslösungsvertrage, dessen wir später gedenken werden, wurde im Lösegeld kein Unterschied nach dem militärischen Range gemacht.

⁸⁾ Diodoros Siculus Bch. 12, 59. Thucydides Bch. 3, 92.

Nachdem Timoleon den Dionys aus Syracus verbannt und Sicilien wieder in Ruhe und Ordnung gebracht hatte, sah er, daß die Städte Syracus und Sellinuntium durch Tyrannei, Krieg und Aufruhr ungemein entvölkert worden waren, und lud von Griechenland herüber neue Einwohner ein, um sie wieder zu bevölkern.¹⁾ Als bald boten sich vierzig tausend an (Plutarch²⁾ sagt sechszig tausend), und er theilte ebenso viele Antheile Acker unter sie aus zur großen Zufriedenheit der alten Einwohner; daß ist eine Probe von den Maximen der alten Politik, der mehr an der Dichtigkeit der Bevölkerung, als an Reichthum gelegen war und ein Beweis von den guten Wirkungen dieser Maximen, welche ein kleines Land, wie Griechenland, so vollreich machte, daß es auf einmal eine so starke Colonie abgeben konnte. Fast in derselben Lage befand sich in den ersten Zeiten der römische Staat. Derjenige ist ein gefährlicher Bürger, sagte M. Curius, der sich nicht mit sieben Morgen Landes begnügt.³⁾ Solche Begriffe von Gleichheit müssen unfehlbar eine starke Bevölkerung hervorbringen.

Wir haben nun zu untersuchen, welchen Hindernissen die Zunahme der Bevölkerung bei den Alten unterlag, und welche Einschränkungen sie von Seiten der politischen Maximen und Verfassungsformen erfuhr. Jeder verkehrte Zustand der Menschen wird durch irgend etwas ausgeglichen und gemildert, und obgleich diese Ausgleichungen einem herrschenden Uebel nicht immer vollkommen steuern, so dienen sie doch wenigstens dazu, es einzuschränken. Sie mit einander zu vergleichen und ihren Einfluß abzuschätzen, ist allerdings schwer, selbst wenn sie in demselben Zeitalter und in benachbarten Ländern auftreten. Wenn es sich aber um verschiedene Zeiten handelt und uns die alten Schriftsteller nur wenige Anhaltspunkte darbieten; was bleibt uns da anderes übrig, als daß wir über einen so wichtigen Gegenstand das Für und Wider erörtern und dadurch unsere übereilten und unbegründeten Schlüsse verbessern.

Erstens bemerken wir, daß die alten Republiken fast beständig Krieg führten, was eine natürliche Folge ist ihres kriegerischen Geistes, ihrer Liebe zur Freiheit, ihrer gegenseitigen Nebenbuhlerschaft und

¹⁾ Diodorus Siculus Bch. 16, 82.

²⁾ Leben Timoleons 231.

³⁾ Pinius Bch. 18, Rp. 3. Derselbe Schriftsteller sagt Rp. 6: Die Latifundien haben Italien und ebenso die Provinzen zu Grunde gerichtet. Sechs Familien hatten halb Afrika in Besitz, als der Kaiser Nero sie ermorden ließ. In dieser Beziehung waren die Hinrichtungen der ersten römischen Kaiser vielleicht nicht so verderbend für das Staatswesen, wie man glauben sollte. Dies Blutbad nahm nicht eher ein Ende, als bis alle Adelsfamilien ausgerottet waren, welche die Welt während der letzten Zeit der Republik ausgebeutet hatten. Der neue Adel, der an ihre Stelle trat, war nicht so bedeutend, wie wir von Tacitus erfahren; Annalen Bch. 3, Rp. 55. Die Soldaten der Alten waren freie Bürger, gehörten nicht zur niedrigsten Klasse, und waren alle verheirathet. Unsere heutigen Soldaten sind entweder genöthigt, unverheirathet zu bleiben, oder ihre Ehen tragen zur Vermehrung des Menschengeschlechts wenig bei. Dieser Umstand muß vielleicht in Rechnung gezogen werden, da er Folgen hat, die zu Gunsten der Alten ausschlagen.

jenes Hasses, der durchweg unter Nationen herrscht, welche enge Nachbarn sind. Nun ist ein Krieg in einem kleinen Staate weit verheerender, als in einem großen, theils weil im ersteren Falle alle Einwohner ins Feld ziehen müssen, theils weil der Staat nichts als Grenze ist und den Einfällen der Feinde ganz offen steht.

Die Grundsätze der antiken Kriegsführung waren weit verheerender, als die der neueren, hauptsächlich wegen der Plünderungen, die man den Soldaten zu erlauben pflegte. Der gemeine Soldat in unsern Armeen ist eine so niedrige Menschengattung, daß jeder Ueberfluß über seinen gewöhnlichen Sold erfahrungsmäßig Verwirrung und Unordnung und eine vollständige Auflösung der Disciplin bei ihm verursacht. Grade die Erbärmlichkeit und Niedrigkeit derjenigen, welche die heutigen Heere füllen, macht es, daß die Länder, welche sie überfallen, weniger verwüstet werden. Dies Beispiel unter vielen mag lehren, wie trügerisch in politischen Untersuchungen der erste Anschein ist.

Die Schlachten der Alten waren grade wegen der Beschaffenheit der Waffen, deren man sich bediente, weit blutiger. Die Alten stellten ihre Krieger in der Schlacht 16 oder 20, mitunter 50 Mann tief auf, wodurch die Front sehr schmal wurde; und es war daher nicht schwer, ein Feld zu finden, in welchem beide Armeen aufmarschiren und mit einander kämpfen konnten. Selbst wenn eine Heeresabtheilung durch Hecken, Hügel, Wald oder Hohlwege aufgehalten wurde, so hatte sie Zeit genug — denn so bald war die Schlacht zwischen den kämpfenden Parteien nicht entschieden, — um die Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegenstellten, zu überwinden und am Kampfe Theil zu nehmen. Und da auf diese Weise das ganze Heer in den Kampf verwickelt wurde, und im dichten Handgemenge Mann gegen Mann kämpfte, so waren die Schlachten in der Regel sehr blutig, und auf beiden Seiten kamen viele Menschen um, besonders aber auf Seiten der Besiegten. Die Aufstellung in langen dünnen Linien, welche die Feuerwaffe erfordert, und die rasche Entscheidung des Kampfes machen, daß in unsern heutigen Schlachten nur Theile der Heere ins Gefecht kommen, und setzen den Feldherrn, der früh morgens geschlagen ist, in den Stand, den größern Theil seines Heeres unverfehrt zurückzuziehen.

Die Schlachten der Alten erregten durch ihre lange Dauer und ihre Aehnlichkeit mit einem Zweikampfe einen Grad von Wuth, der unsern Zeiten ganz unbekannt ist. Nichts konnte die damals kämpfenden Parteien bewegen, den Gefangenen Quartier zu geben, als die Hoffnung auf Gewinn, wenn sie dieselben als Sklaven verkaufen würden. In Bürgerkriegen waren, wie wir von Tacitus¹⁾ wissen, die Schlachten am blutigsten, weil die Gefangenen nicht zu Sklaven gemacht wurden.

Wie hartnäckig muß der Widerstand gewesen sein, wenn der Besiegte ein so hartes Schicksal erwartete! Mit welcher Erbitterung

¹⁾ Historien Bch. 2, Rp. 44.

und Wuth muß man gefochten haben, wenn die Kriegsführung eine in jeder Beziehung so blutige und harte war!

Es finden sich in der alten Geschichte zahlreiche Beispiele, daß die Einwohner von belagerten Städten lieber ihre Weiber und Kinder umbrachten und sich selbst freiwillig in den Tod stürzten, als dem Feinde die Thore öffneten, da sie vielleicht den Trost hatten, damit etwas Rache an ihren Feinden zu nehmen. Die Griechen¹⁾ sowohl, wie die Barbaren haben öfters ihre Wuth bis zu diesem Grade gesteigert. Dieselbe Entschlossenheit und Grausamkeit, die freilich in andern Beispielen weniger auffallend hervortritt, muß für die menschliche Gesellschaft ungemein verheerend gewesen sein, besonders in jenen kleinen Republiken, die so enge Nachbarn waren und fortwährend in Krieg und Haß mit einander lagen.

Oft wurden, sagt Plutarch,²⁾ die Kriege in Griechenland blos durch Einfälle, Plünderungen und Seeräub geführt. Diese Art der Kriegsführung muß in kleinen Staaten verheerender gewesen sein, als die blutigsten Schlachten und Belagerungen.

Nach dem Zwölftafelgesetz bewirkte bei Grund und Boden ein zweijähriger Besitz, bei beweglichen Gütern³⁾ ein einjähriger die Verjährung. Das zeigt hinlänglich, daß es zu jener Zeit in Italien nicht viel mehr Ordnung, Ruhe und geregelte Polizei gab, als heute in der Tartarei.

Der einzige Auslieferungsvertrag, den ich in der alten Geschichte finde, ist der zwischen Demetrius Poliorcetes und den Rhodiern, in welchem man dahin überein kam, daß ein freier Bürger für 1000 Drachmen und ein Sklave, der die Waffen trug, für 500 Drachmen ausgeliefert werden sollte.⁴⁾

Zweitens aber scheint es, daß die Sitten der Alten nicht blos zu Kriegs-, sondern auch zu Friedenszeiten der Fortpflanzung bei weitem nicht so günstig gewesen sind, als die unsrigen, und zwar bis auf die Liebe zur bürgerlichen Freiheit und zur Gleichheit, welche allerdings von bedeutender Wichtigkeit ist, in jeglicher Beziehung. Parteikämpfe in einem freien Staate zu umgehen, ist sehr schwer, wenn nicht ganz und gar unmöglich, aber solch eine Erbitterung und Wuth zwischen den Parteien und solch eine grausame Handlungsweise findet man in unseren Zeiten ganz allein bei religiösen Parteien. In der alten Geschichte finden wir durchweg, daß, wenn eine Partei die Oberhand bekam, mochte es nun der Adel oder das Volk sein (denn in dieser Beziehung kann ich keinen Unterschied unter ihnen finden⁵⁾), sie sofort alle Gegner, welche in ihre Hände fielen, mordete

¹⁾ Livius Bch. 31, Kap. 17, 18 und Polybius Bch. 16, 34. Ferner die Xanthier. Appian. Der Bürgerkrieg Bch. 4, 80.

²⁾ Leben des Aratus 6.

³⁾ Institutionen Bch. 2, Kap. 6.

⁴⁾ Diodorus Siculus Bch. 20, 84.

⁵⁾ Lysias, der selbst zur Partei des Volkes gehörte und der dreißig Tyrannen nur mit Mühe und Noth entwischt war, sagt, daß die demokratische Regierung ebenso gewaltthätig war, wie die aristokratische. Rede 25.

und diejenigen verbannten, welche so glücklich gewesen waren, ihrer Wuth zu entkommen. Da gab es kein Rechtsverfahren, kein Gesetz, keine Untersuchung, keine Gnade. Bei einer jeden Staatsumwälzung wurde der vierte, der dritte, wohl gar fast die Hälfte der Bürger niedergemetzelt oder vertrieben; und die Vertriebenen verbanden sich stets mit den auswärtigen Feinden und fügten ihren Mitbürgern allen nur möglichen Schaden zu, bis das Glück es ihnen möglich machte, bei einer neuen Revolution voll und ganz Rache zu nehmen. Und da diese Revolutionen in jenen so ganz auf die Gewalt gegründeten Staaten, sehr häufig vorkamen, so können wir uns nicht leicht ein Bild machen von der Unordnung, dem Mißtrauen, dem Argwohn, der Feindseligkeit, die in jenem Zeitalter herrschten.

Ich kann mich nur zweier Staatsumwälzungen der alten Geschichte erinnern, die ohne große Grausamkeiten, ohne Gemetzel und Mord, mithin ohne starkes Blutvergießen verliefen, nämlich die Wiederherstellung der athenischen Demokratie durch Thrasybulus und die Unterdrückung der römischen Republik durch Caesar. Wir erfahren aus der alten Geschichte, daß Thrasybulus eine allgemeine Amnestie für alle früheren Vergehen erließ und zum ersten Male dieses Wort und diese Sitte in Griechenland einführte.¹⁾ Es ist jedoch aus vielen Reden des Lysias²⁾ ersichtlich, daß die Hauptschuldigen an der verfloffenen Herrschaft der Tyrannen und auch einige von minderer Wichtigkeit vor Gericht gestellt und mit dem Tode bestraft wurden. Und was die Gnade Caesars anbelangt, so würde sie, so sehr sie auch gerühmt wird, in unserm Zeitalter keinen großen Beifall finden. Er ermordete zum Beispiel, als er Utica³⁾ erobert hatte, den ganzen Senat des Cato; und man kann sich leicht denken, daß das nicht die schlechtesten Glieder der Partei waren. Alle welche gegen jenen Usurpator die Waffen getragen hatten, wurden als Verbrecher angesehen und durch ein Gesetz des Hirtius für unfähig erklärt, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden.

Die alten Völker waren in die Freiheit aufs Aeußerste verliebt, aber sie scheinen das Wesen derselben nicht recht erkannt zu haben. Als die dreißig Tyrannen ihre Herrschaft in Athen begannen, fingen sie damit an, sich aller Denuncianten und Spione zu bemächtigen, die während der Herrschaft der Demokratie so viel Unheil angestiftet hatten, und sie durch einen willkürlichen Urtheilspruch und willkürliche Vollstreckung hinzurichten. Jeder, sagen Sallust⁴⁾ und Lysias,⁵⁾ freute sich über diese Bestrafung ohne zu bedenken, daß die Freiheit von jenem Augenblicke ab völlig aufgehoben war.

Die ungemeine Energie und Kraft im Stile des Thucydides und der Reichtum und die Wucht der griechischen Sprache scheinen zu

¹⁾ Cicero. Philippische Reden 1, 1.

²⁾ Rede 12 gegen Cratichenes Rede 13 und Rede 16.

³⁾ Appian, der Bürgerkrieg Bch. 2, 100.

⁴⁾ Siehe Caesars Rede über den Krieg gegen Catilina Kap. 51.

⁵⁾ Rede 25, 173 und Rede 30, 184. Er sagt, daß die Parteilichkeit der Volksversammlungen die einzige Ursache gewesen sei.

schwach zu sein, wenn jener Geschichtschreiber sich bemüht die Unordnung zu schildern, welche in allen griechischen Republiken aus den Parteilungen entsprangen. Man sollte denken, er quäle sich fortwährend mit einem Gedanken, der größer ist, als daß er ihn mit Worten auszudrücken vermag. Und er schließt seine kraft- und würdevolle Schilderung mit einer ebenso feinen wie tiefen Bemerkung. „In diesen Streitigkeiten“, sagt er, „behielten gewöhnlich die Einfältigsten und die Dünmsten, welche am wenigsten Verständniß für die Zukunft hatten, die Oberhand. Denn da sie sich ihrer Schwäche bewußt waren und fürchteten, von den Einsichtigeren überholt zu werden, so nahmen sie ohne langes Besinnen eiligst ihre Zuflucht zum Schwerte und zum Dolche und kamen dadurch ihren Feinden zuvor, die auf seine und listige Pläne sann, sie aus dem Wege zu schaffen.“

Schweigen wir vom älteren Dionysius,¹⁾ der nach den angestellten Berechnungen an 10,000 seiner Mitbürger kalten Blutes mordete, oder vom Agathokles,²⁾ Nabis³⁾ und andern, die noch grausamer waren, als jener; so kamen selbst in freien Republiken Fälle der äußersten Grausamkeit und Mezelei vor. Zu Athen brachten die dreißig Tyrannen und der Adel innerhalb zwölf Monaten ungefähr 1200 vom Volke ohne gerichtliches Verhör um und verbannten über die Hälfte der Bürger, die noch übrig waren.⁴⁾ In Argos tödtete das Volk beinahe um dieselbe Zeit 1200 vom Adel und nachher seine eignen Räubersführer, weil diese sich weigerten, die Verfolgungen fortzusetzen.⁵⁾ Auch das Volk in Corcyra brachte 1500 Adlige um und verbannte tausend.⁶⁾ Die Zahlen müssen unser Staunen in noch höherem Maße erregen, wenn wir bedenken, daß die Staaten außerordentlich klein waren. Doch die ganze alte Geschichte ist voll von Vorfällen dieser Art.⁷⁾

¹⁾ Plutarch. „Alexander.“

²⁾ Diodorus Sic. Bch. 18, 19.

³⁾ Livius 31, 33, 34.

⁴⁾ Diodorus Sic. Bch. 14, 5. Sokrates sagt, daß nur 5000 verbannt wurden. Die Zahl der Getödteten rechnet er auf 1500. Areop. 153. Aeschines gibt genau dieselbe Zahl an. Rede gegen Ktesiphos. Seneca (Seelenruhe Rp. 5) sagt, es seien 1300 gewesen.

⁵⁾ Diod. Sic. Bch. 15, Rp. 58.

⁶⁾ Diod. Sic. Bch. 13, Rp. 48.

⁷⁾ Wir wollen aus Diodorus Siculus nur einige wenige Gemehel anführen, die im Laufe von sechzig Jahren während der höchsten Blüthezeit Griechenlands vorkamen. Aus Sybaris wurden 500 von den Adligen mit ihren Anhängern verbannt, Bch. 12. Die Chier verbannten 600, Bch. 13. Die Epheser tödteten 340, verbannten 1000, Bch. 13. Die Cyrenier tödteten 500 Adlige, verbannten alle übrigen, Bch. 14. Die Korinther tödteten 120, verbannten 500, Bch. 14. Der Spartaner Phoeidas verbannte 300 Böotier Bch. 15. Beim Falle der Lacedämonier wurde die Demokratie in vielen Städten wieder hergestellt und nach griechischer Sitte strenge Rache an dem Adel genommen. Aber damit hatte die Sache noch kein Ende; denn der verbannte Adel kehrte in vielen Städten zurück und ermordete seine Gegner, so in Phialae, Corinth, Megara und Phlasiä. In diesem letzteren Orte brachten sie 300 von dem Volke um; doch dies empörte sich von neuem, brachte über 600 Adlige um und verbannte die übrigen, Bch. 15. In Arcadien wurden 1400 verbannt und außerdem viele getödtet. Die Verbannten flüchteten nach Sparta und Pallantium; die letzteren

Als Alexander anordnete, daß sämtliche Verbannte aus allen Städten in ihre Heimath zurückkehren sollten, fand sich, daß ihre Zahl 20,000 betrug,¹⁾ vermuthlich die Ueberreste von der weit größeren Zahl derer, die gemordet und niedergemetzelt waren. Welch eine erstaunliche Menge in einem so kleinen Lande, wie das alte Griechenland war. Und wie sehr müssen diese Städte, in denen die Parteien in einen so hohen Grad von Wuth und Verzweiflung gerathen waren, durch häusliche Verwirrung, Neid, Parteilichkeit, Rachsucht und bitterm Haß zerrissen worden sein.

Es würde leichter sein, sagt Sokrates zu Philipp, in Griechenland gegenwärtig aus Flüchtlingen ein Heer zusammenzubringen, als aus den Städten.

Selbst wenn die Sache nicht bis zum Aeußersten kam (was doch in jeder Stadt alle hundert Jahre zwei bis drei mal geschah), so wurde doch das Eigenthum durch die Regierungsmaximen der Alten sehr unsicher gemacht. Xenophon gibt uns in dem „Gastmal des Sokrates“ eine sehr natürliche und ungekünstelte Darstellung von der Tyrannie des atheniensischen Volkes. „In meiner Armuth“, sagt Charmides, „bin ich weit glücklicher, als ich jemals in meinem Reichthum gewesen bin; um so viel bin ich glücklicher, als man ist, wenn man in Sicherheit, anstatt in Furcht lebt, wenn man ein Freier ist, anstatt ein Sklave zu sein, wenn man herrscht, anstatt zu dienen, wenn man ein Gegenstand des Vertrauens, anstatt des Verdachts ist. Früher war ich genöthigt, allen Spionen zu schmeicheln, irgend eine Steuer legte man mir stets auf, und erlaubte mir niemals, zu reisen oder mich von der Stadt zu entfernen. Jetzt, wo ich arm bin, blicke ich trotzig und drohe andern. Die Reichen sind vor mir in Furcht und erweisen mir jede Art von Höflichkeit und Ehrfurcht, und ich bin ein kleiner Tyrann in der Stadt geworden.“²⁾

wurden an ihre Heimath ausgeliefert und alle umgebracht, Bch. 15. Von den Verbannten von Argos und Theben standen 500 beim spartanischen Heere Bch. 15. Bei demselben Autor finden wir eine merkwürdigste Grausamkeit des Agathokles. Das Volk hatte, ehe es sich der Regierung bemächtigte, 600 Adlige verbannt, Bch. 19. Später mordete dieser Tyrann im Gemeinschaft mit dem Volke 4000 Adlige und verbannte 6000. Bch. 19. Er mordete 4000 vom Volke zu Geta, Bch. 19. Der Bruder des Agathokles verbannte 8000 aus Syracus, Bch. 20. Die Einwohner von Megesta, deren Zahl sich auf 40,000 belief, wurden sammt und sonders mit Weib und Kind umgebracht und noch dazu ihres Geldes wegen gemartert. Alle Verwandten, nämlich Väter, Brüder, Kinder, Großväter seiner Iythischen Armeen wurden getödtet, Bch. 20. Er tödtete 7000 Verbannte, nachdem sie capitulirt hatten, Bch. 20. Die Schriftsteller bemerken, daß Agathokles ein Mann von großer Bedeutung und Tapferkeit gewesen sei, und man darf nicht glauben, daß er etwa im Gegensatz zu den Maximen seines Zeitalters von banaler Grausamkeit gewesen sei.

¹⁾ Diodorus Sic. Bch. 18, Rp. 8.

²⁾ Um seinen Klienten der Gunst des Volkes zu empfehlen, führt er alle die Summen an, die derselbe für das Volk verwandt hatte. . . Zusammen machten sie 10 Talente und 38 Minen (etwa 46000 Mark) aus. Für einen Athenienser war das eine große Summe, die allein schon einen reichen Mann ausgemacht haben würde, Red. 20. Es ist wahr, sagt er, die Gesetze verpflichten ihn nicht unbedingt zu einem solchen Aufwande, sie fordern nicht über den vierten Theil,

In einer seiner gerichtlichen Reden spricht Lysias ganz kühl und nur beiläufig davon, daß es Grundsatz der Athener sei, wenn sie sich in Geldnoth befänden, einige von den reichsten Bürgern oder Fremden hinrichten zu lassen, um deren Güter für den Staat einzuziehen. Er erwähnt dies in einer solchen Art und Weise, daß es nicht scheint, als ob er es hätte tabeln, noch weniger als ob er diejenigen hätte reizen wollen, die seine Zuhörer und Richter waren.

Bei diesem Volke scheint es in der That nöthig gewesen zu sein, daß ein Jeder, mochte er ein Bürger oder ein Fremder sein, sich selbst seiner Reichthümer beraubte, wenn er nicht wollte, daß das Volk sie ihm raubte und ihm obendrein vielleicht noch das Leben nahm. Der erwähnte Redner gibt eine heitere Geschichte von einem Vermögen, das zu Staatszwecken ausgelegt worden war und zu einem Drittel für seltene Schauspiele und Tänze Verwendung fand.

Es ist nicht nöthig, bei den griechischen Tyrannenherrschaften zu verweilen, die ganz fürchterlich waren. Selbst die gemischte monarchische Regierungsform, welche in den meisten griechischen Staaten, ehe sie Republiken wurden, bestand, war von geringer Dauerhaftigkeit. Sokrates sagt, daß außer Athen keine Stadt vorhanden war, die während vier oder fünf Geschlechter eine ununterbrochene Thronfolge aufzuweisen hatte.

Außer vielen andern offenbaren Ursachen der Unbeständigkeit der alten Monarchien, mußte die gleiche Vertheilung des Besitzes unter die Brüder einer Familie nothwendigerweise dazu beitragen, den Staat in Unordnung und Unruhe zu versetzen. Obgleich der allgemeine Vorzug, den die ältesten Brüder in den heutigen Staaten genießen, die Ungleichheit des Besitzes vermehrt, so hat er doch das Gute, daß er die Menschen gewöhnt, dasselbe bei der Nachfolge in der Regierung festzuhalten und den jüngeren alles Recht und allen Anspruch auf Erbfolge abzuschneiden.

Als die Colonie Heraclea sofort nach ihrer Gründung in Parteien zerfiel, wandte sie sich an die Spartaner, welche den Heripidas mit der Vollmacht hinsandten, die Zwistigkeiten beizulegen. Dieser Mann, der durch keinen Widerstand gereizt, durch keine Parteiwuth erhitzt war, wußte kein besseres Mittel, als sofort über 500 Bürger hinrichten zu lassen. Das beweist auf das schlagendste, wie tief diese gewaltthätigen Regierungsmaximen bei allen Griechen sich eingewurzelt hatten.

Aber ohne die Gunst des Volkes war niemand sicher, und dies war der einzige Weg, sie zu gewinnen. Weiteres siehe in der N. 25. An einer andern Stelle führt er Jemanden redend ein und läßt ihn sagen, daß er sein ganzes Vermögen, das ganz bedeutend gewesen sei, nämlich 80 Talente, dem Volke zum besten gegeben habe, N. 26. Die *μέτοικοι* oder Fremden, sagt er, hatten Ursache, es zu bereuen, wenn sie nicht genug für die Launen des Volkes hergegeben hatten. N. 30. Man sieht, wie vorsichtig Demosthenes seinen Aufwand dieser Art herausstreicht, wo er sich selbst vertheidigt, und wie sehr er die Falschheit des Midias in diesem Punkte vergrößert, wenn er diesen Verbrecher anklagt. Alles dies zeigt nebenbei, wie ungerecht das Recht in Athen gehandhabt wurde. Und doch rühmten sich die Athener, von allen griechischen Völkern die rechtmäßigste und beste Staatsverwaltung zu haben.

Wenn jenes feingebildete Volk derartige Gesinnungen hegte, was darf man dann in den Republiken von Italien, Afrika, Spanien, Gallien erwarten, die alle barbarisch genannt wurden? Was hätten sonst die Griechen für Ursache gehabt, sich wegen ihrer Humanität, feinen Sitte und Mäßigung für besser zu halten als alle andern Nationen. Dieser Schluß scheint natürlich zu sein; aber zum Unglück widersetzt sich ihm die Geschichte der ersten Zeiten der römischen Republik, wenn wir den auf uns gekommenen Ueberlieferungen Glauben beimessen wollen, und nöthigt uns, das Entgegengesetzte anzunehmen. Bei keinem Aufstande war in Rom Blut vergossen worden bis zu der Zeit, als die Grachen ermordet wurden. Dionysius von Halicarras,¹⁾ der die in diesem Punkte bemerkenswerthe Humanität des römischen Volkes erwähnt, will daraus schließen, daß es von griechischer Abkunft sei, woraus wir den Schluß ziehen können, daß die Meutereien und Revolutionen in den Republiken der Barbaren in der Regel gewaltthätiger waren, als selbst die oben besprochenen der Griechen.

Wenn die Römer so spät zum Blutvergießen kamen, so holten sie das Verfümte in vollem Maße ein, nachdem sie die Blutbühne einmal betreten hatten, und Appians Geschichte der Bürgerkriege enthält das fürchterlichste Gemälde von Missethaten, Aechtserklärungen und Gütereinziehungen, das der Welt jemals entrollt ist. Was dem Leser an diesem Schriftsteller am meisten gefällt, ist, daß sich bei ihm noch ein natürlicher Zorn über diese barbarischen Thaten zu regen scheint, daß er nicht mit der verlegenden Kälte und Gleichgültigkeit erzählt, welche bei manchen griechischen Geschichtschreibern durch die Alltäglichkeit der Gräueltat zur Gewohnheit geworden war.²⁾

Die Grundsätze der antiken Politik enthalten überhaupt so wenig Menschlichkeit und Mäßigung, daß es überflüssig erscheint, einen besondern Grund für die Gewalttacte anzugeben, die in irgend einer

¹⁾ Bch. 1, 89.

²⁾ Die oben angeführten Beweise sind alle Geschichtschreibern, Rednern und Philosophen entnommen, deren Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt wird. Es ist stets gefährlich, sich auf Schriftsteller zu verlassen, die sich mit dem Lächerlichen und der Satire befassen. Was soll z. B. die Nachwelt aus der folgenden Stelle des Dr. Swift schließen: „Ich erzählte ihm, daß in dem Königreiche Tribnia (Großbritannien), das die Eingebornen Langdon (London) nennen, und woselbst ich mich auf meinen Reisen eine Zeitlang aufgehalten hatte, die Masse des Volkes gewissermaßen nur aus Spionen, falschen Zeugen, Denuncianten, Anklägern, Verfolgern, Schwörern bestehe, die mit ihren verschiedenen Handlungen und Werkzeugen alle in der Livree, der Gewalt und dem Solde der Staatsminister und ihrer Stellvertreter stehen. Verschwörungen bilden die regelmäßige Beschäftigung dieser Leute“ u. s. w. Gullivers Reisen. Solch eine Darstellung würde vielleicht auf die atheniensische Regierung passen, aber nicht auf die englische, deren Humanität, Gerechtigkeit und Freiheit selbst für unsere Zeiten ein Wunder sind. Doch es fehlte der Satire des Doctors, obgleich er sie seiner Gewohnheit gemäß bis aufs äußerste getrieben hat und obgleich er weiter geht als alle satirischen Schriftsteller, nicht gänzlich an einem Gegenstande. Der Bischof von Rochester, sein Freund und Parteigenosse, war kurz vorher durch gerichtliches Erkenntniß mit vieler Gerechtigkeit, aber ohne einen rechtmäßigen, der strengen Form der bestehenden Gesetze entsprechenden Beweis verbannt worden.

bestimmten Periode vorgekommen sind. Dennoch kann ich es mir nicht versagen, zu bemerken, daß in der spätern Zeit der römischen Republik so unsinnige Gesetze bestanden, daß sie die Häupter der Parteien zwangen, zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Die Todesstrafe war gänzlich abgeschafft; so verbrecherisch oder was noch mehr ist, so gefährlich ein Bürger auch sein mochte, er konnte rechtlich nicht anders als durch Verbannung bestraft werden. Es wurde nothwendig, das Schwert der Privatrache zu ziehen, wenn eine Partei die Oberhand gewann, und wenn die Gesetze einmal verletzt waren, so hielt es schwer, dem blutigen Verfahren Einhalt zu thun. Wenn Brutus über das Triumvirat Sieger geblieben wäre, hätte er dann bei Anwendung der gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregel den Octavian und Antonius das Leben lassen und sich damit begnügen können, wenn sie nach Rhodus oder Marseille verbannt worden wären, wo sie noch immer neue Unruhen und Empörungen hätten anstiften können? Er ließ den C. Antonius, den Bruder des Triumvirn, hingerichten und zeigte damit deutlich, wie er in diesem Stücke gesinnt war. Verurtheilte nicht Cicero unter Zustimmung aller vernünftigen und guten Römer die Mitverschworenen des Catilina gegen die Gesetze und ohne Verhör und geordneten Proceß ganz willkürlich zum Tode? Und wenn er die Vollstreckung dieses Urtheiles milberte, so geschah das entweder wegen seines milden Characters oder wegen der Zeitumstände. Eine schlechte Sicherheit das unter einer Regierung, welche auf Gesetzmäßigkeit und Freiheit Anspruch macht!

So fällt man aus einem Extrem ins andere. Grade so wie eine übertriebene Strenge der Gesetze die Vollstreckung derselben lässig macht, so ruft ihre übertriebene Milde von Natur Grausamkeit und Barbarei hervor. Es ist gefährlich, in irgend einem Falle zur Ueberschreitung ihrer geheiligten Schranken zu zwingen.

Eine Hauptursache der so häufigen Unruhen in allen antiken Staaten scheint in der großen Schwierigkeit, in jenen Zeiten eine Aristokratie zu gründen, bestanden zu haben und in den beständigen Unzufriedenheiten und Empörungen des Volkes, so bald selbst nur die Niedrigsten und Aermsten von der Gesetzgebung und den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen wurden. Schon der Stand eines freien Bürgers gab, indem er zum Sklavenstande im Gegensatze stand, einen solchen Rang, daß er denen, die ihm angehörten, ein Anrecht auf jegliche Macht und Stellung im Staate zu verleihen schien. Die Gesetze Solons¹⁾ schlossen keinen freien Bürger von dem Rechte, zu wählen und gewählt zu werden aus, sondern knüpften nur einige Aemter an einen bestimmten Censur, und doch ruhte das Volk nicht eher, als bis diese Gesetze abgeschafft waren.

Durch den Vertrag mit Antipater,²⁾ hatte kein Athenienser Stimmrecht, der auf weniger als 2000 Drachmen (über 1200 Mark) eingeschätzt war. Und obgleich uns eine solche Regierung demokratisch

¹⁾ Plutarch im „Leben Solons“ 18.

²⁾ Diodorus Sic. Bch. 18, 18.

genug vorkommen würde, so war sie jenem Volke doch so sehr zuwider, daß über zwei Drittel desselben sofort ihr Vaterland verließen.¹⁾ Cassander setzte diesen Censur auf die Hälfte herunter;²⁾ dennoch wurde die Verfassung noch immer als eine Tyrannei weniger Personen angesehen und als eine Wirkung fremder Gewaltthätigkeit.

Die Gesetze des Servius Tullius³⁾ scheinen billig und vernünftig zu sein, da sie die Rechte der Bürger nach Maßgabe ihres Vermögens ordnen, und doch konnte man die Römer nie dahin bringen, sich denselben ruhig zu unterwerfen.

Zu jener Zeit gab es zwischen einer strengen, eifersüchtigen aristokratischen Regierung, welche es mit unzufriedenen Unterthanen zu thun hatte, und einer stürmischen, von Parteien beunruhigten demokratischen kein Mittel Ding. Heut zu Tage gibt es in Europa von einem Ende bis zum andern keine Republik, die sich nicht durch Gerechtigkeit, Milde und Dauerhaftigkeit auszeichnete und der Republik Marseille, Rhodus oder den berühmtesten des Alterthums gleichstände oder sie gar überträte. Fast alle sind gut regierte Aristokratien.

Drittens gibt es noch manche andere Umstände, in denen, soweit es das Glück und die Vermehrung des Menschengeschlechts angeht, die alten Nationen unter den neueren zu stehen scheinen. Handel, Manufacturen und Gewerbefleiß blühten in früheren Zeiten nirgends so sehr als gegenwärtig in Europa. Das einzige Kleidungsstück der Alten, der Männer und der Frauen, scheint eine Art Flanell gewesen zu sein, das sie gewöhnlich weiß oder grau färbten und das sie stets von Neuem reinigten, so oft es schmutzig geworden war. Tyrus, welches vor seiner Zerstörung durch Alexander nächst Carthago die größte Handelsstadt am Mittelländischen Meere war, war keine sehr große Stadt, wenn wir dem Berichte Arrians über die Zahl ihrer Einwohner Glauben schenken wollen.⁴⁾ Es wird gewöhnlich angenommen, Athen sei eine Handelsstadt gewesen; aber es war nach Herodot⁵⁾ vor dem Perserkriege ebenso bevölkert, als zu irgend einer späteren Zeit; dennoch war sein Handel damals so unbedeutend, daß, wie derselbe Geschichtschreiber angibt⁶⁾, die benachbarten Küsten von Asien von den Griechen ebenso wenig besucht wurden, als die Säulen des Hercules; denn über diese reichten seine Vorstellungen nicht hinaus.

Hohe Zinsen und große Handelsgewinne sind ein untrügliches Zeichen, daß Gewerthätigkeit und Handelsverkehr noch in der Kindheit sind. Wir lesen bei Hyfias,⁷⁾ daß an einer Schiffsladung im Werthe von zwei Talenten (9000 M.), die nicht weiter als von

¹⁾ Das: *

²⁾ Das: 74.

³⁾ Livius Bch. 1, Kap. 43.

⁴⁾ Bch. 2, 24. Es wurden während der Belagerung 8000 getödtet, und die Gefangenen beliefen sich auf 30000. Diod. Sic. Bch. 17, 46 gibt nur 13000 an und erklärt diese Zahl dadurch, daß er sagt, die Tyrier hätten vorher einen Theil ihrer Frauen und Kinder nach Carthago gefandt.

⁵⁾ Bch. 5, 97. Er nimmt die Zahl der Bürger zu 30000 an.

⁶⁾ Derf. 8, 132.

⁷⁾ Rede 32. Gegen Diogit.

Athen bis nach dem adriatischen Meere versandt wurde, ein Profit von 100 Proc. gemacht wurde; und doch wird dies nicht als ein Beispiel von einem außerordentlichen Gewinn angeführt. Antidorus, sagt Demosthenes,¹⁾ kaufte ein Haus für drei und ein halbes Talent und vermietete es für ein Talent jährlich, und der Redner tabelte seine Vormünder, daß sie sein Geld nicht ebenso vortheilhaft ausgenüßt hätten. Mein Vermögen, sagt er, hätte sich in den elf Jahren meiner Minderjährigkeit verdreifachen müssen. Den Werth von 20 Sklaven, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, berechnete er je auf 40 Minen (30 M.) und den jährlichen Gewinn ihrer Arbeit auf zwölf.²⁾ Die niedrigsten Zinsen in Athen waren 2 Proc.³⁾ (denn oft wurden höhere bezahlt,⁴⁾ und diese mußten monatlich entrichtet werden. Ohne bei dem hohen Zinsfuße zu verweilen, zu welchem die ungeheuren bei den Wahlen vertheilten Summen das Geld zu Rom in die Höhe getrieben hatte,⁵⁾ so finden wir, daß Verres vor jener Zeit der Parteilungen 24 Proc. für das Geld festgesetzt hatte, was er in den Händen der Zolleinnehmer ließ. Und obgleich Cicero hierüber ein Geschrei erhebt, so geschieht es nicht des unerhörten Wuchers wegen, sondern weil es niemals Sitte gewesen war, von solchem Gelde Zinsen zu nehmen.⁶⁾ Nach der Einführung des Kaiserthums sank in Rom der Zinsfuß allerdings; aber er stand niemals lange so tief, wie in den Handelsstaaten der Neuzeit.⁷⁾

Unter andern Unbequemlichkeiten, welche die Befestigung von Decelia durch die Lacedaemonier den Atheniensern brachte, führt Thuchydides⁸⁾ als eine der wichtigsten die an, daß sie ihr Getreide von Euboa nicht zu Lande durch Dropus abholen konnten; sondern genöthigt waren, es einzuschiffen und um das Vorgebirge Sinium zu fahren. Es ist dies ein Beweis von der Unvollkommenheit der alten Schifffahrt! Denn dieser Seeweg ist nicht über doppelt so weit, als der Landweg.

Ich erinnere mich nicht, bei irgend einem alten Schriftsteller eine Stelle gelesen zu haben, welche das Wachsthum einer Stadt der Anlegung der Manufacturen zuschreibt. Der Handel, dem man Bedeutung zuschreibt, besteht hauptsächlich in dem Austausch derjenigen Waaren, welche auf den verschiedenen Bodenarten und den verschiedenen Klimaten hervorgebracht wurden. Der Verkauf von Wein und Del nach Afrika bildete nach Diodorus Siculus⁹⁾ die Grundlage für den Reichthum Agrigents. Die Lage der Stadt Sybaris war nach demselben Schriftsteller¹⁰⁾ der Grund für ihre ungeheure Bevölkerung,

¹⁾ Rede gegen Aiphobos.

²⁾ Das.

³⁾ Das.

⁴⁾ Das. und Aeschines gegen Aestiphos 104.

⁵⁾ Briefe an Atticus Bch. 4, Br. 15.

⁶⁾ Reden gegen Verres 3, 71.

⁷⁾ Siehe Essay 5.

⁸⁾ Bch. 7, 28.

⁹⁾ Bch. 13, 81.

¹⁰⁾ Bch. 12, 9.

indem sie an den beiden Flüssen Crathys und Sybaris lag. Aber wir müssen bemerken, daß diese beiden Flüsse nicht schiffbar waren; sie konnten bloß einige fruchtbare Thäler für den Feld- und Gartenbau abgeben, ein Vortheil von so geringer Bedeutung, daß ein moderner Schriftsteller von ihm kaum Notiz genommen haben würde.

Die Barbarei der alten Thyrannen und die große Liebe zur Freiheit, welche jenes Zeitalter befeelte, hätte jeden Kaufmann und Manufacturisten vertreiben und den Staat entvölkern müssen, wenn er auf Gewerthätigkeit und Handel begründet gewesen wäre. Als der grausame und argwöhnische Dionysius seine Schächtereien ausführte, wer würde da wohl zurückgeblieben sein und sich einer so unerböthlichen Barbarei ausgesetzt haben, der nicht durch seinen Grundbesitz gehalten wurde und eine Kunst oder Geschicklichkeit besaß, durch die er sich in einem andern Lande seinen Unterhalt verschaffen konnte? Die Verfolgungen Philipps des II. und Ludwigs des XIV. füllten ganz Europa mit Manufacturisten aus Flandern und Frankreich.

Ich gebe zu, daß der Ackerbau in erster Linie eine für das Leben des Volkes nothwendige Gattung der Industrie ist, und es ist möglich, daß diese Industrie selbst dort in Blüthe stehen kann, wo die Manufacturen und andere Künste unbekannt sind oder keine Pflege genießen. Die Schweiz ist dafür gegenwärtig ein bemerkenswerthes Beispiel, wo wir beides zugleich antreffen, die geschicktesten Landwirthe und die schlechtesten Kaufleute, die man in Europa nur finden kann. Wir haben Ursache zu vermuthen, daß der Ackerbau in Griechenland und Italien, wenigstens in einigen Theilen dieser Länder und zu gewissen Zeiten geblüht habe, und man darf es nicht für so wesentlich halten, daß die technischen Künste nicht denselben Grad der Vollendung erreicht hatten, besonders wenn wir die große Gleichheit des Besitzes in den antiken Republiken bedenken, wo jede Familie genöthigt war, ihr eignes kleines Feld, um davon leben zu können, mit größter Sorgfalt und angestrengtestem Fleiße zu beackern.

Aber ist es richtig aus dem Satze, daß der Ackerbau in einigen Fällen ohne Handel und Manufacturen blühen kann, den Schluß zu ziehen, daß sich der Ackerbau in einem großen Lande und auf lange Zeit allein halten könne? Gewißlich ist der natürlichste Weg, die Landwirtschaft aufzumuntern, der, daß man erst andere Arten von Industrie ins Leben ruft und dadurch dem Ackermann einen Markt für seine Waaren schafft, auf dem er Artikel für solche Güter eintauschen kann, die ihm nützlich und angenehm sind. Dies Mittel ist ein untrügliches und allgemeines und da es in modernen Staaten mehr zur Geltung gelangt, als in den antiken, so können wir daraus die Vermuthung auf eine stärkere Bevölkerung der ersteren ziehen.

Jedermann ist im Stande, Landwirth zu spielen, sagt Xenophon¹⁾; dazu gehört nicht viel Kunst und Geschicklichkeit. Es kommt nur auf Fleiß und Aufmerksamkeit bei der Arbeit an. Das ist ein schlagender

¹⁾ Landwirthschaft 15, 10.

Beweis, meint Columella, daß zu Xenophons Zeiten der Ackerbau nur wenig bekannt war.

Sollten alle unsere späteren Erfindungen und Verfeinerungen nichts zum bequemen und leichten Leben der Menschen und mithin zu ihrer Fortpflanzung und Vermehrung beigetragen haben? Unsere größere technische Fertigkeit; die Entdeckung neuer Welten, wodurch der Handel so sehr erweitert worden ist, die Errichtung der Post und der Gebrauch des Wechsels, alle diese Dinge scheinen außerordentlich zweckmäßig zu sein, um Kunst und Industrie zu beleben und die Bevölkerung zu vermehren. Wie viel Schaden würden wir jeglichem Geschäft und jeder Arbeit zufügen und wie viele Familien würden alsbald vor Hunger und Entbehrung zu Grunde gehen, wenn wir alle jene Dinge aufheben wollten? Und es scheint nicht, daß wir an die Stelle aller jener neuen Erfindungen andere Vorkehrungen treffen könnten, welche denselben Nutzen bieten würden.

Haben wir Ursache zu glauben, daß die Polizei der antiken Staaten irgendwie mit der modernen verglichen werden kann, oder daß die Leute in der Heimath oder auf ihren Reisen zu Wasser und zu Land ehemals ebenso sicher waren wie jetzt? Ich zweifle nicht, daß ein Jeder, der die Sache unparteiisch prüft, in dieser Beziehung uns den Vorzug geben wird.

Wenn wir nun im Ganzen einen Vergleich anstellen, so scheint es unmöglich zu sein, einen triftigen Grund anzugeben, warum die Welt in antiken Zeiten sollte stärker bevölkert gewesen sein, als in modernen. Die Gleichheit des Vermögens bei den Alten, die Freiheit und die Eintheilung in kleine Staaten waren allerdings der Fortpflanzung des Menschengeschlechts günstige Umstände; allein ihre Kriege waren blutiger und verheerender, ihr Staatsleben war ohne Dauer und Festigkeit, von Parteilungen zerrissen, der Handel und die Manufacturen waren ohne Bedeutung und Leben und die Sicherheitsbehörde war durchweg locker und ungeordnet. Die nachtheiligen Umstände scheinen den Vortheilen vollkommen die Waage zu halten und das Gegentheil von dem zu beweisen, was man gewöhnlich von dieser Sache anzunehmen pflegt.

Aber, wird man einwenden, bei Thatfachen sind Vernunftschlüsse nicht am Plage. Wenn es klar ist, daß die Welt zu jener Zeit stärker bevölkert war als jetzt, so dürfen wir uns versichert halten, daß unsere Schlüsse falsch sind und wir bei der Vergleichung einen wesentlichen Umstand übersehen haben. Dies gebe ich gern zu und gestehe, daß alle unsere bisherigen Schlüsse bloßes Spielwerk oder höchstens kleine Scharmützel oder unbedeutende Gesechte waren, welche nichts entscheiden. Aber unglücklicherweise kann die Hauptschlacht, in der wir die Thatfachen einander gegenüberstellen, nicht entscheidender ausfallen. Die Thatfachen, welche uns von den alten Schriftstellern überliefert werden, sind entweder so ungewiß oder so unvollkommen, daß sie in dieser Sache gar keinen Ausschlag geben. Wie kann es in der That anders sein? Selbst die Thatfachen, welche wir ihnen entgegensetzen müßten, um die Bevölkerung der modernen Staaten zu

berechnen, sind weit davon entfernt, sicher und vollständig zu sein. Manche Berechnungen, die von berühmten Schriftstellern gemacht wurden, ruhen auf nicht viel besserem Grunde, als diejenigen des Kaisers Heliogabalus, welcher die ungeheure Größe Roms abschätzte, gestützt auf die zehn tausend Pfund Spinnweben, welche man in jener Stadt gefunden hatte.

Man muß bedenken, daß alle Zahlenangaben in den alten Handschriften unsicher und mehr, als andere Theile des Textes corrumpt sind. Den Grund dafür sieht man leicht ein. Eine jede andere Aenderung stört entweder den Sinn oder die Grammatik und kann von dem Leser und Abschreiber leichter bemerkt werden.

Es sind uns zu wenig Nachrichten über die Zahl der Einwohner irgend eines Landstriches von glaubwürdigen alten Schriftstellern hinterlassen worden, als daß wir eine hinreichend tiefe Einsicht gewinnen könnten, um eine Vergleichung darauf zu bauen.

Es ist wahrscheinlich, daß in jenen Zeiten eine gute Grundlage für die Zählung der Bürger einer freien Stadt vorhanden war, weil sie alle an der Regierung Theil nahmen, und man ein genaues Register über sie führte. Da aber die Zahl der Sklaven selten erwähnt wird, so bleiben wir in der alten Ungewißheit stecken, selbst in Betreff der Bevölkerung einzelner Städte.

Das erste Blatt des Thuchydides ist nach meiner Ansicht der Anfang einer wirklichen Geschichte. Alle früheren Erzählungen sind mit Mythe¹⁾ so sehr untermischt, daß ein Philosoph sie zum größten Theile den Dichtern und Rednern zur Ausschmückung ihrer Werke überlassen muß.²⁾

Was die ältesten Zeiten anbelangt, so sind die Angaben über die Bevölkerungsmenge oft lächerlich und entbehren jeglicher Glaubwürdigkeit. Die freien Bürger von Sybaris, welche die Waffen tragen konnten und wirklich ins Feld zogen, waren 300,000 an der Zahl. Sie lieferten bei Siagra 100,000 Bürgern von Crotona, einer andern benachbarten griechischen Stadt, ein Treffen und wurden geschlagen. So erzählt Diodorus Siculus³⁾ und das mit vollem Ernste. Strabo⁴⁾ gibt die Zahl der Sybariten in derselben Höhe an.

¹⁾ Ael. Lampridus. „Leben des Heliogabalus“ Kap. 26.

²⁾ Im Ganzen ist bei den alten Historikern mehr Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, aber weniger Genauigkeit und Sorgfalt, als bei den neueren zu finden. Unser Parteigeiz, besonders das religiöse umnebelt unsern Geist so sehr, daß man die Unparteilichkeit Gegnern und Kettern gegenüber für ein Laster oder eine Schwäche anzusehen scheint. Da aber die Bücher durch den Druck so allgemeine Verbreitung gefunden haben, so müssen neuere Historiker sorgfältig darauf bedacht sein, Widersprüche und Ungereimtheiten zu vermeiden. Diodorus Sic. ist ein guter Schriftsteller, aber es ist mir peinlich zu sehen, daß seine Erzählungen in so vielen Stücken den beiden glaubwürdigsten Darstellungen aus der griechischen Geschichte, nämlich Xenophons Anabasis und Demosthenes Neben widersprechen. Plutarch und Appian scheinen nicht einmal die Briefe Cicero's gelesen zu haben.

³⁾ Bk. 12, 9.

⁴⁾ Bk. 6, 26.

Wenn Dioborus Siculus ¹⁾ die Zahl der Einwohner von Agrigent, als es von den Carthagern zerstört wurde, angibt, sagt er, daß dieselbe aus 20,000 Bürgern und 200,000 Fremden bestanden habe, ungerechnet die Sklaven, die in einer so reichen Stadt, wie er sie darstellt, vermuthlich zum wenigsten ebenso zahlreich gewesen sein müssen. Wir müssen bemerken, daß die Frauen und Kinder in dieser Zahl nicht eingeschlossen sind und daß in Folge dessen diese Stadt im Ganzen nahe an zwei Millionen Einwohner gehabt habe. ²⁾ Und was war der Grund einer so ungeheuren Volksmenge? Die Agrigenter waren sehr fleißig in der Bewirthschaftung der benachbarten Felder, die nicht viel mehr als eine kleine englische Grafschaft ausmachten, und verkauften ihren Wein und ihr Del nach Afrika, das diese Dinge zu jener Zeit nicht hervorbrachte.

Ptolemaeus ³⁾, sagt Theokrit, herrschte über 33,339 Städte. Ich glaube, daß er diese Zahl ihrer Sonderbarkeit wegen angab. Dioborus Sic. ⁴⁾ rechnet auf Egypten drei Millionen Einwohner, was eine geringe Zahl ist; aber zugleich berechnet er die Zahl der Städte auf 18,000, was sich offenbar widerspricht.

Er sagt ⁵⁾, die Einwohner seien früher sieben Millionen stark gewesen. So werden die alten Zeiten immer sehr beneidet und bewundert.

Ich will gern glauben, daß das Heer des Xerxes außerordentlich groß gewesen ist, sowohl wegen der großen Ausdehnung seines Reiches, als auch der Gewohnheit der östlichen Völker wegen, ihr Lager mit einem überflüssigen Troße zu belasten; aber wird wohl irgend ein vernünftiger Mensch die wunderbaren Erzählungen eines Herodot als glaubwürdig anführen? Ich gestehe, in der Ueberlegung, die Xystas ⁶⁾ über diesen Gegenstand anstellt, liegt etwas sehr vernünftiges. Wenn das Heer des Xerxes nicht unglaublich groß gewesen wäre, sagt er, so würde er niemals eine Brücke über den Hellespont geschlagen haben; es würde viel leichter gewesen sein, wenn er die Leute eine so kurze Ueberfahrt mit seinen zahlreichen Schiffen hätte machen lassen.

Polybius sagt ⁷⁾, daß die Römer zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege, als ihnen ein Einfall der Gallier drohte, alle ihre eignen und ihrer Bundesgenossen Streitkräfte gemustert und gefunden hätten, daß sie sieben hundert tausend waffenfähige Männer ausmachten. Wahrlich eine große Zahl, welche, wenn man die Sklaven hinzurechnet, wahrscheinlich nicht geringer, wenn nicht vielmehr weit größer ist, als welche jener Landstrich heute zu stellen

¹⁾ Buch 13, 90.

²⁾ Diogenes Laertius (Leben des Empedocles) sagt, daß Agrigent 800,000 Einwohner hatte.

³⁾ Idylle 17.

⁴⁾ Buch 1, 18.

⁵⁾ Ders. an ders. Stelle.

⁶⁾ Leichenrede 193.

⁷⁾ Buch 2, 24.

im Stande ist. ¹⁾ Die Auszählung scheint mit einiger Genauigkeit vorgenommen zu sein; denn Polybius erzählt uns die Einzelheiten und besondern Umstände. Aber hat man diese Zahl nicht vielleicht übertrieben, um das Volk zu ermuthigen?

Dioborus Siculus ²⁾ bringt aus derselben Auszählung beinahe eine Million heraus. Diese Abweichung ist verdächtig. Er setzt auch ohne Weiteres voraus, daß Italien zu seiner Zeit nicht so bevölkert war, und das ist ein anderer verdächtiger Umstand. Denn wer kann glauben, daß die Einwohner jenes Landes abgenommen hätten, in der Zeit vom ersten punischen Kriege bis zum Triumvirat?

Julius Cäsar hat sich nach dem Berichte des Appian ³⁾ mit vier Millionen Galliern herumgeschlagen, eine Million getödtet und eine gefangen genommen. ⁴⁾ Gesezt, die Größe eines feindlichen Heeres und die Zahl der Gefallenen könnte genau angegeben werden, was doch niemals möglich ist, wie konnte man wissen, wie oft dieselben Leute zum Heere zurückkehrten, oder wie konnte man die alten Soldaten von den neuen unterscheiden? Solche nachlässige und übertriebene Berechnungen verdienen keine Beachtung, besonders wenn die Schriftsteller uns nicht melden, worauf sich diese Berechnungen stützen.

Paterculus ⁵⁾ berechnet die von Cäsar getödteten Gallier nur auf 400,000 Mann, und diese Nachricht ist weit wahrscheinlicher und läßt sich weit leichter mit der Geschichte dieser Kriege, welche der Eroberer selbst in seinen Commentarien ⁶⁾ geschrieben hat, in Einklang bringen. Die blutigsten von diesen Schlachten wurden gegen die Helvetier und Germanen geschlagen.

Man sollte denken, daß jeder Zug in dem Leben und den Thaten des älteren Dionysius als verbürgt und frei von allen fabelhaften Uebertreibungen angesehen werden könnte, theils weil er zu einer Zeit lebte, in der die Literatur Griechenlands am meisten blühte, theils weil Philotus sein hauptsächlichster Geschichtsschreiber war, ein Mann, von dem man zugeben muß, daß er ein großer Geist gewesen ist, und der als Minister des Fürsten an dessen Hofe

¹⁾ Das Land, das diese Anzahl aufbrachte, machte nicht über den dritten Theil von Italien aus, nämlich den Kirchenstaat, Toscana und einen Theil des Königreichs Neapel. Aber vielleicht gab es in jenen früheren Zeiten sehr wenig Sklaven, ausgenommen vielleicht in Rom oder den großen Städten.

²⁾ Buch 2, Kap. 47.

³⁾ Celtica S. 2.

⁴⁾ Plutarch (Leben Cäsars 15) gibt die Zahl der Feinde, mit denen Cäsar gekämpft hat, nur zu drei Millionen, Julian zu zwei Millionen an.

⁵⁾ Buch 2, Kap. 47.

⁶⁾ Plinius (Buch 7, R. 25) sagt, daß Cäsar damit prahlte, in den Schlachten, die er geliefert habe, seien von den Feinden 1,192,000 Mann gefallen ohne diejenigen, welche in den Bürgerkriegen ungenommen seien. Es ist nicht wahrscheinlich, daß jener Eroberer in seiner Berechnung auf Genauigkeit Anspruch machen konnte. Aber wenn wir die Richtigkeit zugeben, so kommt vermuthlich nahezu die Hälfte von dieser Zahl auf die von ihm geschlagenen Helvetier, Germanen und Britannier.

lebte. Aber kann man glauben, daß er eine stehende Armee von 100,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Cavallerie und eine Flotte von 400 Fahrzeugen unterhalten habe? ¹⁾ Wir wollen bemerken, daß dies Soldtruppen waren, die gerade so wie unsere europäischen Heere, von der Löhnung lebten. Denn die Bürger waren alle entwaffnet, und als Dionys später in Sicilien einfiel und seine Landsleute aufforderte, sich ihre Freiheit wiederzuerobern, mußte er Waffen mitbringen, die er unter diejenigen austheilte, welche zu ihm stießen. ²⁾ Ein Staat, in welchem blos Ackerbau blüht, kann viele Einwohner haben, und wenn diese alle bewaffnet und disciplinirt sind, so kann bei Gelegenheit eine große Macht ins Feld gestellt werden; aber eine große Masse von Soldtruppen kann niemals unterhalten werden, es sei denn, daß der Handel groß, die Manufacturen zahlreich oder die Besitzungen von großem Umfange sind. Die vereinigten Provinzen (die Niederlande) haben nie eine solche Macht zu Wasser und zu Lande besessen, wie sie Dionys gehabt haben soll, dennoch ist ihr Gebiet ebenso groß und vollkommen gut angebaut, und durch ihren Handel und Gewerbfleiß sind ihre Hülfquellen weit bedeutender. Diodorus Sic. räumt ein, daß auch zu seiner Zeit die Größe des Dionysischen Heeres Manchem unglaublich vorgekommen sei. Damit ist, wie ich es mir auslege, gesagt, daß Alles ganz und gar erdichtet war und jene Meinung durch die übertriebene Schmeichelei der Höflinge und vielleicht durch die Eitelkeit und Klugheit des Tyrannen selbst hervorgerufen wurde.

Es ist ein häufiger Irrthum, daß man die verschiedenen Zeiten des Alterthums als eine einzige Periode ansieht und die Einwohnerzahl der großen Städte, welche die alten Schriftsteller angeben, so zusammenrechnet, als wenn sie alle zu derselben Zeit vorhanden gewesen wären. Die griechischen Colonien standen in Sicilien zur Zeit Alexanders in der höchsten Blüthe, aber zur Zeit des Augustus waren sie so sehr in Verfall gerathen, daß fast alles, was jene fruchtbare Insel hervorbrachte, in Italien verzehrt wurde. ³⁾

Wir wollen nun die Zahl der Einwohner untersuchen, welche die einzelnen Städte im Alterthume gehabt haben sollen, und ohne uns um die Einwohnerzahl von Ninive, Babylon und dem ägyptischen Theben zu kümmern, wollen wir unsere Untersuchung auf den Umfang der wirklichen Geschichte, auf die griechischen und römischen Staaten beschränken. Ich muß gestehen, je mehr ich über diesen Gegenstand nachdenke, desto mehr bin ich geneigt zu bezweifeln, daß die Bevölkerung der antiken Zeiten so groß gewesen ist, wie man annimmt.

Plato ⁴⁾ sagt, daß Athen eine sehr große Stadt gewesen sei,

¹⁾ Diodorus Sic. B. 2, 5.

²⁾ Plutarch, Leben des Dionys. 25.

³⁾ Strabo Buch 6, 273.

⁴⁾ Apologie 29.

und es war gewiß die größte von allen griechischen Städten ¹⁾, wenn man Syracus ausnimmt, das zur Zeit des Thucydides ²⁾ beinahe von demselben Umfange gewesen ist und später darüber hinausging. Denn Cicero ³⁾ redet von ihr, als von der größten aller griechischen Städte seiner Zeit, indem er, wie ich glaube, Antiochien und Alexandrien nicht dazu rechnet. Athenaeus ⁴⁾ sagt, daß bei der Zählung des Demetrius Phalareus in Athen 21,000 Bürger, 10,000 Fremde, 400,000 Sklaven lebten. Auf diese Zahl stützen sich diejenigen, deren Ansicht ich bekämpfe, und halten sie für einen Hauptbeweis. Aber nach meiner Ansicht ist keine kritische Bemerkung sicherer, als daß Athenaeus und Ctesiles, welchen er citirt, sich hier geirrt haben, und daß die Zahl der Sklaven wenigstens um eine ganze Stelle erhöht ist, und man sie nicht höher als 40,000 annehmen darf.

Erstens, wenn die Zahl der Bürger von Athenaeus ⁵⁾ zu 21,000 angegeben wird, so sind darunter nur Erwachsene zu verstehen. Denn 1) Herodot ⁶⁾ sagt, daß Aristagoras, ein Gesandter der Ionier, es schwerer gefunden habe, einen einzigen Spartaner zu betrogen, als 30,000 Athener, indem er damit so zu sagen den ganzen Staat andeuten wollte, der aus einer Volksversammlung bestand, von welcher Frauen und Kinder ausgeschlossen waren. 2) Thucydides ⁷⁾ sagt, daß, wenn man diejenigen Bürger abrechne, die sich auf der Flotte, in dem Heere und in den Besatzungen befanden oder wegen privater Geschäfte verhindert waren, die Volksversammlung der Athener niemals fünf Tausend stark gewesen sei. 3) Die Stärke der Truppen, die aus lauter Bürgern bestanden, wird von demselben Geschichtsschreiber ⁸⁾ berechnet und auf 13,000 schwer bewaffneter Infanterie angegeben; sie bestätigt ebenfalls die Gewohnheit, nur die erwachsene männliche Bevölkerung zu zählen, wie ja auch alle griechischen Geschichtsschreiber in dieser Weise rechnen, welche stets nur die Erwachsenen meinen, wenn sie die Zahl der Bürger einer Republik angeben. Da aber diese nur den vierten Theil der Einwohner ausmachen, so gab es dieser Nachricht zufolge 84,000 freie Athener, 40,000 Fremde, und die Sklaven, wenn wir die kleinste Zahl annehmen und zugeben wollen, daß sie sich ebenso

¹⁾ Argos scheint ebenfalls eine große Stadt gewesen zu sein, denn Lyfias begnügt sich damit zu sagen, sie sei nicht größer als Athen gewesen. Rede 34.

²⁾ Buch 4. Siehe auch Plutarch in „Leben des Nicias“ 17.

³⁾ Rede gegen Verres Buch 4, Kap. 52. Strabo Buch 4, 270. sagt, daß sie 22 Meilen im Umfange gehabt habe. Aber wir müssen auch bedenken, daß diese Stadt zwei Häfen enthielt, von denen der eine sehr groß war und als eine Art Meerbusen angesehen werden konnte.

⁴⁾ Buch 6, Kap. 20.

⁵⁾ Demosthenes gibt 20,000 an, „Gegen Aristogiton.“

⁶⁾ Buch 5, 99.

⁷⁾ Buch 8, 72.

⁸⁾ Buch 2, 13. Die Angabe des Diodorus stimmt damit ganz überein Buch 12. 40.

verheirathet und vermehrt haben, wie die freien Bürger, machten 160,000 aus, so daß die Gesamtbevölkerung von Athen 284,000 betrug, eine gewiß hinreichend große Zahl. Die andere Angabe 1,720,000 macht Athen größer, als London und Paris zusammen.

Zweitens gab es in Athen nur 10,000 Häuser.¹⁾

Drittens. Obgleich der Umfang der Mauern, wie ihn Thuchydes²⁾ angibt, groß ist (nämlich achtzehn engl. Meilen, die Küste nicht gerechnet), so sagt Xenophon³⁾ doch, daß es innerhalb der Mauern sehr viele freie Plätze gegeben habe. Es scheint in der That, daß dieselben vier verschiedene und getrennte Städte mit einander verbunden.⁴⁾

Viertens wird von den Historikern niemals ein Aufstand der Sklaven erwähnt oder nur die Anzeichen eines solchen, wenn wir einen Aufruhr der Bergleute ausnehmen.⁵⁾

Fünftens behandelten die Athener, wie Xenophon⁶⁾, Demosthenes⁷⁾ und Plautus⁸⁾ bezeugen, ihre Sklaven ungemein artig und milde, was niemals hätte der Fall sein können, wenn die Zahl der Sklaven zu ihren Herren in dem Verhältniß von Zwanzig zu Eins gestanden hätte. So ungünstig war das Verhältniß in keiner von unsern Colonien, und dennoch sind wir genöthigt, ein strenges militärisches Regiment gegen die Neger zu führen.

Sechstens kann man niemals Jemanden wegen seines Besitzes für reich halten, der nur so viel oder auch das drei oder vierfache von dem hat, als ihm bei gleicher Gütervertheilung in einem Lande zukommen würde. So rechnen einige, daß jede Person in England durchschnittlich täglich sechs Pence (50 Pf.) verzehre, und doch wird der noch für arm gehalten, der die fünffache Summe aufwenden kann. Nach Aeschines⁹⁾ soll Timarchus in guten Umständen gelebt haben, obgleich er nicht mehr als zehn Sklaven hatte, welche in Manufacturen beschäftigt waren. Xstias und sein Bruder, zwei Fremde, wurden von den dreißig Tyrannen ihres Reichthums wegen verbannt, obgleich sie nur sechzig Sklaven besaßen.¹⁰⁾ Demosthenes

¹⁾ Xenophon. Memor. B. 3, 6, 14.

²⁾ Buch 2, 13.

³⁾ Die Verbesserung der Einkünfte 2, 6.

⁴⁾ Wir müssen bemerken, daß wenn Dionysius von Halicarnas sagt: wenn man die alten Mauern von Rom ansieht, so sollte man denken, diese Stadt sei nicht größer gewesen als Athen, er nur die Akropolis und die hohe Stadt im Sinne haben kann. Kein alter Schriftsteller spricht von Pyraeus, Phalerus und Munychia, als ob es mit Athen gleichbedeutend wäre. Viel weniger kann man annehmen, daß Dionysius es that, nachdem die Mauern des Simon und Pericles schon zerstört waren, und Athen von diesen andern Städten ganz getrennt lag. Diese Bemerkung wirft alle Schlüsse des Bossius über den Haufen und bringt einen vernünftigen Sinn in diese Berechnungen.

⁵⁾ Athen. B. 6, 104.

⁶⁾ Neben den athen. Staat. 1.

⁷⁾ Philipp. B. 3, 1.

⁸⁾ Cicero. 3. 1. 39.

⁹⁾ Gegen Timarch. 42.

¹⁰⁾ Rede 12.

hatte von seinem Vater eine reiche Hinterlassenschaft angetreten, und doch hatte er nicht mehr als zweiundfünfzig Sklaven.¹⁾ Seine Werkstatt mit zwanzig Tischler-Tapezierern galt für eine sehr bedeutende Manufactur.²⁾

Siebtentens. Während des decelianischen Krieges, wie die griechischen Historiker ihn nennen, rissen 20,000 Sklaven aus, und die Athenienser geriethen dadurch in große Noth, wie wir von Thuchydes erfahren.³⁾ Das hätte nicht der Fall sein können, wenn diese Sklaven nur den zwanzigsten Theil des ganzen Bestandes ausgemacht hätten. Die besten Sklaven werden nicht fortlaufen.

Achtens macht Xenophon einen Entwurf, wie das Gemeinwesen 10,000 Sklaven unterhalten könnte, und daß es möglich ist, sagt er, eine so große Anzahl zu unterhalten, wird jeder zugeben, der bedenkt, wie groß die Zahl war, die wir vor dem decelianischen Kriege hatten. Eine solche Sprache stimmt ganz und gar nicht mit der großen Zahl des Athenaeus.

Neuntens war das gesammte Einkommen des atheniensischen Staates auf 6000 Talente abgeschätzt. Und obgleich die Zahlen in den alten Manuscripten von den Kritikern oft für verdächtig gehalten werden, so ist gegen diese hier doch nichts einzuwenden, theils weil Demosthenes⁴⁾, der sie angibt, auch zugleich die näheren Umstände angibt, aus denen er sie berechnet hat, theils weil Polybius⁵⁾ dieselbe Summe anführt und darüber Betrachtungen anstellt. Nun konnte der geringste Sklave durch seine Arbeit täglich einen Obolus über seinen Unterhalt hinaus verdienen, wie wir von Xenophon⁶⁾ wissen, der da sagt, daß der Aufseher des Nicias seinem Herrn diese Summe für die Sklaven bezahlt habe, die er in den Bergwerken arbeiten ließ. Wenn man sich die Mühe geben will, den Erwerb von 400,000 Sklaven nur für vier Jahre zu berechnen und dabei für jeden Sklaven täglich einen Obolus in Anschlag zu bringen, so wird man finden, daß eine Summe von mehr als 12,000 Talente herauskommt, selbst wenn man die große Menge der atheniensischen Feiertage in Abrechnung bringt. Außerdem werden viele der Sklaven durch ihr Handwerk weit mehr verdient haben. Der niedrigste Anschlag, den Demosthenes für einen von den Sklaven seines Vaters⁷⁾ macht, beträgt zwei Minen. Und wenn wir diesen Anschlag annehmen, so gestehe ich, daß es noch etwas schwierig ist, selbst die Anzahl von 40,000 Sklaven mit der Vermögensabschätzung von 6000 Talenten in Einklang zu bringen.

¹⁾ Gegen Aphobos.

²⁾ Das.

³⁾ Buch 7, 27.

⁴⁾ Ueber Verbesserung der Einkünfte 4, 25.

⁵⁾ Ueber die Flotte.

⁶⁾ Buch 2, Kap. 62.

⁷⁾ Ueber die Verbesserung der Einkünfte 4, 14.

⁸⁾ Gegen Aphobos.

Zehntens sagt Thucydides ¹⁾, daß in Chios mehr Sklaven gewesen seien, als in allen griechischen Städten, Sparta ausgenommen. Sparta hatte also im Verhältniß zu der Zahl der Bürger mehr Sklaven als Athen. Nun gab es 9000 Spartaner in der Stadt und 30,000 auf dem Lande. ²⁾ Die erwachsenen männlichen Sklaven müßten also mehr als 780,000 betragen haben; sämmtliche Sklaven zusammen mehr als 3,120,000. Das ist aber eine Zahl, welche von einem kleinen armen Lande, wie Lakonien, das keinen Handel hatte, unmöglich ernährt werden konnte. Wären die Heloten so zahlreich gewesen, so würde die Ermordung von 2000, welche Thucydides ³⁾ erwähnt, sie zum Aufruhr gereizt, nicht aber geschwächt haben.

Uebrigens müssen wir bedenken, daß die Zahl, welche Athenaeus angibt ⁴⁾, wie groß sie auch immer sein mag, alle Einwohner von Attika und von Athen umfaßt. Die Athenienser liebten das Landleben sehr, wie wir von Thucydides ⁵⁾ wissen, und als sie während des peloponnesischen Krieges durch den Einfall der Feinde sämmtlich in die Stadt getrieben wurden, konnte die Stadt sie nicht alle fassen, und sie waren gezwungen, in den Säulenhallen, den Tempeln und selbst auf den Straßen zu liegen, weil es an Wohnungen fehlte. ⁶⁾

Dieselbe Bemerkung gilt auch für andere griechische Städte, und wenn die Zahl der Bürger angegeben wird, so haben wir stets die Einwohner der Stadt und des benachbarten Landes darunter zu verstehen. Trotz alledem muß man doch bekennen, daß Griechenland ein sehr volkreiches Land war und weit volkreicher, als man von ihm, das doch von Natur nicht sehr fruchtbar war und aus andern Gegenden kein Getreide bezog, in Anbetracht seiner geringen Ausdehnung hätte glauben sollen. Denn mit Ausnahme von Athen, das des Getreides wegen mit dem Pontus in Handelsverbindung stand, scheinen die übrigen Städte hauptsächlich von ihren benachbarten Ländereien gelebt zu haben. ⁷⁾

¹⁾ Buch 8, 40.

²⁾ Plutarch, Leben des Lysurg 8.

³⁾ Buch 4, 80.

⁴⁾ Derselbe Schriftsteller versichert, daß Corinth einmal 460,000 Sklaven und Megina 470,000 gehabt habe. Aber die obigen Gründe stehen mit diesen Dingen sehr in Widerspruch, die in der That ganz unsinnig und unmöglich sind. Es ist jedoch merkwürdig, daß Athenaeus für diese letztere Thatsache eine so bedeutende Autorität wie Aristoteles anführt; und der Scholiast des Pindar gibt dieselbe Zahl von Sklaven für Megina an.

⁵⁾ Buch 2, 14.

⁶⁾ Daff. Buch 2, 17.

⁷⁾ Demosth. gegen Lept. Die Athenienser holten jährlich 400,000 Medimnen oder Scheffel Korn aus Pontus, wie die Zollbücher zeigen. Und dies war der größere Theil ihrer Korneinfuhr. Damit ist sofort streng nachgewiesen, daß in der angeführten Stelle des Athenaeus ein großer Fehler steckt. Denn Attika war so arm an Korn, daß es nicht genug hervorbrachte, um nur die Bauern zu ernähren. Livius B. 43, K. 6. Und 400,000 Medimnen würden kaum 100,000 Menschen das ganze Jahr hindurch ernähren. Lucian sagt in seinem Navigium, daß ein Schiff, welches nach den Größenangaben, die er macht, ungefähr die Größe unserer Schiffe vom dritten Range gehabt zu

Von Rhodus ist bekannt, daß es einen ausgedehnten Handel hatte und in großem Ruße und Ansehn stand; dennoch hatte es blos 6000 wehrfähige Bürger, als es von Demetrius belagert wurde. ¹⁾

Theben war stets eine der bedeutendsten Städte Griechenlands ²⁾, aber es hatte weniger Bürger als Rhodus ³⁾. Phliasia war nach Xenophon ⁴⁾ eine kleine Stadt, dennoch finden wir, daß es 6000 Bürger gehabt hat. ⁵⁾ Ich getraue mich nicht, diese beiden Thatsachen in Einklang zu bringen. Vielleicht nennt Xenophon Phliasia deshalb eine kleine Stadt, weil es in Griechenland nur eine unbedeutende Rolle spielte und zu Sparta in einem Abhängigkeitsverhältniß stand, oder vielleicht weil das zu ihm gehörige Landgebiet sehr ausgedehnt war und die meisten Bürger bei der Bebauung desselben thätig waren und in den benachbarten Dörfern lebten.

Mantineia war so groß, als irgend eine Stadt in Arcadien ⁶⁾; folglich war es auch so groß als Megalopolis, das fünfzig Stadien oder sechs und eine viertel Meile ⁷⁾ im Umfange hatte. ⁸⁾ Aber Mantineia hatte blos 3000 Bürger. ⁹⁾ Die griechischen Städte enthielten also außer den Häusern oft Felder und Gärten, und wir dürfen sie nicht nach dem Umfange ihrer Mauern beurtheilen.

haben scheint, so viel Korn geführt habe, daß ganz Attika ein Jahr lang davon hätte leben können. Aber Athen war vielleicht zu jener Zeit in Verfall gerathen und außerdem ist es nicht klug, sich auf solche oberflächliche rhetorische Rechnungen zu verlassen.

¹⁾ Diodorus Sic. Buch 20, 84.

²⁾ Isocrates, Panegyricus.

³⁾ Diodorus Sic. B. 17, 14. Wir dürfen sicherlich annehmen, daß, als Alexander Theben angriff, fast alle Einwohner am Plage waren. Wer nur mit dem Geiste der Griechen und besonders mit dem der Thebaner bekannt ist, wird nicht auf den Verdacht kommen, daß irgend einer von ihnen sein Vaterland verlassen hätte, als es sich in der äußersten Gefahr und Noth befand. Als Alexander die Stadt mit Sturm nahm, mußten alle, welche die Waffen trugen, ohne Gnade über die Klinge springen; und es waren ihrer 6000 Mann. Darunter befanden sich etliche Fremde und freigelassene Sklaven. Die Gefangenen, welche aus Greisen, Frauen, Kindern und Sklaven bestanden, wurden verkauft und betrugen 30,000. Wir können daraus den Schluß ziehen, daß die freien Bürger in Theben, beide Geschlechter und alle Altersklassen zusammengenommen, nahe an 24,000, die Fremden und Sklaven über 12,000 betrug. Wir wollen bemerken, daß die Zahl der Letzteren verhältnißmäßig kleiner war als in Athen, was dadurch begreiflich wird, daß Athen mehr Handel und Gewerbe hatte, um die Sklaven zu ernähren und mehr Unterhaltung darbot, um die Fremden anzulocken. Ferner ist zu bedenken, daß die Zahl 36,000 die ganze Bevölkerung, sowohl in der Stadt Theben, als in dem benachbarten Landgebiete ausmachte. Man muß zugeben, daß dies eine sehr mäßige Zahl ist, und da diese Rechnung sich auf Thatsachen stützt, die nicht bestritten werden können, so muß man ihr in unserer Streitfrage großes Gewicht beilegen. Die oben erwähnte Anzahl der Rhodier waren gleichfalls alle freie und wehrfähige Einwohner der Insel.

⁴⁾ Geschichte Griechenlands B. 7, 2, 1.

⁵⁾ Das. B. 7.

⁶⁾ Polybius B. 2, Kap. 56.

⁷⁾ Engl. Meile = $\frac{2}{5}$ deutsche. U.

⁸⁾ Polybius B. 9, Kap. 20.

⁹⁾ Lysias Rede 34.

Athen hatte nicht mehr als 10,000 Häuser, und dennoch hatten die Mauern zusammen mit der Seeküste eine Länge von über zwanzig Meilen. Syrakus war zweiundzwanzig Meilen im Umfange, und doch wird von den Alten kaum jemals gesagt, daß es größer als Athen gewesen sei. Babylon war ein Quadrat von fünfzehn Meilen Breite oder sechzig Meilen Umfang; aber es enthielt große Ackerfelder und umzäunte Gärten, wie wir von Plinius wissen. Obgleich die Mauer des Aurelian ¹⁾ fünfzehn Meilen im Umkreis hatte, so war doch der Umfang von sämtlichen dreizehn Abtheilungen der Stadt Rom, jede für sich genommen, nach dem Berichte des Publius Victor ungefähr nur dreiundvierzig Meilen. Wenn bei den Alten ein Feind das Land überfiel, so zogen sich alle Einwohner mitsamt ihrem Vieh, Haus- und Ackergeräth hinter die Mauern der Städte zurück, und die große Höhe, welche die Mauern hatten, machte es einer kleinen Schaar möglich, sie mit Leichtigkeit zu vertheidigen.

Sparta, sagt Xenophon ²⁾, ist eine von den Städten Griechenlands, die die wenigsten Einwohner hatten. Dennoch sagt Polybius ³⁾, daß es die Form eines Kreises und achtundvierzig Stadien im Umfang hatte

Alle Aetolier, die zu Antipaters Zeit die Waffen tragen konnten, machten nicht mehr als zehntausend Mann aus, wenn man die Wenigen, welche als Besatzung dienten, in Abrechnung bringt. ⁴⁾

Polybius ⁵⁾ erzählt, daß der achaeische Bund ohne Schwierigkeit 30 bis 40,000 Mann ins Feld stellen konnte; diese Nachricht ist sehr wahrscheinlich; denn der Bund umfaßte den größten Theil des Peloponnes. Trogbem sagt Pausanias ⁶⁾, indem er von derselben Zeit spricht, daß alle weiffähigen Achäer noch nicht fünfzehntausend Mann stark gewesen seien, selbst wenn man verschiedene freigelassene Sklaven hinzurechne.

Die Theffalier haben bis zu ihrer gänzlichen Unterwerfung durch die Römer, zu allen Zeiten in Unruhe, Parteilung, Aufruhr und Verwirrung gelebt. ⁷⁾ Man darf also natürlicherweise annehmen, daß dieser Theil von Griechenland nicht übermäßig viel Bevölkerung gehabt hat.

Thuchyrides ⁸⁾ erzählt uns, daß derjenige Theil des Peloponnes, der an Phlos stieß, öde und unangebaut war. Herodot ⁹⁾ sagt, daß Macedonien voll war von Löwen und wilden Stieren, von

¹⁾ Bopiscus im „Leben Aurelians“ 222.

²⁾ Der laced. Staat 1, 1. Diese Stelle läßt sich nicht gut mit dem vereinigen, was ich oben aus Plutarch angeführt habe, nämlich daß Sparta 9000 Bürger gehabt habe.

³⁾ Polybius Buch 9, K. 20.

⁴⁾ Diod. Sic. Buch 18, Kp. 24.

⁵⁾ Legat.

⁶⁾ Die Achäer 7, 15, 7.

⁷⁾ Livius B. 24, K. 51. Plato im Kriton 53.

⁸⁾ Buch 4, 3.

⁹⁾ Buch 7, 126.

Thieren, welche nur in weiten, von Menschen nicht bewohnten Wäldern haufen können. Dies waren die beiden äußersten Grenzen von Griechenland.

Alle Einwohner von Epirus, jeglichen Alters, Geschlechts und Standes, die von Paulus Aemilius verkauft wurden, machten nur 150,000 aus. Trogbem mag Epirus doppelt so groß sein, als Yorkshire. ¹⁾

Justin ²⁾ erzählt uns, daß Philipp von Macedonien, als er zum Oberhaupt des griechischen Bundes erklärt worden war, in allen griechischen Staaten eine Versammlung berief, nur nicht bei den Macedoniern, die sich weigerten zusammenzukommen, und fand, daß die Summe der Streitkräfte von ganz Griechenland sich auf 200,000 Mann Infanterie und 15,000 Mann Cavallerie belief. Diese Zahl ist so zu verstehen, daß sie alle weiffähigen Bürger umfaßt. Denn da die griechischen Republiken keine Soldtruppen unterhielten und keine von der Masse der Bürger abgeforderte Miliz hatten, so ist nicht begreiflich, was die Berechnung anders meinen könnte, als freie Bürger. Auf diese Vermuthung hin dürfen wir also folgenden Schluß machen. Die freien Griechen beiderlei Geschlechts und aller Altersstufen machten zusammen 860,000 aus. An Sklaven gab es, falls wir sie so abschätzen, wie wir oben die atheniensischen Sklaven abgeschätzt haben, die sich nur selten verheiratheten und Kinder erzeugten, doppelt so viel, als erwachsene Bürger, nämlich 430,000. Somit war die Zahl aller Einwohner des alten Griechenlands, mit Ausnahme von Laconien, ungefähr 1,290,000. Das ist keine bedeutende Zahl und wohl kaum stärker, als die der heutigen Bewohner Schottlands, das ein Land von nicht viel größerem Umfange und mittelmäßiger Bevölkerung ist.

Nummehr wollen wir die Stärke der Bevölkerung in Rom und Italien betrachten und alle hie und da in den alten Autoren sich findenden Stellen, welche über diese Frage Licht verbreiten, sammeln. Wir werden sehen, daß es im Ganzen sehr schwer ist, über diesen Punkt sich ein Urtheil zu bilden, und daß die übertriebenen Berechnungen, welche von neueren Schriftstellern angestellt worden sind, jeder Begründung entbehren.

Dionysius von Halicarnas ³⁾ sagt, daß die Mauern vom alten Rom beinahe denselben Umfang, wie die atheniensischen hatten, die Vorstädte sich aber sehr weit hinaus erstreckten, so daß es schwierig gewesen sei, zu sagen, wo die Stadt aufhörte und das Land anfing. Aus demselben Autor ⁴⁾, aus Juvenal ⁵⁾ und einigen andern alten Schriftstellern ⁶⁾ geht hervor, daß die Häuser in Rom an einigen

¹⁾ Livius B. 45, Kp. 34.

²⁾ Buch 9, K. 5.

³⁾ Buch 4, 13.

⁴⁾ Buch 10, 32.

⁵⁾ Satiren 3, v. 269. 270.

⁶⁾ Strabo B. 5 sagt, daß der Kaiser Augustus verboten habe, die Häuser höher zu bauen als siebzig Fuß. An einer andern Stelle (B. 16) spricht er

Stellen sehr hoch waren und die verschiedenen Familien nach Stockwerken getrennt übereinander wohnten, aber es ist wahrscheinlich, daß nur die ärmeren Bürger und bloß in einigen wenigen Straßen so wohnten. Wenn wir nach der Beschreibung, die der jüngere Plinius ¹⁾ von seinem eignen Hause gibt, und nach den Bauplänen antiker Gebäude, die wir von Bartoli haben, urtheilen dürfen, so hatten die vornehmen Römer sehr geräumige Paläste, und ihre Bauart stimmte mit der heutigen in China überein, wo jede Wohnung von den übrigen gesondert steht und nur ein Stockwerk hoch ist. Nehmen wir hinzu, daß die vornehmen Römer es sehr liebten, wenn sich weite Hallen zum Spazierengehen und selbst Waldungen innerhalb der Stadt befanden ²⁾, so können wir es dem Vossius vielleicht hingehen lassen (obgleich er durchaus keinen Grund hat) die bekannte Stelle des älteren Plinius ³⁾ in seiner Weise zu lesen,

davon, daß die Häuser in Rom ungemein hoch gewesen seien. Ueber denselben Gegenstand siehe Vitrus B. 2, K. 8. Der Sophist Aristides sagt in seiner Rede „Ueber Rom“, daß Rom aus mehreren Städten bestehe, die auf Städten gebaut seien, und daß es die Oberfläche von ganz Italien bedecken würde, wenn man es auseinander nähme und ausbreite. Wenn ein Schriftsteller sich solche Uebertreibungen erlaubt und in solchen Hyperbeln spricht, so weiß man nicht recht, wie viel man abziehen muß. Wenn Rom so weitläufig gebaut war, wie Dionysius sagt, und sich so weit ins Land erstreckte, so kann es natürlich, wie mir scheint, nur wenige Straßen gegeben haben, in denen so hohe Häuser standen. Denn diese unbequeme Bauart hat ihren Grund nur in dem Mangel an Raum.

¹⁾ Buch 2, Brief 16; B. 5, Br. 6. Plinius beschreibt dort allerdings ein Landhaus; da dies aber der Baustil war, in welchem die Alten ihre prächtigen und bequemen Wohnhäuser errichteten, so werden die vornehmen Römer in der Stadt gewiß in derselben Weise gebaut haben. „Sie eilen nach dem üppigen Landleben hinaus“, sagt Seneca (Brf. 114) von den reichen und wollüstigen Römern. Valerius Maximus sagt (B. 4, K. 4), wo er von dem vier Morgen betragenden Acker des Cincinnatus spricht: „Jetzt glaubt Jemand eng zu wohnen, wenn sein Haus so weit ist, wie das Feld des Cincinnatus.“ Hierüber siehe weiter B. 36, K. 15 und B. 18, K. 2.

²⁾ Vitrus B. 5, K. 11. Tacitus, Annalen B. 11, Rp. 3. Sueton, „Leben des Octavian“ Rp. 72 u. f. w.

³⁾ Plinius Buch 3, Kap. 15. Ich verstehe diese Stelle so, daß Rom einen Halbkreis bildete, dessen Umfang dreizehn Meilen (engl.) war. Wir wissen, daß das Forum und folglich auch das Milliarium an dem Ufer der Tiber und nahe an dem Mittelpunkte des Kreises oder an dem Durchmesser des Halbkreises gelegen war. Obgleich Rom 37 Thore hatte, so waren doch nur 12 unter ihnen, von denen gerade Straßen nach dem Milliarium gingen. Nachdem Plinius den Umfang von Rom bestimmt hatte, war er sich bewußt, daß dies noch nicht ausreichen würde, um uns ein richtiges Bild von der Größe Roms zu geben, und bediente sich daher einer andern Methode. Er denkt sich alle Straßen, welche vom Milliarium nach den zwölf Thoren führen, würden in einer geraden Linie aneinander gesetzt und man ginge diese Linie entlang, so daß man jedes Thor einmal passieren müßte; in diesem Falle, sagt er, würde die ganze Strecke 30,775 Schritte betragen, oder mit andern Worten, jede Straße oder jeder Radius der Halbkreisfläche würde im Durchschnitt zwei und eine halbe Meile ausmachen und die ganze Länge von Rom würde fünf Meilen und seine Breite ungefähr halb so viel betragen, wenn man die weitläufigen Vorstädte nicht mitrechnet.

(Die Anmerkung wendet sich dann gegen andere Auslegungen. Ich lasse

ohne daß wir die überspannten Folgerungen annehmen, die er daraus ableitet.

Die Zahl der Bürger, welche bei der öffentlichen Austheilung zur Zeit des Augustus Korn bekamen, belief sich auf zweihundert Tausend. ¹⁾ Man sollte denken, daß man hierauf gestützt, eine ziemlich sichere Berechnung anstellen könnte; dennoch sind wieder Umstände in Betracht zu ziehen, welche Alles wieder zweifelhaft und ungewiß machen.

Wurde das Korn bloß unter die ärmeren Bürger vertheilt? Sicherlich war es hauptsächlich zum Besten der Armen bestimmt. Aber es geht aus einer Stelle des Cicero ²⁾ hervor, daß die Reichen auch ihr Antheil nehmen konnten und daß man ihnen keinen Vorwurf daraus machte, wenn sie darum nachsuchten.

Wem wurde das Korn gegeben, wurde es bloß den Familienhäuptern oder allen Männern, Frauen und Kindern gegeben? Ein Jeder bekam monatlich fünf Modios ³⁾ (ungefähr fünf sechstel Scheffel). Das war für eine Familie zu wenig, und für eine einzelne Person zu viel. Ein sehr gelehrter Kenner des Alterthums ⁴⁾ meint deshalb, daß das Korn an alle erwachsene Mannspersonen ausgetheilt wurde; aber er gibt zu, daß die Sache sehr ungewiß sei.

Wurde genau untersucht, ob der, welcher Korn beanspruchte, innerhalb der Mauern der Stadt Rom wohnte, oder war es hinreichend, daß man sich alle Monate bei der Vertheilung einstellte? Das Letzte scheint das wahrscheinlichere zu sein. ⁵⁾

Gab es unter denen, welche Korn annahmen, nicht auch solche, die dazu nicht berechtigt waren? Wir lesen ⁶⁾, daß Cäsar auf einmal

dies als unwesentlich fort, wie auch die Stelle des Plinius, auf welche hier Bezug genommen ist. U.)

Der einzige Einwurf, den man gegen unsere Auslegung der Stelle des Plinius machen könnte, scheint darin zu bestehen, daß Plinius, nachdem er von 37 Thoren Roms gesprochen hat, bloß begründet, warum er die sieben alten Thore nicht mitgerechnet hat, und von den achtzehn andern nichts sagt, deren Straßen meiner Meinung nach, zu Ende waren, ehe sie das Forum erreichten. Da aber Plinius für die Römer schreibt, denen Lage und Lauf der Straßen vollständig bekannt war, so ist es nicht befremdlich, wenn er einen Umstand für ausgemacht hält, mit dem Jedermann so vertraut war. Vielleicht mochten auch viele von diesen Thoren zu den Wersten an der Tiber führen.

¹⁾ Inschriften aus Ancyra.

²⁾ Tusculanen, B. 3, Rp. 48.

³⁾ Plinius, Callust's Fragmente, B. 3.

⁴⁾ Nic. Hortensius. Ueber die Getreidevertheilung in Rom.

⁵⁾ Augustus ordnete an, daß die Vertheilung des Kornes nur dreimal im Jahre vorgenommen werden sollte, damit das Volk nicht zu sehr in seinen Geschäften verhindert würde. Das Volk aber fand die monatliche Vertheilung weit bequemer weil sie (wie ich vermuthe, einer geregelten Hauswirthschaft günstiger war) und verlangte, daß sie wieder eingeführt würde. Sueton: Augustus, Rp. 40. Wären nicht einige von dem Volke aus entfernteren Orten gekommen, um ihr Korn abzuholen, so würde die Vorsicht des Augustus überflüssig erscheinen.

⁶⁾ Sueton in Jul. Rp. 4.

170,000 von der Vertheilung ausschloß, welche sich unrechtmäßiger Weise eingeschlichen hatten, und es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß dadurch dem Mißbrauch gänzlich gesteuert war.

Was für ein Zahlenverhältniß wollen wir endlich zwischen den Sklaven und Bürgern annehmen? Das ist die wichtigste, aber auch unsicherste Frage. Es ist sehr zweifelhaft, ob bei Rom daselbe Verhältniß wie bei Athen angenommen werden kann. Vielleicht hatten die Athener mehr Sklaven, weil sie dieselben in den Manufacturen benutzten, für welche eine Hauptstadt, wie Rom, nicht geeignet zu sein schien. Aber vielleicht hatten auch die Römer mehr Sklaven ihres größeren Luxus und Reichthums wegen.

Es wurden in Rom genaue Todtenregister geführt; aber kein alter Schriftsteller hat die Zahl der Todesfälle angegeben, außer Sueton¹⁾, der erzählt, daß in einem halben Jahre 30,000 Namen im Tempel der Libertina eingetragen worden seien; das aber war zur Zeit einer ansteckenden Krankheit und kann keineswegs als sichere Grundlage dienen, um einen Schluß darauf zu bauen.

Obgleich das öffentliche Korn nur unter 20,000 Bürger vertheilt wurde, so hatte es doch einen bedeutenden Einfluß auf den Ackerbau von ganz Italien²⁾, eine Thatsache, die sich in keiner Weise mit den Uebertreibungen reimen läßt, welche einige neuere Schriftsteller in Bezug auf die Einwohnerzahl dieses Landes sich erlaubt haben.

Ich weiß keinen besseren Grund, auf den ich meine Muthmaßungen über die Größe des alten Roms stützen könnte, als den folgenden. Herodian³⁾ erzählt, daß Antiochien und Alexandrien nur wenig kleiner gewesen seien, als Rom. Nun wissen wir von Diodorus Siculus⁴⁾, daß in Alexandrien eine gerade Straße, welche von Thor zu Thor ging, fünf Meilen lang war, und da Alexandrien sich nach der Länge stärker ausdehnte, als nach der Breite, so scheint es eine Stadt von nahezu derselben Volksmenge gewesen zu sein, wie Paris⁵⁾, und Rom mag ungefähr von derselben Größe gewesen sein, wie London.

¹⁾ Im Leben des Nero 39.

²⁾ Sueton Aug. Kap. 42.

³⁾ Buch 4, Kap. 5.

⁴⁾ Buch 17, 52.

⁵⁾ D. Curtius sagt, daß die Mauern von Alexandrien, so wie sie von Alexander angelegt worden seien, nur zehn Meilen im Umfange gehabt hätten. (B. 4, R. 8.) Strabo, der ebenso wie Diodor, in Alexandrien gewesen ist, sagt, daß es kaum vier Meilen lang und an den meisten Stellen ungefähr eine Meile breit gewesen sei (B. 17). Plinius sagt (B. 5, R. 10), daß es einem ausgedehnten macedonischen Soldatenmantei geglichen habe. Obgleich diesen Nachrichten zu Folge, Alexandrien nur mittelmäßig groß gewesen zu sein scheint, so sagt doch Diodor. (Das.), wenn er von dem Umfange spricht, den Alexander der Stadt gab (die niemals vergrößert wurde, wie wir von Ammianus Marcellinus wissen B. 22, R. 16), daß es ausnehmend groß gewesen sei. Als Grund, warum es alle Städte der Welt (denn er nimmt Rom nicht aus) übertreffe, führt er an, daß es 300,000 freie Einwohner habe. Als weiteren Beleg für diese Behauptung gibt er die Einkünfte an, welche die Könige aus

Zur Zeit des Diodorus¹⁾ lebten in Alexandrien 300,000 freie Einwohner, vermuthlich mit Einschluß der Frauen und Kinder.²⁾ Aber wie viele Sklaven lebten dort? Hätten wir guten Grund ihre Zahl ebenso stark anzunehmen, als die der freien Bevölkerung, so würde die obige Berechnung dadurch wahrscheinlicher werden.

Wir finden bei Herodian eine Stelle, die etwas wunderbar ist. Er sagt ganz bestimmt, daß der Palast des Kaisers genau so groß sei, als die ganze übrige Stadt.³⁾ Dies war das goldene Haus des Nero, das in der That von Sueton⁴⁾ und Plinius als von ungeheurem Umfange dargestellt wird, aber keine Macht der Phantasie ist im Stande, es sich so vorzustellen, als ob es in der Gestalt irgend welche Aehnlichkeit mit einer Stadt wie London gehabt habe.

Wir müssen bemerken, hätte der Geschichtschreiber von der Verschwendung des Nero geredet und dabei sich eines solchen Ausdrucks bedient, so würde er weit weniger Gewicht haben; dergleichen rhetorische Uebertreibungen schleichen sich leicht in die Schreibweise eines Schriftstellers ein, selbst wenn sie sehr rein und correct ist. Allein Herodian bemerkt dies bloß nebenbei, wo er von den Streitigkeiten zwischen Geta und Caracalla spricht.

Aus demselben Historiker⁵⁾ ist ersichtlich, daß es damals viel unangebautes Land gab, das in keiner Weise benutzt wurde, und er rühmt an Pertinax sehr, daß er es Tebermann gestattete, inner-

dieser Stadt zogen, nämlich 6000 Talente, was in unseren Augen keine bedeutende Summe ist, selbst wenn wir die Verschiedenheit in dem Werthe des Geldes mit in Rechnung ziehen. Was Strabo von der umliegenden Landschaft sagt, bedeutet weiter nichts, als daß sie gut bevölkert war, könnte man nicht auch ohne große Uebertreibung behaupten, daß das ganze Ufer der Themse von Gravesend bis Windsor eine einzige Stadt sei? Und das ist sogar mehr, als Strabo von den Ufern des Sees Marcotis und des Kanals von Canopus sagt. In Italien sagt man gewöhnlich, der König von Sardinien habe nur eine einzige Stadt in Piemont, denn das ganze Land ist eine Stadt. Agrippa, der beim Josephus (de bel. Jud. B. 2, R. 16) seinen Zuhörern die ungeheure Größe von Alexandrien, das er zu verherrlichen sucht, begreiflich machen will, gibt weiter nichts als den Umfang an, den Alexander dieser Stadt gegeben hat. Das ist ein klarer Beweis, daß der größte Theil der Einwohner in der Stadt selbst wohnte, und daß das benachbarte Land nicht stärker bewohnt war, als es die Umgebung aller stark bevölkerten und blühenden Städte zu sein pflegt.

¹⁾ Buch 17, 52.

²⁾ Er sagt *λευθῆγοι* nicht *πολιται*. Unter dem letzteren Ausdruck hätte man nur die freie erwachsene männliche Bevölkerung verstehen können.

³⁾ Buch 4, Kap. 1. *πόλις πόλεως* Politian erklärt es durch *aedibus majoribus etiam reliqua urbe*.

⁴⁾ Er sagt (Nero R. 30), daß ein Portikus oder Säulengang 3000 Fuß lang war: „*tanta laxitas, ut porticus triplices miliarias haberet*.“ Er kann unmöglich drei Meilen meinen. Denn der ganze Umfang des Hauses vom Palatium bis an den Esquilin war kaum so groß. Ebenso ist bei Vopiscus, wenn er im Aurelian von einer Säulenhalle in den Gärten des Gallust spricht und sie porticus miliarensis nennt, ein Portikus von tausend Fuß zu verstehen. So auch Horaz B. 2, Ode 15 und B. 1, Satire 8.

⁵⁾ Plinius Buch 36, Kap. 18.

halb oder außerhalb Italiens solches Land in Besitz zu nehmen und nach eigenem Gutdünken anzubauen, ohne davon irgend welche Steuern zu bezahlen. Wüster, gänzlich unbenutzter Boden! So etwas wird man von keinem Lande der Christenheit sagen können, mit Ausnahme von einigen entlegenen Theilen Ungarns, wie ich mir habe sagen lassen. Und sicherlich stimmt es schlecht mit jener sehr verbreiteten Vorstellung, das Alterthum sei sehr bevölkert gewesen.

Wir erfahren von Vopiscus ¹⁾, daß in Etrurien ein sehr fruchtbarer Landstrich ganz unangebaut lag, den der Kaiser Aurelian in Weinberge umzuwandeln wünschte, um unter das römische Volk Wein unentgeltlich zu vertheilen, eine Maßregel, die geeignet gewesen wäre, die Hauptstadt und die ganze Umgegend noch stärker zu entvölkern.

Wir wollen es nicht unterlassen, von einer Nachricht Notiz zu nehmen, welche Polybius ²⁾ von den großen Schweineherden gibt, die sich in der Lombardei, in Toscana und Griechenland befanden, und von der Art und Weise, wie man sie fütterte. „Es gibt,“ sagt er, „große Herden von Schweinen in ganz Italien und in früheren Zeiten besonders in Etrurien und der Lombardei. Eine Herde enthält oft tausend und mehr Schweine. Wenn von diesen Herden einige auf der Weide zusammentreffen, so laufen sie durcheinander, und die Schweinehirten haben kein anderes Mittel, um sie wieder von einander zu trennen, als daß sie sich an entgegengesetzten Punkten der Weide aufstellen und auf ihrem Horne blasen; und die Schweine, welche an dieses Signal gewöhnt sind, laufen sofort jedes nach dem Horne seines Hirten. Wenn hingegen in Griechenland die Schweineherden in den Wäldern durcheinander liefen, so nahm derjenige, der die größte Herde hatte, auf geschickte Weise die Gelegenheit wahr, um sie alle wegzutreiben. Auch ist es für Diebe sehr leicht, umherirrende Schweine, die sich beim Futtersuchen zu weit von ihrem Hirten entfernt haben, zu entwenden.“

Können wir aus dieser Nachricht nicht den Schluß ziehen, daß Norditalien und auch Griechenland damals weit weniger bevölkert und weit schlechter cultivirt war, als heut zu Tage? Wie hätten jene ungeheuren Herden Futter finden können in einem Lande, das überall so eingefriedigt war, so sehr zum Ackerbau benutzt wurde, so sehr in Landgüter zertheilt war, in welchem Weinberge und Getreidefelder überall nebeneinander lagen? Ich muß gestehen, daß die Erzählung des Polybius eher den Eindruck von jener Wirthschaft macht, wie man sie in unsern amerikanischen Colonien findet, als von der Verfassung eines europäischen Landes.

Wir finden in der Ethik des Aristoteles ³⁾ eine Betrachtung,

¹⁾ Bch. 2, Kap. 15.

²⁾ In Aurelian Kap. 48.

³⁾ Buch 12, Kap. 2.

⁴⁾ Buch 9, Kap. 10. Sein Ausdruck ist *ἄνθρωπος*, nicht *πολίτης*, Einwohner, nicht Bürger.

die durch keine Auslegung erklärbar zu sein scheint, und die vielleicht gar nichts beweist, indem sie zu sehr zu Gunsten unserer dargelegten Ansicht eintritt. Der Philosoph spricht von der Freundschaft und bemerkt, daß man sie weder auf sehr wenig Personen einschränken, noch auf eine zu große Menge ausdehnen dürfe, und erläutert seine Ansicht durch folgenden Schluß. „In derselben Weise,“ sagt er, „wie es keine Stadt geben kann, welche nicht mehr als zehn oder über hunderttausend Einwohner hat, gerade so darf auch die Zahl der Freunde weder sehr groß, noch sehr klein sein; denn man vernichtet das Wesen der Freundschaft, wenn man in eins dieser Extreme verfällt.“ Was! Es ist unmöglich, daß eine Stadt hunderttausend Einwohner hat! Hat Aristoteles niemals eine so große Stadt gesehen oder von einer solchen gehört? Ich gestehe, das ist mir unverständlich.

Plinius erzählt ¹⁾, daß von Seleucia, dem Sitze des griechischen Reiches im Orient, gesagt worden sei, es habe 600,000 Einwohner. Carthago, sagt Strabo, habe 700,000 gehabt. Die Einwohner von Peking sind nicht viel zahlreicher. London, Paris und Constantinopel mögen von derselben Größe sein, die beiden letzteren wenigstens übersteigen sie nicht. Von Rom, Alexandrien und Antiochien haben wir bereits gesprochen. Aus der Erfahrung der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten könnte man fast schließen, es sei der Natur der Sache nach unmöglich, daß eine Stadt bedeutend über diese Größe hinaus anwachsen könne. Mag die Größe einer Stadt auf den Handel oder auf ihre Stellung als Regierungssitz in einem großen Reiche sich gründen, es scheint unüberwindliche Schwierigkeiten zu geben, welche ihr ferneres Anwachsen verhindern. Die Residenzen großer Monarchien sind für den Handel nicht geeignet, weil sie ausschweifenden Luxus, Unwirthschaftlichkeit, Faulheit, Abhängigkeit und falsche Begriffe von Rang und Stellung hervorrufen. Ein ganz ausgebreiteter Handel schränkt sich selbst ein, indem er den Preis aller Arbeit und aller Waaren erhöht. Wenn ein großer Hof ein zahlreiches Gefolge von sehr reichen und vornehmen Edeltheuten hat, so bleibt der kleine Adel in den Provinzialstädten, wo sie mit einem mäßigen Einkommen eine Rolle spielen können. Und wenn ein Staat eine zu ungeheure Ausdehnung annimmt, so müssen in den entlegeneren Provinzen nothwendig einige Hauptstädte entstehen, wohin sich alle Einwohner, wenige Hofleute ausgenommen der Erziehung, des Erwerbs, des Zeitvertreibs wegen begeben. ²⁾ In dem London ausgebreiteten Handel und einen nicht allzu bedeutenden Regierungssitz in sich vereinigt, ist es zu einer Größe gediehen, die wohl niemals eine Stadt überholen wird.

¹⁾ Buch 6, Kap. 28.

²⁾ Buch 17.

³⁾ Derartige Städte waren im römischen Reiche: Alexandrien, Antiochien, Carthago, Epheus, Lyon u. s. w. und heute sind es Bordeaux, Toulouse, Dijon, Rennes, Rouen, Aix u. s. w. in Frankreich und Dublin, Edinburg und York im Bereiche des englischen Staates.

Univ. Bibl.
 München

Man nehme Dover oder Calais zum Mittelpunkte und ziehe einen Kreis mit einem Radius von zweihundert Meilen. Dieser Kreis wird London, Paris, die Niederlande, die vereinigten Provinzen und einige der besten und blühendsten Striche von England und Frankreich einschließen. Ich glaube, man darf mit Sicherheit behaupten, daß man im Alterthume keinen Fleck Erde von gleicher Ausdehnung auffinden kann, der annähernd so viele große und volkreiche Städte und so viele Reichthümer und Einwohner enthalten hätte. Es scheint die richtigste Methode der Vergleichung zu sein, wenn man die Staaten einander gegenüberstellt, welche in beiden Zeitabschnitten die meiste Kunst, Wissenschaft, Cultur und die beste Sicherheitsbehörde gehabt haben.

Der Abbé du Bos bemerkt, daß Italien jetzt wärmer sei, als es in alten Zeiten war. „Die Jahrbücher der Stadt Rom,“ sagt er, „erzählen uns, daß der Winter des Jahres 480 nach Erbauung der Stadt so streng war, daß die Bäume erfroren. Die Tiber bei Rom fror zu und die Erde war vierzig Tage lang mit Schnee bedeckt. Wenn Juvenal ein abergläubisches Weib darstellen will, so schildert er es, wie es das Eis der Tiber zerbricht, um sich waschen zu können.

Hibernum fracta glacie descendet in amnem.
Ter matutino Tiberi mergetur. ¹⁾

Er spricht von der Eisdecke des Flusses, wie von einem gewöhnlichen Ereignisse. Viele Stellen im Horaz stellen die Straßen Roms von Schnee und Eis bedeckt dar. Wir würden über diesen Punkt mehr Gewißheit haben, hätten die Alten das Thermometer gekannt; aber ihre Schriftsteller geben uns ohne Absicht Nachrichten, die ausreichend sind, um uns zu überzeugen, daß die Winter in Rom jetzt viel milder sind, als früher. Gegenwärtig gefriert die Tiber zu Rom ebenso wenig, wie der Nil bei Cairo. Die Römer halten den Winter schon für sehr strenge, wenn der Schnee zwei Tage liegt und wenn man einige kleine Eiszapfen achtundvierzig Stunden an einem Brunnen hängen sieht, der nach Norden gelegen ist.

Die Bemerkung dieses geistvollen Kritikers kann man auf andere europäische Gegenden ausdehnen. Wer vermag das kalte Klima von Frankreich in des Diodorus Siculus ²⁾ Beschreibung von dem Klima des alten Galliens erkennen. „Da Gallien unter einem nördlichen Himmelsstriche liegt,“ sagt er, „so wird es im höchsten Grade von der Kälte heimgesucht. Bei trübem Wetter fallen dort anstatt Regen, große Schneemassen herunter und bei klarem Himmel friert es dort so hart, daß die Flüsse Brücken von ihrem eignen Material bekommen, über welche nicht bloß einzelne Menschen gehen, sondern große Armeen mit ihrer Bagage und mit

¹⁾ Satire 6. 522. Sie steigt zum winterlichen Fluße hinab, zerbricht das Eis und taucht in aller Frühe dreimal ins Wasser der Tiber ein.

²⁾ Buch 4. 25.

beladenen Wagen marschiren können. Und es gibt viele Flüsse in Gallien, wie die Rhone, der Rhein u. s. w., fast alle sind zugefroren; und es ist Sitte, das Eis an den Stellen, wo die Wagen es passiren, mit Spreu und Stroh zu bedecken, um das Fallen zu verhüten.“ Kälter als ein gallischer Winter, wird von Petronius als eine sprichwörtliche Redensart gebraucht. Aristoteles sagt, daß Gallien ein so kaltes Klima habe, daß ein Esel dort nicht leben könne ¹⁾

Nördlich von den Cevennes, sagt Strabo ²⁾, bringt Gallien keine Feigen und Oliven hervor, und der Wein, der dort gepflanzt wird, kommt nicht zur Reife.

Ovid behauptet wirklich mit allem Ernste der Prosa, daß das Schwarze Meer zu seiner Zeit jeden Winter zufriere, und für die Wahrheit seiner Behauptung beruft er sich auf römische Statthalter, die er bei Namen nennt. ³⁾ Das kommt in der Gegend von Tomi, wohin Ovid verbannt war, gegenwärtig selten oder nie vor. Alle Klagen dieses Dichters scheinen auf eine Strenge des Winters hinzudeuten, wie sie gegenwärtig kaum in Petersburg oder Stockholm gefunden wird.

Tournesfort, ein geborner Provenzale, durchreiste dasselbe Land, und bemerkt, daß das dortige Klima das schönste der Welt sei; und er versichert, daß nur die Melancholie Ovids eine so traurige Schilderung davon geben konnte. Aber die von dem Dichter angegebenen Thatsachen sind zu eingehend, als daß sie eine solche Auslegung zuließen.

Polybius sagt ⁴⁾, daß das Klima von Arcadien sehr kalt und die Luft feucht gewesen sei.

„Italien,“ sagt Varro ⁵⁾, „hat das mildeste Klima von Europa. Die weiter im Innern liegenden Theile (ohne Zweifel Gallien, Germanien und Pannonien) haben fast ununterbrochen Winter.“

Die nördlichen Theile von Spanien waren nach Strabo ⁶⁾ der großen Kälte wegen nur schlecht bevölkert.

Wenn also diese Bemerkung, Europa sei kälter geworden, als es früher war, richtig ist, welche Gründe können wir dann dafür anführen? Wir können in der That keinen andern anführen, als daß wir annehmen, das Land sei gegenwärtig viel besser angebaut, und die Wälder seien ausgerodet, welche vormals die Erde beschatteten und die Sonnenstrahlen hinderten, bis auf den Boden durchzudringen. Unsere nördlichen Colonien in Amerika werden in

¹⁾ Die Fortpflanzung der Thiere B. 2. 8, 14.

²⁾ Buch 4, 178.

³⁾ Triften, B. 3, Eleg. 10. Der Pontus, B. 4, Eleg. 7, 9, 10.

⁴⁾ Buch 4, Kap. 21.

⁵⁾ Buch 1, Kap. 2.

⁶⁾ Buch 3, 137.

demselben Maße gemäßigter, als die Wälder niedergehauen werden.¹⁾ Aber man wird überhaupt bemerken, daß die Kälte in dem nördlichen und südlichen Amerika viel empfindlicher ist, als in europäischen Gegenden, welche unter demselben Breitengrade liegen.²⁾

Seserna, den Columella anführt, behauptet, daß die Beschaffenheit der Witterung sich vor seiner Zeit geändert habe und daß die Luft weit milder und wärmer geworden sei. Dies gehe daraus hervor, sagt er, daß viele Gegenden jetzt Weinberge und Oelpflanzungen besäßen, welche früher des rauhen Klima's wegen dergleichen Dinge nicht hervorzubringen vermocht hätten. Wenn diese Veränderung wirklich stattgefunden hat, so folgt daraus offenbar, daß die Länder kurz vor der Zeit des Säserna³⁾ besser angebaut und bevölkert waren, und wenn die Veränderung bis auf unsere Tage stetig zugenommen hat, so liegt darin ein Beweis, daß jene Vorzüge an diesem Punkte der Erde sich beständig gesteigert haben.

Wir wollen jetzt unser Augenmerk auf alle die Länder richten, welche die Bühne der alten und neuen Geschichte bilden, und ihren früheren und jetzigen Zustand mit einander vergleichen. Wir werden vielleicht finden, daß die Klagen über die heutige Leere und Wüste der Welt nicht eben allzu sehr begründet sind. Egypten wird von Maillot, dem wir die besten Nachrichten darüber verdanken, als außerordentlich volkreich bezeichnet, obgleich er glaubt, daß die Zahl seiner Einwohner sich verringert habe. Daß Syrien und Kleinasien und ebenso die Küste der Berberei gegen früher an Einwohnern abgenommen haben, kann ich mir sehr wohl denken, daß sich Griechenland entvölkert hat, steht ebenfalls fest. Ob aber das Land, welches wir heute die europäische Türkei nennen, im Allgemeinen nicht mehr Einwohner hat, als während der Blütheperiode Griechenlands, mag etwas zweifelhaft sein. Die Thracier scheinen damals ebenso von Viehzucht und Raub gelebt zu haben, wie heute die Tartaren.⁴⁾ Die Geten waren noch viel barbarischer⁵⁾, und die Illyrier waren nichts besser.⁶⁾ Diese bewohnten neun zehntel des Landes, und obgleich das türkische Regiment dem Gewerbefleiß und der Fort-

¹⁾ Die warmen südlichen Colonien werden ebenfalls gesunder, und es ist merkwürdig, daß diese Länder nach den spanischen Geschichten von ihrer ersten Entdeckung und Eroberung sehr gesund gewesen zu sein scheinen, da sie damals sehr volkreich und sehr gut angebaut waren. Es wird uns gar nicht berichtet, daß die kleinen Armeen von Cortes oder von Pizarro durch Krankheit aufgerieben worden seien.

²⁾ Der Grund, warum Orte gleicher Breite in Nordamerika und dem westlichen Europa ungleiche mittlere Temperatur besitzen, ist im Golfstrom und dem Südwestpassat zu suchen. Daß die südliche Halbkugel im Allgemeinen kälter ist, wird von der eigenthümlichen Vertheilung von Land und Wasser und von der gegenwärtigen Stellung der Erdochse verursacht. U.

³⁾ Er scheint zur Zeit des jüngeren Africanius gelebt zu haben. Buch 1, Kap. 1.

⁴⁾ Xenophon Zug der 3. Buch 7. Polybius Buch 4, Kap. 45.

⁵⁾ Diod, an verschiedenen Stellen. Strabo Buch 7.

⁶⁾ Polybius B. 2, Kap. 12.

pflanzung nicht sehr günstig ist, so erhält es doch wenigstens Triebe und Ordnung unter den Bewohnern des Landes aufrecht und ist der barbarischen und wilden Verfassung vorzuziehen, in welcher die alten Bewohner lebten.

Polen und das europäische Rußland sind nicht sehr bevölkert; aber sie sind doch gewiß viel volkreicher, als das alte Sarmatien und Scythien, wo man an Landwirthschaft und Ackerbau niemals dachte, und wo Viehzucht die einzige Beschäftigung war, von der das Volk lebte. Dasselbe gilt von Schweden und Dänemark. Man darf ja nicht glauben, daß der ungeheure Schwarm von Menschen der vom Norden herkam und ganz Europa überfluthete, diese Ansicht irgend wie widerlegen könnte. Wenn ein ganzes Volk oder die Hälfte desselben seinen Wohnsitz ändert, so kann man sich leicht vorstellen, was für eine ungeheure Menge diese Auswanderer bilden, mit welcher verzeifelten Wucht sie ihre Angriffe machen, und wie sehr der Schrecken, den sie den angegriffenen Völkern einjagen und die Phantasie den Muth und die Zahl der Feinde übertreibt. Schottland ist weder groß noch volkreich, aber wenn die Hälfte seiner Einwohner neue Wohnsitze suchen sollte, so würde sie eine ebenso zahlreiche Colonie bilden, wie die Cimbern und Teutonen, und ganz Europa erschüttern, falls es nicht in einem bessern Vertheidigungszustande wäre, als früher.

Deutschland hat sicherlich jetzt zwanzigmal so viel Einwohner als in alten Zeiten, als kein Ackerbau getrieben wurde, und jeder Stamm stolz war auf die starken Verwüstungen, welche er rings um sich her anrichtete, wie wir von Cäsar¹⁾, Tacitus²⁾ und Strabo³⁾ erfahren; ein Beweis, daß die Eintheilung in kleine Republiken nicht an sich ein Land volkreich macht, wosern es nicht vom Geiste des Friedens, der Ordnung und des Fleißes beseelt ist.

Der barbarische Zustand von Britannien in früherer Zeit ist ganz bekannt und man kann theils aus der Barbarei seiner Einwohner, theils aus einem Umstande, den Herodian⁴⁾ erwähnt, nämlich ganz Britannien sei sumpsig, schließen, wie dünn es selbst zu den Zeiten des Severus, bevölkert gewesen ist, nachdem sich die Römer bereits über ein Jahrhundert darin festgesetzt hatten.

Man kann sich nicht leicht denken, daß die alten Gallier in den Gewerben, die zum Unterhalt des Lebens dienen, weiter vorgeschritten waren, als ihre nördlichen Nachbarn, da sie nach der britischen Insel reisten, um sich von den Druiden in den Geheimnissen der Religion und der Philosophie unterweisen zu lassen.⁵⁾ Ich kann daher nicht glauben, daß Gallien damals nur annähernd so bevölkert gewesen ist, wie heut zu Tage Frankreich.

¹⁾ Der gall. Krieg Buch 6. 23.

²⁾ Die Sitten der Germanen.

³⁾ Buch 7.

⁴⁾ Buch 3, Kap. 47.

⁵⁾ Cäsar, der gallische Krieg, Buch 6. 13. Strabo Buch 7, 290 sagt, daß die Gallier nicht viel cultivirter waren, als die Germanen.

Allerdings, wenn wir dem Zeugnisse des Appian und des Diodorus Sic. Glauben schenken und beide Zeugnisse mit einander in Verbindung bringen, so müssen wir eine unglaublich starke Bevölkerung in Gallien annehmen. Der erstere ¹⁾ der beiden Geschichtsschreiber sagt, daß es in jenem Lande 400 Völkernschaften gebe, der letztere ²⁾ versichert, daß die größte der gallischen Völkersschaften aus 200,000 Mann, ohne Weiber und Kinder, und die schwächste aus 50,000 bestände. Wenn wir deshalb das Mittel annehmen, so bringen wir eine Einwohnerschaft von nahe an 200 Millionen heraus, für ein Land, das wir gegenwärtig für volkreich halten, obgleich man annehmen kann, daß es wenig mehr als zwanzig Millionen Einwohner hat. ³⁾ Solche Rechnungen läßt durch ihre Ungereimtheit jeglichen Glauben ein. Wir wollen noch bemerken, daß die Gleichheit des Besitzes, dem man die starke Bevölkerung des Alterthums zuschreiben könnte, bei den Galliern nicht existirte. ⁴⁾ Auch hatten sie vor Cäsars Zeit fast ununterbrochen innere Kriege. ⁵⁾ Und Strabo bemerkt, daß, obgleich ganz Gallien angebaut war, es dennoch ohne die geringste Geschicklichkeit und Sorgfalt angebaut wurde, da der Geist der Bewohner mehr den Waffen als den Gewerben zugethan war, bis die römische Herrschaft unter ihnen Frieden stiftete.

Cäsar ⁷⁾ gibt ganz genau die Kriegsmacht an, welche die Belgier aufgeboten hatten, um sich der Unterjochung ihres Landes zu widersetzen, und rechnet sie auf 208,000 Mann. Dies war nicht die ganze wehrfähige Bevölkerung in Belgien; denn derselbe Geschichtsschreiber erzählt uns, daß die Bellovier hunderttausend Mann hätten ins Feld stellen können, obgleich sie nur sechzigtausend stellten. Nehmen wir deshalb dies Verhältniß von zehn zu sechs durchgehends an, so betrug die Gesammtheit aller kampffähigen Männer in den Staaten von Belgien 350,000, aller Einwohner ein und eine halbe Million. Und da Belgien etwa der vierte Theil von Gallien war, so mochte dies Land sechs Millionen haben, welches nicht annähernd den dritten Theil der gegenwärtigen Einwohner ausmacht. ⁸⁾ Wir erfahren von Cäsar, daß die Gallier

¹⁾ Celt. Theil 1, Buch 4. 2.

²⁾ Buch 5, 25.

³⁾ Das alte Gallien war weit größer, als das heutige Frankreich.

⁴⁾ Cäsar, der gallische Krieg Buch 6, Kap. 13.

⁵⁾ Das Kap. 15.

⁶⁾ Buch 4, 178.

⁷⁾ Der gall. Krieg, Buch 2, 4.

⁸⁾ Man sieht aus den Nachrichten Cäsars, daß die Gallier keine Sklaven gehabt haben (die eine von dem gemeinen Volke getrennte Klasse gebildet hätten). Das ganze gemeine Volk war allerdings in gewissem Sinne ein Sklave des Adels, wie es das Volk in Polen bis auf den heutigen Tag ist. Und ein gallischer Edelmann hatte bisweilen zehntausend Leute, die auf diese Weise von ihm abhängig waren. Man kann auch nicht daran zweifeln, daß die Heere aus Volk und Adel zusammengefaßt waren; eine Armee von 100,000 Edelleuten ist etwas unglaubliches in einem kleinen Staate. Die

kein festes Eigenthumsrecht am Grund und Boden hatten, sondern daß das Familienoberhaupt, wenn sich ein Todesfall in einer Familie ereignete, eine neue Vertheilung des ganzen Grund und Bodens unter die verschiedenen Glieder der Familie vornahm. Diese Sitte, ein Leben nur nach Alter und Würdigkeit zu vererben (Tanistry), herrschte lange Zeit in Irland und hielt jenes Land in einem trostlosen Zustande des Elends und der Barbarei.

Das alte Helvetien war nach demselben Autor ¹⁾ 250 Meilen lang und 180 Meilen breit, dennoch hatte es nicht mehr als 360,000 Einwohner. Der Canton Bern hat jetzt allein so viel Einwohner.

Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, nach dieser Rechnung des Appian und des Diodorus Sic. zu behaupten, daß das heutige Holland stärker bevölkert sei, als das alte Batavium.

Spanien ist vielleicht von der Höhe herabgesunken, welche es vor dreihundert Jahren einnahm, wenn wir aber zweitausend Jahre zurückgehen und uns den unruhigen, stürmischen und unsichern Zustand seiner Einwohner betrachten, so werden wir uns vielleicht der Ansicht zuneigen, daß es jetzt viel volkreicher ist. Viele Spanier tödteten sich, wenn sie von den Römern ihrer Waffen beraubt wurden. ²⁾ Es ist aus Plutarch ³⁾ ersichtlich, daß Rauben und Plündern unter den Spaniern als etwas rühmliches angesehen wurde. Hirtius ⁴⁾ stellt den Zustand jenes Landes zur Zeit Cäsars in demselben Lichte dar und sagt, daß ein Jeder genöthigt war, seiner Sicherheit wegen in Burgen oder besetzten Städten zu wohnen. Erst nach der gänzlichen Eroberung unter Augustus wurde dieser Verwirrung Einhalt gethan.

Die Nachrichten, welche Strabo ⁵⁾ und Justin ⁶⁾ von Spanien geben, stimmen mit den oben erwähnten genau überein. Wie sehr muß darum unsere Meinung, das Alterthum habe eine sehr dichte Bevölkerung gehabt, an Halt verlieren, wenn wir finden, daß Cicero bei einer Vergleichung von Italien, Afrika, Gallien, Griechenland und Spanien hervorhebt, daß es ganz besonders die starke Bevölkerung sei, welche Spanien so furchtbar mache. ⁷⁾

streitbare Mannschaft unter den Helvetiern bildete den vierten Theil der ganzen Einwohnerschaft, ein deutlicher Beweis, daß die ganze männliche Bevölkerung, welche im militärischen Alter stand, Waffen trug. Siehe Cäsar Gall. Krieg. Buch 1.

Wir wollen bemerken, daß die Zahlen in Cäsars Denkwürdigkeiten zuverlässiger sind, als die, welche man bei andern alten Schriftstellern findet, weil eine griechische Uebersetzung, welche noch vorhanden ist, das lateinische Original vor der Verfälschung bewahrt hat.

¹⁾ Gall. Krieg. Buch 1, Kap. 2.

²⁾ Livius Buch 34, Kap. 17.

³⁾ Leben des Marius 6.

⁴⁾ Der Span. Krieg. 8.

⁵⁾ Buch 3.

⁶⁾ Buch 44.

⁷⁾ Wir überragen weder die Spanier an Zahl, noch die Gallier an Hume, Def. Abhandlungen. 9

Es ist indessen wahrscheinlich, daß Italien an Einwohnern abgenommen hat; allein wie viele große Städte enthält es nicht noch, wie Venedig, Genua, Pavia, Turin, Mailand, Neapel, Florenz, Livorno, Städte, die in alten Zeiten entweder gar nicht vorhanden, oder damals ganz unbedeutend waren. Wenn wir dies bedenken, so werden wir die Bevölkerung der antiken Staaten nicht so sehr ins Große treiben, wie es gewöhnlich geschieht.

Wenn sich die römischen Schriftsteller beklagen, daß Italien, das früher Getreide exportirt habe, sein tägliches Brod aus allen Provinzen beziehen müsse, schreiben sie die Ursache dieser Veränderung niemals der Zunahme der Einwohner, sondern der Vernachlässigung des Ackerbaues zu.¹⁾ Es war das die natürliche Wirkung jener verderblichen Gewohnheit, Getreide einzuführen, um es unentgeltlich unter die römischen Bürger zu vertheilen, eine Gewohnheit, die sehr wenig geeignet ist, die Zahl der Bewohner eines Landes zu vermehren.²⁾ Die „sportula“, von denen bei Martial und Juvenal so viel die Rede ist, waren Geschenke, welche in der Regel die großen Herren ihren kleinen Klienten machten, und welche ebenfalls keine andere Wirkung haben konnten, als die Beförderung des Müßiggangs, der Schwelgerei und der stetigen Abnahme der Bevölkerung. Die Dorfgeschenke (parish-rates) in England haben gegenwärtig ganz dieselbe nachtheilige Wirkung.

Würde man von mir die Angabe eines Zeitabschnittes verlangen, in welchem dieses Stück der Erde möglicher Weise mehr Einwohner gehabt haben könnte, als heute, so würde ich die Zeit des Trajan und der Antoninen als eine solche bezeichnen. Gesittung und Ackerbau war damals in dem ganzen großen römischen Reiche verbreitet, fast vollständiger Friede herrschte im Innern und nach Außen, und Polizeiverwaltung und Regierung erlitt keinen Umsturz.³⁾ Aber man sagt, daß alle großen Staaten, besonders absolute

Stärke, noch die Punier an Verschlagenheit, noch die Griechen an Kunstfertigkeit u. s. w. De harusp. resp. Rp. 9. Die Streitigkeiten der Spanier scheinen fast zum Sprichwort geworden zu sein. Du wirst die unfriedfertigen Iberer nicht fürchten. Vergil. Georg. Buch 3. Die Iberer sind hier in poetischer Weise ganz und gar für Räuber überhaupt genommen.

¹⁾ Varro, „Landbau“ Buch 2, Vorrede. Columella, Vorrede. Sueton. „Augustus“ Kap. 42.

²⁾ Wenn die Ansicht des Abts du Bos, daß Italien jetzt wärmer sei, als in früheren Zeiten, auch richtig ist, so folgt daraus noch nicht mit Nothwendigkeit, daß es auch bevölkerter und besser bebaut ist. Wenn die andern europäischen Länder mehr Wildniß und Wald enthielten, so mochten die kalten Winde, welche aus jenen Ländern kamen, das Klima von Italien rauher machen.

³⁾ Die Einwohner von Marseille verloren die Ueberlegenheit, welche sie im Handel und den technischen Künsten über die Gallier hatten, nicht eher, als die römische Herrschaft die letzteren von den Waffen zum Ackerbau und bürgerlichen Leben gebracht hatte. Siehe Strabo Buch 4. Dieser Schriftsteller wiederholt an verschiedenen Stellen die Ansicht, daß die Welt durch die römischen Künste und die römische Kultur verbessert worden sei. Plinius spricht dasselbe aus (Buch 14, Vorrede und Buch 2, Kap. 5.). Nichts aber

Monarchien die Bevölkerung an einer starken Vermehrung verhindern und ein geheimes und verderbliches Gift enthalten, welches die Wirkungen aller jener obigen Umstände vernichtet, die so große Erwartungen zu erregen scheinen.¹⁾ Zum Beweise führt man eine Stelle des Plutarch²⁾ an, die wir hier, weil sie etwas eigenthümlich ist, untersuchen wollen.

Dieser Schriftsteller versucht für das Schweigen so vieler Drafel einen Grund anzugeben und sagt, daß es der dormaligen Entvölkerung der Welt zuzuschreiben sei, deren Ursache in den vorausgegangenen Kriegen und Meutereien liege. Dies allgemeine Unglück, fügt er hinzu, hat Griechenland schwerer betroffen, als irgend ein anderes Land, und zwar dermaßen, daß es jetzt insgesammt kaum dreitausend Krieger aufbringen kann, eine Anzahl, welche zur Zeit der Perserkriege die Stadt Megara allein ins Feld zu stellen vermochte. Daher haben die Götter, welche sich nur mit würdigen und wichtigen Dingen befassen, viele ihrer Drafel unterdrückt und wür-

gibt einen schlagenderen Beweis als eine Stelle bei Tertullian, der um die Zeit des Severus lebte. (Die Seele Rp. 30). Der rhetorische Ton, der in dieser Stelle herrscht, vermindert die Bedeutung derselben etwas, hebt sie aber nicht gänzlich auf. Dasselbe gilt von der folgenden Stelle des Sophisten Aristides, der zu Hadrians Zeiten lebte. „Die ganze Welt“, sagt er, indem er sich an die Römer wendet, „scheint ein Fest zu feiern; die Menschen haben die Schwerdter, beiseite gelegt, welche sie früher trugen, und geben sich dem Wohlleben und der Freude hin. Die Städte vergessen ihre alten Streitigkeiten und wetteifern einzig und allein in ihrer Verschönerung durch Kunst und Verzierung jeglicher Art. Ueberall entstehen Theater, Amphitheater, Säulenhallen, Wasserwerke, Tempel, Schulen, Academien; und man muß in der That gestehen, daß die sinkende Cultur sich in eurem glücklichen Reiche wieder hebt. Aber nicht bloß die Städte haben an Schmuck und Schönheit zugenommen, sondern die ganze Erde ist gleich einem Garten oder Paradiese angebaut und ausgeschmückt, so daß diejenigen, welche außerhalb der Grenzen eures Reiches leben (deren es nur wenige gibt) unsere Sympathie und unser Mitleid zu verdienen scheinen.“

Es ist merkwürdig, daß, obgleich Diodorus Siculus die Einwohner Egyptens, als es von den Römern erobert wurde, mit nur drei Millionen angibt, Josephus, (Der jüd. Krieg, Bch. 2, Rp. 16) deunoch sagt daß die Bevölkerung dieses Landes mit Ausschluß von Alexandrien unter der Regierung des Nero sieben und eine halbe Million betragen habe. Er sagt ausdrücklich, daß er diese Nachricht aus den Büchern der römischen Zöllner, welche die Kopfsteuer erhoben, entnommen habe. Strabo (Bch. 17) rühmt, daß in Rücksicht auf die Staatseinkünfte aus Egypten die römische Polizei derjenigen der früheren Monarchen des Landes überlegen gewesen sei; und kein Theil der Verwaltung ist für das Glück eines Volkes von mehr Einfluß. Dennoch lesen wir beim Athenaeus (Bch. 1 Rp. 25), der unter der Regierung der Antoninen lebte, daß die Stadt Marcia in der Nähe von Alexandrien, die früher eine große Stadt war, abnahm und ein kleines Dorf wurde. Das ist eigentlich kein Widerspruch. Suidas (Augustus) sagt, daß der Kaiser Augustus, als er im ganzen römischen Reiche eine Zählung veranstaltete, nur 4,101,017 Männer (ἀνδρες) vorfand. Hier liegt sicherlich ein großer Irrthum vor entweder vom Schriftsteller oder vom Abschreiber. Aber dieses Zeugniß, so schwach wie es auch ist, reicht aus, um den übertriebenen Nachrichten des Herodot und Diodorus Siculus aus älteren Zeiten das Gleichgewicht zu halten.

¹⁾ Montesquien „Geist der Gesetze.“ Bch. 23 Rp. 19

²⁾ Kleine Abhandlungen. „Das Schweigen der Drafel.“

digen ein so kleines Volk nicht, so viele Dolmetscher ihres Willens zu haben.

Ich muß gestehen, diese Stelle enthält so viele Schwierigkeiten, daß ich nicht weiß, was ich daraus machen soll. Man muß wohl beachten, daß Plutarch nicht die weit ausgebehnte Herrschaft der Römer, sondern die früheren Kriege und Streitigkeiten der verschiedenen Staaten unter einander, die doch sämmtlich durch die römischen Waffen zur Ruhe gebracht waren, als die Ursache für die Abnahme der Menschen angibt. Plutarchs Beweisführung steht also mit dem aus der angeführten Thatsache gezogenen Schlusse in directem Widerspruche.

Polybius ist der Ansicht, daß Griechenland unter der römischen Herrschaft glücklicher und blühender geworden sei,¹⁾ und obgleich dieser Schriftsteller schrieb, ehe die Eroberer gänzlich herunter kamen und vom Beschützer der Menschheit zum Räuber an derselben wurden, so finden wir doch bei Tacitus,²⁾ daß die Strenge der Kaiser der Frechheit der Statthalter später Einhalt gethan hat, und man hat keinen Grund zu der Ansicht, daß jene großartige Monarchie so verderblich gewesen ist, wie oft gesagt wird.

Wir erfahren von Strabo,³⁾ daß die Römer zu seiner Zeit aus Achtung gegen die Griechen diesem berühmten Volke die meisten seiner Rechte und Freiheiten gelassen hätten, und Nero vermehrte dieselben später noch.⁴⁾ Wie kann man sich also vorstellen, daß das römische Joch diesem Theile der Welt so drückend gewesen sei? Den Unterdrückungen der Proconsuln war Einhalt gethan, die obrigkeitlichen Aemter wurden in den verschiedenen Städten durch die freie Wahl der Bürger besetzt, so daß die Bewerber nicht nöthig hatten, sich an den Hof des Kaisers zu wenden. Wenn viele Griechen ihr Glück in Rom suchten und durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, wodurch ihr Vaterland sich auszeichnete, emporstiegen, so werden auch viele von ihnen mit dem in Rom erworbenen Reichthum in die Heimat zurückgekehrt sein und dadurch die griechischen Republiken bereichert haben.

Alein Plutarch sagt, daß die allgemeine Entvölkerung in Griechenland weit fühlbarer geworden sei als in irgend einem andern Lande. Wie läßt sich das mit den oben erwähnten Freiheiten und Vorrechten in Einklang bringen?

¹⁾ Bch. 2 Kap. 62. Man könnte sich vielleicht denken, daß Polybius, der von den Römern abhängig war, selbstverständlich die römische Herrschaft gelobt hätte. Aber erstens entdecken wir bei Polybius, obgleich wir wissen, daß er in manchen Fällen sehr auf seiner Hut war, doch keine Spur von Schmeichelei. Zweitens bringt er diese Ansicht nur in wenigen Worten und so nebenbei an einer Stelle zum Ausdruck, wo er mit einem ganz andern Gegenstande beschäftigt ist, und man wird zugeben, daß, wenn die Aufrichtigkeit eines Schriftstellers verdächtig ist, das beiläufig Gesagte seine wahre Meinung besser darlegt, als dasjenige, was er in aller Form direct ausspricht.

²⁾ Annalen Bch. 1 Kap. 2.

³⁾ Bch. 8 und 9.

⁴⁾ Kleine Abhandlungen; „Ueber die, welche zu spät von Gott bestraft werden!“

Zudem beweist diese Stelle in Wirklichkeit gar nichts, weil sie zu viel beweist. Nur drei tausend waffenfähige Männer in ganz Griechenland! Wer kann eine so seltsame Behauptung zugeben, besonders wenn man die große Zahl der griechischen Städte bedenkt, deren Namen von der Geschichte erhalten sind und welche noch lange nach der Zeit des Plutarch von den Schriftstellern erwähnt werden? Damals gab es in diesem Lande sicherlich zehnmal so viel Einwohner als jetzt, wo im ganzen Bereiche des alten Griechenland kaum eine Stadt zu finden ist. Auch heute ist dies Land noch leidlich angebaut und ist für Spanien, Italien und das südtliche Frankreich im Falle der Noth eine ausgiebige Getreidekammer.

Wir müssen bemerken, daß die alte Mäßigkeit der Griechen und die gleiche Gütervertheilung zu Lebzeiten des Plutarch noch bestand, wie aus Lucian¹⁾ ersichtlich ist. Auch haben wir keinen Grund anzunehmen, daß dieses Land im Besitze weniger Herren war, die eine große Menge Sklaven gehalten hätten.

Es ist in der That wahrscheinlich, daß die Griechen, nachdem sie durch die Römer unterjocht waren, die Kriegszucht als vollständig nutzlos, außerordentlich vernachlässigten; und wenn diese früher so kriegerischen und ehrgeizigen Republiken je eine kleine Stadtwache unterhielten, um den Pöbel im Zaume zu halten, so war damit ihrem Bedürfnisse Genüge gethan. Diese Stadtsoldaten mochten in ganz Griechenland zusammen kaum 3000 Mann betragen. Ich gestehe, daß, wenn Plutarch diese Thatsache im Auge hatte, er einen groben Fehlschluß gemacht hat und Ursachen anführt, die mit ihren Wirkungen keineswegs im Einklang stehen. Allein ist es so wunderbar, daß ein Schriftsteller in einen Fehler verfällt, der seiner Natur anhaftet?²⁾

¹⁾ „Ueber Miethstruppen.“

²⁾ Ich muß bekennen, daß die Abhandlung des Plutarch: Von dem Stillschweigen der Orakel überhaupt von so wunderlicher Beschaffenheit und seinen übrigen Werken so ungleich ist, daß man nicht recht weiß, was für ein Urtheil man darüber fällen soll. Diese Abhandlung ist in Gesprächsform abgefaßt, eine Darstellungsweise, die den Neigungen eines Plutarch wenig zusagt. Die Personen, welche er einführt, bringen sehr wilde ungereimte und sich widersprechende Ansichten vor, die den Schwärmereien und Tollheiten eines Plato eher entsprechen, als dem gesunden Sinne eines Plutarch. Durch das ganze geht ein Zug des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit, welcher mit dem Geiste, der in den übrigen philosophischen Werken dieses Schriftstellers zu Tage tritt, sehr wenig stimmt. Denn es ist bemerkenswerth, daß im ganzen Alterthume außer Cicero und Lucian kaum ein Philosoph weniger abergläubisch ist als Plutarch, obgleich er doch als Geschichtsschreiber ebenso abergläubisch ist wie Herodot oder Livius. Ich muß in Folge dessen bekennen, daß eine Stelle aus dieser Abhandlung des Plutarch weit weniger Bedeutung für mich hat, als wenn man sie in den meisten seiner andern Werke fände.

Es gibt nur noch eine Abhandlung des Plutarch, der man dieselben Vorwürfe machen muß, nämlich seine Abhandlung „Ueber diejenigen Personen, deren Strafe von der Gottheit aufgehoben wird.“ Sie ist ebenfalls in Gesprächsform geschrieben und enthält ebenfalls abergläubische wilde Hirngespinnste und scheint hauptsächlich eine Nachahmung des Plato, besonders von dessen letztem Werke „Ueber die Republik“ zu sein.

Ich kann nicht umhin hier zu bemerken, daß Fontenelle, ein Schriftsteller,

Aber welchen Werth diese Stelle des Plutarch auch haben mag, wir wollen versuchen, ihr durch eine ebenso merkwürdige Stelle des Diodorus Siculus das Gegengewicht zu halten. Diodorus sagt an der betreffenden Stelle, daß das Heer der Minus aus 1,700000 Mann Infanterie und 200000 Mann Cavallerie bestanden habe und bemüht sich, diese Nachricht durch einige spätere Thatfachen zu unterstützen, indem er hinzufügt, man dürfe von der gegenwärtigen un- gemein schwachen Bevölkerung fast der ganzen Welt nicht auf die Menge der Menschen in früheren Zeiten schließen. 1) Ein Schriftsteller, der grade in der Periode des Alterthums lebte, die uns als so volkreich geschildert wird, 2) klagt also über die schwache Bevölkerung seiner Zeit, stellt die früheren Zeiten in dieser Beziehung über die seinige und nimmt zu alten Fabeln seine Zuflucht, um seine Ansicht zu begründen. Die Neigung, die Gegenwart zu tabeln und die Vergangenheit zu bewundern, steckt tief in der menschlichen Natur und macht ihren Einfluß sogar bei Leuten geltend, welche tiefen Verstand und umfassendes Wissen besitzen.

der wegen seiner Wahrhaftigkeit berühmt ist, seinem natürlichen Charakter etwas vergeben hat, wenn er sich bemüht, den Plutarch wegen der Stellen lächerlich zu machen, die sich in diesem Gespräche über die Drakel finden. Die Ungereimtheiten, welche den Personen des Dialoges in den Mund gelegt werden, sind dem Plutarch nicht beizumessen. Es widerlegt der eine den andern; und überhaupt scheint es die Absicht Plutarchs zu sein, grade jene Meinungen lächerlich zu machen, die ihm Fontenelle als lächerlich unterlegt. Siehe Fontenelle, Geschichte der Drakel.

1) Bch. 2, 5.

2) Er war ein Zeitgenosse Caesars und des Augustus.

*Sammlung v. Plutarch II. S. 128
Yamagata 9 X 1926*

Berichtigungen.

3	3.	11	v. o.	lies	scheiden statt schneiden.
11	3.	17	u.	„	verpachtet, noch statt verpachtet noch.
12	3.	1	„	„	Dümbier statt Dünbier.
16	3.	11	„	„	belehren statt belehrten.
17	3.	5	o.	„	Kohheit statt Köheit.
17	3.	22	u.	„	waren statt war.
22	3.	11	„	„	Großbritannien statt Großbritannien.
26	3.	4	„	„	Gold statt Geld.
32	3.	20	„	„	alles statt Alles.
35	3.	19	o.	„	Zinsfuß statt Zinsfuß.
38	3.	9	„	„	deshalb statt deshalb.
45	3.	2	u.	„	Northumberland statt Northunterlund.
48	3.	3	o.	„	daß statt das.
49	3.	12	„	„	allem statt allen.
53	3.	15	„	„	Alexandrier statt Alexandrier.
53	3.	24	„	„	etwas statt Etwas.
54	3.	16	u.	„	Lande zu treiben statt Lande treiben.
62	3.	23	o.	„	Statthalter statt Staatthalter.
66	3.	5	u.	„	den statt dem.
72	3.	23	o.	„	Staatspfänder statt Staatspfändern.
81	3.	7	u.	„	zuschreibt statt zuschreibe.
84	3.	20	„	„	Seneca statt Seneca.
84	3.	21	„	„	Martial statt Martia.
96	3.	3	„	„	den dreißig statt der dreißig.
99	3.	18	„	„	in statt im.
105	3.	22	„	„	daß statt das.
105	3.	11	„	„	dem statt den.
108	3.	3	„	„	ausmachten statt ausmachte.